H. misc. 189-10

Baur

<366287738900017

<366287738900017

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Neue
Denkwürdigkeiten
aus der
Menschen- Völker-
und
Sittengeschichte
alter und neuer Zeit.

Zur
angenehmen und belehrenden Unterhaltung
für alle Stände.

Von

Samuel Baur,
Königl. Würtemb. Dekan und Pfarrer in Alpeck und Göttingen.

Vierter Band.

Ulm, 1828.
Im Verlage der Stettinischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Innhalt.

Erste Abtheilung.

Biographie.

Seite.

Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel. 3.

1. Abkunft. Erziehung Sinnesart. Die ersten Aeuſserungen tapfern Muthes. 3.
2. Erste Feldzüge in Italien unter Karl dem Achten und Ludwig dem Zwölften. 9.
3. Feldzug gegen Neapel. Zweikampf, Streifzüge. Rückkehr nach Frankreich. 17.
4. Krieg gegen Genua und gegen Venedig. Bayards Abscheu gegen Grausamkeiten. 24.
5. Bayards Edelmuth im Kriege gegen den Pabst Julius den Zweiten, und während er zu Brescia an einer Wunde darnieder liegt. 35.
6. Die Schlacht bei Ravenna. Bayard in Grenoble. Seltene Selbstbeherrschung. 45.
7. Das Ende der Regierung Ludwigs des Zwölften. Franz der Erste, sein Nachfolger, erobert Mailand.

Seite.

land. Bayard ertheilt dem Könige den Ritterschlag. 49.
8. Durch Vertheidigung der Festung Mezieres rettet Bayard das Königreich. 58.
9. Des Ritters letzter Feldzug nach Italien. Die Affaire bei Rebecco. 66.
10. Bayards Tod. Trauer um den Helden. 74.

Zweite Abtheilung.

Biographische Fragmente.

I. Friedrich mit der gebissenen Wange, Landgraf von Thüringen. 84.
II. Der heilige Taurin. 88.
III. Der Wunderdoctor Buttler. 89.
IV. Der Bildnißmaler Kneller. 92.
V. Der Dichter Regnard. 96.
VI. Schillers Sterbebette. Von einem Augenzeugen beschrieben. 102.

Dritte Abtheilung.

Scenen aus der Völkergeschichte.

I. Ketzergericht im Hildesheimischen. Ein Beitrag zur Geschichte der Religionsverfolgungen im dreissigjährigen Kriege. 110.
II. Das Testament Karls des Zweiten, Königs von Spanien. 120.
III. Napoleons Kaiserkrönung. Im December 1804. 135.

Vierte

Seite.

Vierte Abtheilung.

Kriegerische Ereignisse.

I. Zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges. Aus Chroniken und Urkunden. 164.
1. Die Schweden am Rhein. 164.
2. Die Schweden in Hessen. 173.
II. Heldenmüthige Aufopferung. 184.
III. Die schröcklichste Höllenmaschine. 186.
IV. Die Russen zu Anclam in Pommern. Im Jahr 1713. 188.
V. Kinderraub. 193.
VI. Schicksale eines preußischen Freiwilligen in der Schlacht an der Katzbach. Von ihm selbst erzählt. 196.
VII. Kriegsdrangsale der Stadt Wittenberg, im Jahr 1813. 202.
VIII. Grausamkeiten der Türken und Rache der Griechen. Scene aus dem Befreiungskriege, vom Jahr 1822. 205.

Fünfte Abtheilung.

Reiseabentheuer.

I. Des schwedischen Naturforschers Linné ausländische Reisen. 217.
II. Schröcklicher Kampf mit Wind und Wellen. 236.
III. Schiffbruch eines englischen Paketboots. Im Jahr 1823. 240.

Sechste Abtheilung.

Außerordentliche Naturereignisse.

I. Erdbeben in Sicilien. Im Jahr 1693. 244.
II. Das immerwährende Feuer. 248.

	Seite.
III. Verherender Blitzstrahl.	251.
IV. Hungersnoth in der Schweitz. Im Jahr 1817.	254.
V. Wunderbare Höhle.	268.

Siebente Abtheilung.

Historische Kuriositäten.

1. Die Spielkarten.	271.
2. Der gefeierte Esel.	274.
3. Sittengericht.	276.
4. Das Tugendspiel.	—
5. Beerdigungs = Kosten. Vom Jahr 1495.	278.
6. Der Rosenkranz.	279.
7. Ursprung der Restauration in Paris.	280.
8. Der Tabackraucher.	281.
9. Des Kaisers Bart.	—
10. Die Uebersetzungskunst.	282.
11. Der hundertjährige Hirsch.	283.
12. Geisterbeschwörung.	284.
13. Große Hitze.	286.
14. Strenge Kirchendisciplin.	—
15. Schnelle Justitz.	287.
16. Englische Neujahrsfeier.	239.
17. Die schwache Besatzung.	291.
18. Lebens = Ueberdruß.	292.
19. Das originelle Musikfest.	—
20. Die bezauberten Nonnen.	295.
21. Gerichtliche Barbarei.	299.
22. Pferde = Supplik.	300.
23. Musiker = Supplik.	302.
24 Projekte.	—
25. Der galante Theater = Dichter.	303.
26. Türkenkrieg.	304.
27 Luft = Taxe.	305.
28 Türkische Geschenke.	306.
29. Das Testament König Friedrich des Zweiten. Aufgesetzt im Jahr 1769.	307.

	Seite.
30. Glückliche und unglückliche Tage.	309.
31. Allerlei von Eiern.	312.
32. Große Tabackschnupfer.	313.
33. Das Nacrendorf in Belgien.	314.
34. Der Gewissens-Wecker.	316.
35. Wie lange soll man predigen.	317.
36. Das Steckenpferd.	318.
37. Das asiatische Krankenhaus.	319.
38. Die Höllenbrücke.	—
39. Ein wanderndes Haus.	322.
40. Bettelsucht.	323.
41. Der Vatermordsrächer. Eine grönländische Geschichte.	325.
42. Lesefrüchte.	331.

Achte Abtheilung.

Anekdoten.

1. Wahre Fürstenwürde.	345.
2. Der geistliche Bierschenke.	346.
3. Gekrönte Liebe.	347.
4. Lohn des Teufelaustreibens.	348.
5. Lohn der Grausamkeit.	349.
6. Der papierne Prediger.	351.
7. Tetzels grobe Betrügereien.	—
8. Alles zu seiner Zeit.	353.
9. Die Maske.	—
10. Sinnreiche Entschuldigung.	354.
11. Die falsche Erklärung.	—
12. Wozu der Degen?	355.
13. Schröckliche Hungersnoth.	—
14. Vorzeichen.	356.
15. Sinnreiche Deutung.	357.
16. Mißgriff.	358.
17. Vergebliches Wagstück.	359.
18. Der beschämte Kaiser.	—
19. Der rechte Ehemann.	360.
20. Redlichkeit, wo man sie nicht gesucht hätte.	—

	Seite.
21. Die duellirenden Schauspieler.	362.
22. Der raissonirende Schauspieler.	363.
23. Impromptu.	—
24. Der Fürst und sein Volk.	364.
25. Der Rückzug.	365.
26. Die Zöglinge.	—
27. Würdigung des Verdienstes.	366.
28. Bitte und Erhörung.	367.
29. Die Kantate in der Dorfkirche.	368.
30. Theaterkritik.	369.
31. Wer ist ein Philosoph?	370.
32. Würdigung des Lobes.	371.
33. Richterliche Weisheit.	372.
34. Der poetische Schulmeister.	374.

Denkwürdigkeiten

aus der

Menschen- Völker-

und

Sittengeschichte.

Zehenter Band.

Erste Abtheilung.

Biographie.

Bayard.

Der Ritter ohne Furcht und Tadel.

1.

Abkunft. Erziehung. Sinnesart. Die ersten Aeusserungen tapfern Muthes.

Es giebt Menschen, deren Leben gleichsam eine Kette schlechter, gewissenloser Handlungen bildet, die jeder Pflicht Hohn sprechen, und in der Schande gewissermaßen eine Ehre suchen. Glücklicherweise stehen ihnen gegenüber einzelne edle, großartige Naturen, deren sichtbares Wirken die Vorschriften des Rechts und der Tugend praktisch erläutert. Alles, was sie thun, verräth den Stempel einer veredelten, geistigen Natur, hervorgegangen aus dem steten Streben nach sittlicher Vervollkommnung, Bekämpfung niedriger Leidenschaften und Begierden. Sie stellen in ihren Verhältnissen das Ideal dar, das

 Allen

Allen vorschweben sollte, das die Wenigsten, irregeleitet von kleinlicher Selbstsucht, niedergebeugt vom thierischen Wesen ihrer Natur, zu erreichen weder wünschen noch vermögen. Eine solche seltene Erscheinung war Bayard, von seinen Zeitgenossen einstimmig der Ritter ohne Furcht und Tadel (le chevalier sans peur et sans reproche) genannt. Er ist gleichsam der letzte Repräsentant des edeln großherzigen Ritterthums, ein möglichst getreues Abbild jenes idealen Characters, dessen Darstellung als hohe Aufgabe der Chevaliere erschien, und vielleicht der einzige unter den Helden des Mittelalters, dessen Leben ohne Flecken ist, und den man ohne Einschränkung loben kann. Der helle Blick, der ihn schnell das Wahre und Richtige finden ließ; die militairischen Talente, die er in den schwierigsten Umständen entwickelte; die glänzenden Thaten, die er verrichtete, in Verbindung mit den liebenswürdigsten persönlichen Eigenschaften und Tugenden, erwarben ihm den weit verbreiteten Ruf, der sich bis auf unsere Tage erhalten hat. In einem Zeitalter, wo der Krieger seinen Waffenruhm oft durch Härte und Grausamkeit befleckte, verläugnete er nie seine Milde und Menschenfreundlichkeit, seinen Biedersinn und Edelmuth. Immer war er einfach, bescheiden, uneigennützig, ein treuer Freund und wohlwollend selbst gegen Feinde. Deswegen genoß er einer ungetheilten Achtung und eines unbeschränkten Vertrauens bei dem gemeinen Krieger sowohl, als bei den ersten Befehlshabern, und selbst der Feind mußte seinen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Bayard stammte aus einem alten adeligen Geschlechte der Dauphiné, das zwar nicht reich, doch allgemein geachtet von Seiten der Tugend und der militairischen Dienste aller derer war, die dazu gehörten.

hörten. Sein Familienname war Terrail, und sein Taufname Pierre; den Namen Bayard gab ihm sein Vater nach einem Schlosse dieses Namens, drei Stunden von Grenoble, worin Pierre 1476 geboren war.

In dem Geschlechte, aus welchem Bayard abstammte, war der Soldatenstand erblich, und er zählte eine Reihe von Ahnen, die den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden hatten. Der Vater seines Urgroßvaters, Philipp Terrail, blieb in der Schlacht bei Poitiers, unter König Johann 1356. Sein Urgroßvater fiel in der Schlacht bei Aziacourt 1415 unter Karl dem Sechsten. Sein Großvater starb auf dem Schlachtfelde von Monthery 1405, unter Ludwig dem Eilften, gegen Karl den Kühnen, Herzog von Burgund, fechtend. Sein Vater endlich, Aymon Terrail, erhielt 1479 in der Schlacht bei Guinegaste so bedeutende Wunden, daß er den Dienst verlassen mußte. Er erreichte ein Alter von achtzig Jahren. Bayards Mutter stammte aus dem Hause Allemans-Laval, und war eine Schwester des Bischofs von Grenoble. Vier Söhne kamen aus dieser Ehe. Der älteste blieb bei seinem Vater, der zweite war unser Bayard, der dritte gieng in ein Kloster und der vierte widmete sich dem geistlichen Stande unter Anleitung seines Oheim, des Bischofs zu Grenoble.

Pierre Bayard entschied sich frühe für den Waffendienst. Auch seine Erziehung übernahm der wohlwollende Oheim, und da der Stand desselben zur Geistesbildung führte, so erwarb sich der Jüngling mancherlei wissenschaftliche Kenntnisse. Mit diesen stillen Beschäftigungen verband er die tägliche Uebung in allem, was den Leib abhärtet und gewandt macht. Sein fester und gedrungener Körper-

bau

bau setzte ihn in den Stand, die angreifendsten Strapazen auszuhalten. Ueber alle jungen Leute seines Alters trug er auf den Degen und die Lanze den Sieg davon, und wilde Pferde zu tummeln verstand Keiner besser als er. So vorbereitet begleitete er im dreizehnten Jahre seinen Oheim nach Chamberi, das nicht weit vom Schlosse Bayard entfernt lag, an den Hof des Herzogs von Savoyen, der ihn nun als Page in seine Dienste nahm. Beim Abschiede gab ihm seine Mutter alle die Lehren, welche sein Verhalten bilden konnten. Sie beschwor ihn, an den Höfen und in den Armeen alle die Tugenden zu zeigen, welche nur zu oft an beiden vernachläßiget werden: Sanftheit, Offenheit, Bescheidenheit, Verbindlichkeit, Freigebigkeit, Mitleid mit den Armen und Kranken, Güte des Herzens, welche Menschlichkeit gebietet, vor allen aber reine Sitten, als Grundlage des Verdienstes und Mittel, wo nicht zu Ehrenstellen, deren Glanz vergänglich ist, wenigstens zu öffentlicher Achtung zu gelangen, die sich nie verliert.

Der junge Bayard nahm diese Ermahnungen zu Herzen und durch sein sittliches Verhalten sowohl, als durch seinen wissenschaftlichen Eifer und seine Geschicklichkeit in allen Arten von Leibesübungen war er am savoyschen Hofe allgemein beliebt. Als der Herzog einst nach Lyon reiste, wo er mit dem Könige Karl dem Achten von Frankreich eine Zusammenkunft hielt, befand sich Bayard im Gefolge desselben. Da ihn der französische Monarch als den gewandtesten Reiter rühmen hörte, so wünschte er sich selbst von seiner Geschicklichkeit zu überzeugen. In dieser Absicht versammelten sich die beiden Fürsten mit einem zahlreichen Gefolge auf einer Wiese. Hier beschäftigte Bayard und sein

Pferd

Pferd die ansehnliche Versammlung länger als zwei Stunden. Wenn er am Ziel seiner Bahn war, so rief der König, von seiner Geschicklichkeit bezaubert, einmal über das andere: Piqués, piqués encore une fois! Die Pagen des Königs, entweder eifersüchtig auf das Lob, das er erhielt, oder von Bewunderung hingerissen, riefen auch ihr: Piqués! und dieses wiederholte Rufen erwarb ihm mehrere Jahre hindurch den Beinamen Piquet.

Der französische König bat den Herzog von Savoyen, ihm seinen Pagen zu überlassen, und so kam Bayard in seinem siebenzehnten Jahre als Gensdarme in französische Dienste. Auch in diesem neuen Verhältnisse erwarb er sich allgemeine Achtung, und erhielt Auszeichnungen, die er nur seinen Grundsätzen und Sitten zuschreiben konnte. An Stärke und Geschicklichkeit kamen ihm Mehrere gleich, aber Keiner hatte in einem so hohen Maaße, wie er, die Eigenschaften, welche Herzen gewinnen: eine Sanftheit, Offenheit, eine Miene voll Treuherzigkeit und Gefälligkeit, die sich überall auf die liebenswürdigste Art zu erkennen gaben.

Die Turniere, welche die französischen Ritter zuweilen veranstalteten, waren für Bayard eine erwünschte Gelegenheit, seine Geschicklichkeit in den Waffen zu zeigen. Eines Tages bat ein französischer Edelmann aus Bourgogne, Herr von Vaudrei, den König um die Erlaubniß, zu Fuß und zu Pferde, im Lauf mit der Lanze und im Kampfe mit der Streitaxt eine Probe ablegen zu dürfen. Als er sie erhalten hatte, ließ er auf einem öffentlichen Platze in Lyon seinen Schild ausstellen, und machte sich anheischig, alle diejenigen zu bekämpfen, welche sich einstellen und ihre Namen von dem Waffenkönig einzeichnen lassen würden. Dieser wunder-

te sich nicht wenig, als Bayard, damals kaum achtzehn Jahre alt, und dem Anschein nach keiner starken Anstrengung fähig, sich auf die Liste der Streitenden setzen ließ, denn Baudrei war ein mannhafter Kämpfer, von ungemeiner Stärke und Gewandtheit. Doch Bayard ließ sich nicht irre machen, sondern erschien an dem zum Kampfe bestimmten Tage auf dem öffentlichen Platze, wo der König und alle vornehmen Damen von Lyon versammelt waren. Baudrei that Wunder mit der Lanze und der Streitaxt, und je mehr Siege er gegen seine Gegner errang, um so besorgter war man für Bayard. Als es aber zum Handgemenge kam, war man nicht wenig erstaunt, ihn mit Vortheil einen Riesen bekämpfen zu sehen, der alle übrigen besiegt hatte. Als darauf die Kämpfer der Vorschrift gemäß, mit aufgezogenem Visier vor den Damen, welche längs den Schranken standen, vorüber giengen, riefen sie beim Anblick des blassen und magern jungen Bayard in ihrem Dialect: „Schaut, wie er jämmerlich aussieht, und doch hat er es besser gemacht, als die andern.“ Der König schenkte ihm ein Pferd aus seinem Stalle und einiges Geld, und sagte zu ihm: „Freund Piquet, der liebe Gott entfalte noch mehr in euch, was ich bisher gesehen habe. Seyd brav, ich werde für euch sorgen.“

Als Bayard von Lyon in sein Standquartier nach Aire zurückkehrte, giengen ihm die Edelleute, die mit ihm eine Kompagnie ausmachten, zu Pferde entgegen, und erwiesen dadurch der Tapferkeit ihres Kameraden eine Ehre, welches sie unter andern Umständen nur dem Ansehen ihres Chefs erwiesen haben würden. Der Eifer dieser Edelleute hatte die Neugierde der Einwohner von Aire rege gemacht, vorzüglich der Damen, welche sich geputzt an die

Fenster

Fenster stellten, als wenn es ein Fest oder einen öffentlichen Einzug gegolten hätte.

Wenige Tage nach seiner Ankunft in Aire ließ Bayard in der Stadt und den benachbarten Garnisonen ein Turnier ankündigen. Eine große Menge Ritter begab sich dahin, um Antheil daran zu nehmen. Bayard besiegte sie alle, und trug außer dem Preis des Turniers den Vortheil davon, seiner Freigebigkeit genügen zu können, indem er den errungenen Preis unter diejenigen vertheilte, die nach ihm am besten gekämpft hatten. Seine Seele war rein von allem Eigennutz und von eitler Selbsterhebung. Sein höchster Wunsch war, ein recht tüchtiger Kriegsmann zu werden, und durch seine Thaten die Ehre seiner Nation bei den Feinden derselben zu verherrlichen. Deswegen war es ihm unmöglich, sein Leben durch leichtsinnige und liederliche Streiche zu schänden. Da ihm die Achtung der Bravsten und Klügsten alles war, so behandelte er auch selbst den Geringsten mit der Aufmerksamkeit und Schonung, die den überlegenen Kopf so ehrenwerth macht. Und dieß Betragen konnte nicht verfehlen, ihm die Liebe aller seiner Bekannten zu verschaffen, und allen Neid über seine glänzenden Vorzüge zu ersticken.

2.

Erste Feldzüge in Italien unter Karln dem Achten und Ludwig dem Zwölften.

Die Zeit, in der Bayard zum Helden heranwuchs, war die Periode des, nach befestigter einheimischen Macht, plötzlich erwachten Eroberungsgeistes der französischen Könige, welchem der Geist der Nation, des kriegslustigen, ruhmsüchtigen Adels zumal, bereitwillig entgegen kam. Das schöne Italien besonders

sonders erschien den Tapfern als ein reiches Erndte-feld der Kriegsehre und der Beute. Dieses herrliche Land war seit den frühesten Zeiten durch mancherlei innere Unruhen und Kriege seiner Fürsten zerrüttet, die, eifersüchtig auf ihre Macht, einander gegenseitig zu schwächen und zu unterjochen strebten. Fünf größere Regenten theilten sich vorzüglich in die Regierung des Landes: der Pabst, der König von Neapel, der Herzog von Mailand und die Republiken von Venedig und Florenz. Oft schon waren sie, im Laufe der Zeiten, die Beute unternehmender Eroberer geworden. Anstatt mit vereinter Macht gegen die Feinde von außen zu stehen, verließen und verriethen vielmehr die italienischen Staaten einander selbst, und feindeten sich aus Mißgunst oder Eifersucht an. Nur in einem Stücke waren sie einig, in einem glühenden Hasse gegen die sie unterdrückenden Fremden, wider welche sie auch immer die Waffen der unterliegenden Schwäche führten — List und Verrätherei.

Karl der Achte von Frankreich, nach fremden Eroberungen begierig, glaubte Ansprüche auf das Königreich Neapel zu haben. Schmeichler, welche die Schwächen der Fürsten ausstudiren, um sich derselben zu ihrem Vortheile zu bedienen, ermunterten ihn, diese Ansprüche geltend zu machen. Berauscht von diesem Entwurfe brach der vier und zwanzigjährige König, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, im August 1494 nach Italien auf, überstieg mit Blitzesschnelle die schneeigten Alpen, durchzog Oberitalien, ohne Widerstand zu finden, schloß den Pabst in der Engelsburg ein und nöthigte ihn zu einem Vergleich. Sein fernerer Marsch gegen Neapel glich jetzt mehr einem Triumphzuge als einer kriegerischen Expedition, denn überall zog er in die

Städte

Städte mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele ein, unter lautem Zujauchzen des Volks. Kein Blut war vergossen bei allen diesen Siegen; der Schrecken hatte ganz Italien entwaffnet. So drang das französische Heer mit überraschender Schnelligkeit durch alle italienischen Länder bis nach Neapel, und eroberte fast ohne Schwerdtstreich das schöne Reich. Aber es ist leichter, ein Land zu erobern, als zu behaupten. Karl war wohl tapfer, aber dabei eitel, leichtsinnig, unklug. Als er sich am Ziel seiner Wünsche sah, dachte er blos auf sein Vergnügen, und überließ alle Geschäfte solchen Leuten, die seines Vertrauens unwürdig waren. Lustbarkeiten, Feste, Bedrückungen, Geitz und Zügellosigkeit, keine Sorgfalt zur Schonung der neuen Unterthanen, keine Vorsicht gegen auswärtige Unternehmungen: das waren die Mittel, deren sich die Sieger zur Befestigung ihrer Herrschaft bedienten. Aber ehe sie sichs versahen wurden sie durch eine allgemeine Verbindung der Fürsten Italiens aus ihrem Taumel aufgerüttelt. Ohne das Ungewitter zu verscheuchen, ohne Maaßregeln nach Beschaffenheit der Umstände zu ergreifen, dachte Karl in seinen Bedrängnissen nur auf einen schnellen und sichern Abzug und auf die Heimkehr nach Frankreich. Aus Furcht, man möchte ihm den Weg dahin versperren, verließ er Neapel mit einem großen Theil seiner Macht, und marschirte in Eilmärschen seiner Heimat zu. Die Feinde erwarteten ihn bei Fornuovo, am Fuße des apeninischen Gebirges, und verlegten ihm den Weg. Der zur Verzweiflung gebrachte Muth der Franzosen trug zwar den Sieg davon, allein es war nur ein schwacher Vortheil über die Verbündeten. Ungeachtet dieses Sieges, der viel Blut kostete, wurden doch die Franzosen aus dem

ganzen Reiche gejagt, und sie verloren Neapel eben so schnell wieder, als sie es an sich gerissen hatten.

Bayard war Zeuge aller dieser Ereignisse, und gab hier, nachdem ihm der König die Ritterwürde ertheilt hatte, die ersten Beweise seines kühnen Muthes. Besonders glänzte er auf dem gefahrvollen Rückzuge nach Frankreich hervor, unter der Menge der Braven, welche auf ihres Königs Ruf in diesen gefahrvollen Kampf geeilt waren. In der Schlacht bei Fornuovo wurden ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, und er entriß den Feinden eine Fahne.

Der König von Frankreich überlebte den Verlust Neapels nur ein paar Jahre; er starb den siebenten April 1498 in seinem acht und zwanzigsten Jahre. Sein Nachfolger, Ludwig der Zwölfte, nicht minder lüstern nach dem italienischen Lande, warf seine Blicke zuerst auf Mailand, und suchte seine Ansprüche auf dieses Herzogthum mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Zwar waren unter seines Vorgängers Regierung die Finanzen in Unordnung gerathen, und die Soldaten ziemlich ausgeartet. Doch Ludwig stellte bei beiden die Ordnung wieder her, schloß Verträge und Bündnisse mit England, Spanien, dem Kaiser Maximilian von Oesterreich, vorzüglich aber mit den Schweitzern, Venedig und dem Pabste, und zog im August 1499 mit einem ansehnlichen Heere über die Alpen. In drei Wochen war das herrliche Mailand erobert, und Bayard befand sich unter denen, die an dieser Eroberung einen rühmlichen Antheil hatten. Bald empörten sich aber die hart bedrängten Mailänder, unterstützten ihren vertriebenen Regenten, den schlauen Herzog Ludwig Sforza, und schon im folgenden Jahre war dieser wieder im Besitz aller seiner eingebüßten Staaten.

Ein

Ein neues französisches Heer rückte ins Mailändische ein, um den Herzog zu vertreiben. Bei diesem zweiten Eroberungszuge zeichnete sich Bayard besonders aus. Er war zwar noch immer einfacher Gensdarmes; aber sein Muth, verbunden mit seinen andern liebenswürdigen Eigenschaften, vorzüglich aber sein Eifer im Dienste des Königs, hatten ihm in der Kompagnie ein überwiegendes Ansehen verschafft. Er hatte auskundschaftet, daß der Herzog Ludwig Sforza in dem Flecken Binasco, anderthalb Meilen von Mailand, unter der Anführung des Cajazzo, eines sehr tapfern Mannes, dreihundert Mann Kavallerie postirt hatte. Schnell reifte in ihm der Entschluß, diesen Posten wegzunehmen. An der Spitze von fünfzig Tapfern, welche von ihren Schützen begleitet waren, trat er den Marsch an. Cajazzo hatte immer kluge Spione in seinem Dienst; durch diese von Bayards Absichten unterrichtet, kam er ihm auf halbem Wege entgegen. Es begann ein wüthender Kampf, die Lanzen waren in wenig Stößen zersplittert, und Bayard hieb wie ein Wüthender mit dem Degen um sich. Beide Parteien vergaßen sich ganz in der Hitze des Kampfes, nnd die Italiener merkten weder daß sie zurückgetrieben wurden, noch die Franzosen, daß sie vorwärts rückten. So kamen die Kämpfenden bis auf eine Stunde vor Mailand, und endlich sogar bis vor die Thore der Stadt. Einer von Bayards Gefährten, der dieß zuerst bemerkte, rief mit lauter Stimme: „Zurück, Brüder, zurück!“ Aber Bayard, außer sich vor Freuden über die erkämpften Vortheile, war taub gegen den wiederholten Zuruf seiner Kameraden, und sprengte, von ihnen verlassen, in vollem Galopp in Mailand hinein, als hätte er die Hauptstadt einnehmen wollen. Erst

beim

beim Anblick des fürstlichen Schlosses machte er Halt, und starrte wie bezaubert vor sich hin. Bürger, Soldaten und Weiber fielen über ihn her, um ihn für seine Verwegenheit zu bestrafen; aber der brave Cajazzo, der immer in seiner Nähe gekämpft hatte, nahm ihn in Schutz, und führte ihn als Gefangenen in seine Wohnung. Als sich Cajazzo an demselben Tage zum Abendessen bei dem Herzoge einfand, der von den Fenstern seines Pallastes aus ein Augenzeuge von Bayards Muthe und Gefangennehmung gewesen war, sprach er mit lauten Lobeserhebungen von dem Heldenmuthe seines Gefangenen. Der Herzog, begierig den jungen Krieger selbst zu sprechen, befahl dem Cajazzo, ihn herbeizuholen, und als er kam, entstand folgendes Gespräch:

Herzog. Herr Edelmann, was hat euch hieher gebracht?

Bayard. Die Lust zu siegen.

Herzog. Aber glaubtet ihr, Mailand allein einzunehmen?

Bayard. Nein, gnädiger Herr, ich glaubte mich von meinen Kameraden begleitet.

Herzog. Auch mit diesen wär euch das doch nicht möglich gewesen.

Bayard. Ich kann es nicht läugnen, auch sind sie klüger gewesen als ich; dafür sind sie frei, und ich gefangen. Doch immerhin, ich bin ja der Gefangene des bravsten und großmüthigsten Mannes.

Det Herzog erkundigte sich darauf nach der Stärke der französischen Armee, und zwar mit einer Miene, als verachte er sie.

Bayard. Wir zählen unsere Feinde nicht. Alles, was ich euch sagen kann, ist, daß die Soldaten meines Herrn lauter ausgesuchte Leute sind,

sind, vor welchen die eurigen nicht Stand halten werden.

Herzog. (empfindlich) Der Ausgang wird in Kurzem das Gegentheil zeigen.

Bayard. Wollte Gott, dieß geschähe Morgen, und ich wäre frei.

Herzog. Ihr seyd es; ich liebe euren Muth und eure Standhaftigkeit, und bewillige euch gern alles, was ihr sonst noch von mir verlangen wollt.

Durchdrungen von so viel Güte, warf sich Bayard dem Herzog zu Füßen, bat, in Betrachtung seiner Ritterehre ihm seine stolzen Reden zu verzeihen, und versprach ein ewiges Andenken. „Jetzt, fügte er hinzu, bitt' ich euch nur noch um mein Pferd und meine Waffen. Allenthalben werd' ich eure Großmuth rühmen." Cajazzo ließ sogleich beides holen, worauf Bayard sich empfahl, vor des Herzogs Fenster noch eine Lanze brach, und dann freudig zum Thor hinaus galoppirte. Man war im französischen Lager sehr besorgt um ihn gewesen, doch als man ihn jetzt triumphirend daher sprengen sah, empfiengen ihn seine Kameraden mit dem lebhaftesten Freudengeschrei.

Ludwig Sforza konnte sich nur kurze Zeit im Besitze von Mailand behaupten. Die Schweitzer, die er in seinem Solde hatte, verriethen ihn, und lieferten ihn als Gefangenen in die Hände der Franzosen. Bayard besuchte ihn in seiner Gefangenschaft, bemühte sich aber vergeblich, sein hartes Loos zu mildern. Der Herzog wurde nach Frankreich gebracht, wo er zehn Jahre lang, bis an seinen Tod, in einem engen Kerker schmachten mußte. Sogleich nach seiner Gefangennehmung hatten die Franzosen von neuem, und zwar ohne Schwerdtstreich, ganz Mailand in ihre Gewalt bekommen. Mehrere mai-

ländische

ländische Städte, die den Herzog Ludwig Sforza unterstützt hatten, wurden hart bestraft. Als sich in dieser Absicht der Graf von Ligni, unter dem Bayard diente, mit einem Armeekorps der Stadt Voghera näherte, schickten die Einwohner Deputirte an den Grafen, um ihn zu besänftigen. Er wollte sie aber nicht hören, sondern rückte in Voghera ein. Die Deputirten, welche ihn nicht mehr unmittelbar zu bitten wagten, wandten sich an Bayard und seinen Freund Ludwig von Ars, einen der tapfersten Männer seines Jahrhunderts und voll leidenschaftlicher Liebe für alle diejenigen, welche ihm darin ähnlich waren. Beide versprachen ihre Verwendung, und als der Graf von Ligni, dem sich die Deputirten zum zweitenmale vorstellten, sie hängen zu lassen drohte, warf sich Ludwig von Ars vor ihm nieder, und bat um ihre Begnadigung. Der Graf ward bewegt, und verzieh. Als ihm aber die Deputirten ein Geschenk an Silbergeschirr, dreihundert Mark werth, machen wollten, rief er: „Fort, ich verkaufe meine Gnade nicht, und nehme keine Geschenke von Rebellen. Bayard, fügte er hinzu, nehmt ihr dieß Geschirr, ich schenk es euch.“ — „Gnädiger Herr, erwiederte Bayard, ich dank' euch; aber Gott verhüte, daß die Geschenke so schlechter Menschen in mein Haus kommen; sie würden mir Unglück bringen.“ Und damit nahm er das Silbergeschirr, und vertheilte es unverzüglich unter seine Kameraden. So uneigennützig bewies er sich immer, und oft unter Umständen, wo er kaum die Mittel hatte, sich die Nothwendigkeiten des Lebens zu verschaffen.

3.

Feldzug gegen Neapel. Zweikampf, Streifzüge. Rückkehr nach Frankreich.

Ludwig der Zwölfte, ungesättiget mit Mailand, machte sogleich neue Plane der Eroberung, als er den Herzog Ludwig Sforza in seine Gewalt bekommen hatte. Er würde ohne Aufschub seine Truppen nach Neapel gesendet haben, um sich dieses Königreich zu unterwerfen, wäre er nicht durch die Besorgniß abgehalten worden, daß der Kaiser Maximilian auf die Seite seiner Feinde treten möchte. Um sich dagegen zu verwahren und den Erfolg zu sichern, schloß er mit dem Könige von Spanien, Ferdinand dem Katholischen, einen Theilungsvertrag über das zur Beute ersehene Reich, vergessend, daß ein Raub unter rechtlichen Formen begangen doppelt schändlich, und daß bei Bösen keine Treue sey. Wirklich währte die Eintracht unter den beiden Königen nicht lange. Zwar wurde das ganze Königreich Neapel 1501 von den Franzosen und Spaniern in weniger als vier Monaten erobert, aber sobald man zur Theilung schreiten wollte, kam es zu Streitigkeiten, und das Ende derselben war, daß die Franzosen von den Spaniern aus Neapel vertrieben wurden. Drei neue Heere, die Ludwig nach Italien sandte, zwei andere, mit welchen er Spanien angrif, vermochten nichts wider Ferdinands und seiner Feldherren Glück — Neapel blieb gänzlich verloren.

Dem Krieger in untergeordneten Verhältnissen kommt es nicht zu, sein Urtheil über die Rechtmäßigkeit der Sache abzugeben, für die er kämpft. Er thut seine Pflicht, wenn er seine ganze Kraft aufbietet, um den Vortheil seines Gebieters zu be-

fördern, ohne die Gesetze der Ehre und der Menschlichkeit zu verletzen. Dieß that Bayard auf dem Feldzuge nach Neapel sowohl, als bei dem Rückzuge von da, in allen Schlachten und Gefechten, die dabei vorfielen. Einst wurde er mit einer halben Kompagnie Gensdarmen nach Monervino gesendet, um diesen Posten zu schützen. Da es hier nicht viel zu thun gab, und kein Ueberfall zu befürchten war, so unternahm er an der Spitze von fünfzig Mann allerlei Streifzüge. Auf einem derselben bekam er, nach einem hitzigen Gefechte, den spanischen Hauptmann Alonzo de Soto Major, der bei den Seinigen in hohem Ansehen stand, gefangen. Er behandelte ihn eben so edel, wie er einst von Cajazzo behandelt worden war, gab ihm ein Zimmer im Schlosse zu Monervino, und verlangte keine andere Sicherheit von ihm, als sein Wort. Alonzo mißbrauchte aber diesen Edelmuth, und benutzte die erste Gelegenheit um zu entfliehen. Schon hatte er sich von dem Schlosse entfernt, als ihm Bayard mit solchem Eifer nachsetzen ließ, daß er eingeholt und enger verwahrt wurde. Sein Lösegeld, welches auf tausend Thaler bestimmt war, kam endlich an. Man setzte ihn in Freiheit, und da Bayard nicht wollte, daß der Spanier glauben möchte, er habe ihn aus Eigennutz unter genauere Aufsicht verwahrt, so vertheilte er vor seinen Augen die tausend Thaler unter die Offiziere und Soldaten seiner Garnison.

Alonzo beklagte sich bei seiner Rückkunft über den Ritter, und verbreitete, er habe ihn nicht wie einen Kriegsgefangenen, sondern wie einen Verbrecher behandelt. Als man dieß Bayard hinterbrachte, versammelte er die Garnison, und erkundigte sich, ob man Alonzo gegen sein Wissen und Willen gemißhan-

mißhandelt habe? Vom Gegentheil versichert, schickte er dem lügenhaften Spanier eine Ausforderung zu, der sie annehmen mußte, weil er nicht widerrufen wollte. Es wurde verabredet, daß die Streitenden, jeder von zweihundert Gensdarmen begleitet, sich auf einen gewissen Tag an einem bestimmten Orte einfinden sollten. Beide waren bis an die Kehle mit einem Harnisch bedeckt, der sie undurchdringlich machte, und da sie im Pariren gleich geschickt waren, so versetzten sie sich tausend Hiebe, ohne sich eine Wunde beyzubringen. Bayard, der seit längerer Zeit das viertägige Fieber hatte, befürchtete, daß die lange Dauer des Zweikampfes seine Kräfte erschöpfen, und seinem Gegner Vortheile geben möchte. Absichtlich ließ er sich von Alonzo einen wüthenden Streich versetzen, hieb aber mit so vieler Stärke und Geschicklichkeit nach, daß er ihm, trotz dem Kragen, die Kehle verletzte. Der Spanier, welcher sich gefährlich verwnndet fühlte, warf seinen Degen weg, zog den Dolch, und packte seinen Gegner. Sie rangen eine zeitlang, bis sie beide niederstürzten. In diesem Augenblicke stieß Bayard seinen Dolch in die Nasenlöcher des Alonzo, und rief: „Ergieb dich, oder du stirbst." — Zu spät; Alonzo war nicht mehr. „Sie haben gesiegt, mein Herr!" sagte Don Diego, einer von denen, welche der Spanier als Zeugen mitgebracht hatte. Hierauf kniete der Ritter nieder, um Gott für seinen Sieg zu danken, und als er sich wieder aufgerichtet hatte, zog er den Leichnam von dem Kampfplatze, übergab ihn dem Don Diego, und fragte: „Hab' ich meine Pflicht gethan?" — „O nur zu sehr, mein Herr, antwortete Diego, zu sehr für die Ehre Alonzo's und der Spanier." — „Wollte der Himmel, rief

Bayard, ich könnt' ihn, ohne Schaden für meine Ehre, lebendig zurückgeben!"

Bayard's Talente konnten nur im Kriege glänzen; aber so sehr er auch sein Glück dadurch zu machen hoffen konnte, so war ihm doch die Ruhe der Völker theurer, als sein eigener Vortheil. Mit Betrübniß sah er das Schicksal so vieler tausend Menschen, die entweder in frühern Schlachten gefallen, oder in künftigen zu sterben bestimmt waren; Dörfer, die man zerstört oder den Flammen geopfert; Städte, die man geplündert oder in Aschenhaufen verwandelt hatte; ein Schauspiel, dessen Schreckniße bisweilen durch die Menschlichkeit und das Mitleiden der Befehlshaber verringert wurden, das ihm aber immer Thränen und Seufzer kostete. Diener der Gewalt, vermöge seines Standes, und bisweilen gezwungen, die Beute zu theilen, war er stets bereit, seinen Antheil denjenigen Offizieren und Soldaten zu überlassen, deren Bedürfniße ihm bekannt waren, und so benutzte er zum Glück für seine Freunde und Gefährten, was seine Feinde Ursache hatten, ihr Unglück zu nennen.

Von Monervino aus sandte Bayard täglich Streifparthien ins Land, deren Entdeckungen eben so häufig als glücklich waren. Einst erfuhr er von einem Spion, daß für die Spanier ansehnliche Geldtransporte auf dem Wege wären, und daß einer derselben vier Meilen von Monervino vorbeikommen würde. Sogleich legte er sich, von zwanzig Mann begleitet, zwischen zwei Felsen in Hinterhalt, und schickte den Gensdarmen Tardieu, seinen Freund und alten Kriegskameraden, mit fünf und zwanzig andern Leuten an einen Seitenweg, den der Transport gleichfalls einschlagen konnte. Das Schicksal wollte, daß die Spanier den Weg wählten, in deßen

sen Nähe sich Bayard befand. Er fiel sogleich mit dem Degen in der Hand über sie her, und die Spanier, welche im Schrecken die kleine Zahl ihrer Feinde nicht bemerkten, entflohen in vollem Galopp, ohne sich weiter um ihren Zahlmeister zu bekümmern. Bayard führte diesen nach Monervino, und ließ hier seine Koffer öffnen, um das Geld zu zählen, das sie enthielten. Der Fang betrug fünfzehn tausend Dukaten. Eben als das Geld auf den Tisch geschüttet war, kam Tardieu aus seinem Hinterhalt zurück, und machte Anspruch auf die halbe Summe, da er bei der Unternehmung gewesen wäre. „Das ist wahr, erwiederte Bayard, aber bei der Prise seyd ihr nicht gewesen, und da ihr ausserdem unter meinen Befehlen steht, so hängen eure Ansprüche von meinem guten Willen ab.“ Tardieu, vom Eigennutz geblendet, ging trotzig weg, und beklagte sich beim General der Armee. Dieser entschied für Bayard, und Tardieu fing an, sein Unrecht einzusehen. Er ging zu dem Ritter, entschuldigte sich mit der Noth, und setzte hinzu: „Was ich wider euch gethan habe, geht mir mehr zu Herzen, als der Verlust dessen, was ich erwartete; denn wenn ich es recht überlege, was verschlägt es mir, daß ihr die Dukaten habt? Seyd ihr doch mein Freund, und so lange ich bei euch bin, wird es mir am Nöthigsten nicht fehlen.“ Lächelnd umarmte ihn der Ritter, und sprach: „Bewahre Gott, daß ich um einer solchen Kleinigkeit willen einen braven Mann kränken sollte. Nehmt die Hälfte des Geldes. Freiwillig und mit Freuden geb' ich euch, was ihr durch Gewalt nie von mir erhalten haben würdet.“

Von Bewunderung und Dankbarkeit ergriffen, warf sich Tardieu zu des Ritters Füssen: „Ach, mein Gebieter, sagte er, wie werd ich mich für die-

se große Wohlthat dankbar genug zeigen, und wie den Fehltritt genug bereuen, wodurch ich mich ihrer unwürdig machte?" — „Wär' ich reich, erwiederte Bayard, so würd' ich für euch und meine übrigen Freunde mehr thun." Sieben tausend fünfhundert Dukaten waren ihm übrig geblieben. Er versammelte die Garnison und vertheilte sie unter dieselbe in Gegenwart des spanischen Zahlmeisters, der nicht aufhörte, ihn mit Lob zu überschütten. Der gute Mann war indessen nicht wenig besorgt, daß Bayard, um doch auch etwas für sich zu behalten, ein starkes Lösegeld von ihm fordern würde. Er äußerte diese Besorgniß, allein Bayard befreite ihn auf der Stelle davon. „Mein Metier als Soldat, sagte er, verband mich, euch gefangen zu nehmen, und ich habe das Recht, ein beträchtliches Lösegeld von euch zu fordern. Allein ich bin zufrieden, daß ich durch eure Gefangennehmung die Mittel erhalten habe, Andern wohlzuthun. Was ich euch genommen habe, gehört eurem Herrn, der ein Feind des Meinigen ist; was euch selbst gehört, das laß ich euch." Zugleich gab er ihm einen Trompeter, der ihn zu den Spaniern zurück begleitete.

Bayard fuhr inzwischen rastlos fort, die Feinde seines Königes mit List und Gewalt zu bekämpfen, und ihnen Abbruch zu thun. In einem Gefechte, welches zwischen dreizehn Spaniern und dreizehn Franzosen verabredet worden war, behielt er und Drose von Urfé gegen dreizehn Spanier das Feld, als diese gegen ihr Wort, durch den Angriff auf die Pferde, gehandelt, und eilf Franzosen dadurch ausser Stand gesetzt hatten zu fechten. Am Garigliano vertheidigte er allein lange Zeit eine Brücke gegen fast zweihundert Spanier, und rettete dadurch das Heer, gerieth aber unter die Spanier, wurde gefangen,

fangen, jedoch durch die Seinigen wieder frei gemacht.

Mittlerweile nahmen die Angelegenheiten der Franzosen in Italien eine immer schlimmere Wendung, besonders nach dem Treffen bei Cerignola in Apulien (den 28 April 1503), welches die Folge hatte, daß Neapel, Capua, Aversa und andere Städte den Spaniern die Thore öffneten, und die Franzosen sich genöthiget sahen, in ihr Vaterland zurückzukehren. Nur Ludwig von Ars und sein Freund Bayard warfen sich in Venosa, zogen Flüchtlinge und Anhänger Frankreichs an sich, und beide fanden in ihrer Klugheit und in ihrem Muthe Hülfsmittel sich zu behaupten, während man sie von aller Hülfe abgeschnitten glaubte. Sie ließen ihren König wissen, daß sie sich wenigstens sechs Monate lang gegen ihre Feinde halten wollten, wenn ihnen nur bis dahin Hülfe gesendet würde. Allein Ludwig der Zwölfte, durch sein langes Mißgeschick entmuthigt, befahl ihnen, so gut sie könnten, das Land zu verlassen. Die Spanier boten ihnen den Abzug an, aber statt dieses Anerbieten anzunehmen, nöthigten sie dieselben, die Belagerung von Venosa aufzuheben. Jetzt erst verließen sie die Festung, und traten, in kleinen Tagereisen und in Schlachtordnung, mit fliegenden Fahnen und allem Gepäcke, den Marsch nach Frankreich an. Wohin sie kamen, trieben sie Kriegssteuern ein, und hielten die Spanier in gehöriger Entfernung. Mit Ruhm und mit den Lobeserhebungen der ganzen Nation überschüttet, erreichten sie die Grenze ihres Vaterlandes. Der König selbst, welcher eben einer tödtlichen Krankheit kaum entgangen war, zog mit seinem Hofe der Heldenschaar entgegen, und theilte Lob und Belohnungen aus. Bayard erhielt den Posten eines Stall-

meisters

meisters des Königes mit Gehalt, und die Anwartschaft auf die erste Kompagnie Gensdarmen, welche erledigt werden würde.

4.

Krieg gegen Genua und gegen Venedig. Bayards Abscheu gegen Grausamkeiten.

Der Verlust von Italien war für den König von Frankreich um so empfindlicher, je mehr vorher alle Umstände sich vereinigt hatten, ihm zu einem glücklichen Erfolge Hoffnung zu machen. Er ließ deshalb den Oberzahlmeister der Armee, Herouet, dem er die meiste Schuld beimaß, am Leben strafen, und erklärte, daß er in Zukunft Niemanden das Oberkommando anvertrauen, sondern sich allezeit selbst an die Spitze des Heeres stellen würde. Auf seinen Befehl wurden sogleich neue Werbungen veranstaltet; allein sie gingen nur schlecht von statten, denn seine Kassen waren erschöpft, und er konnte sich nicht entschließen, sie durch außerordentliche Auflagen schnell wieder anzufüllen. Er setzte deswegen den Krieg nur auf der Seite der Pyrenäen fort, aber das Glück begünstigte ihn hier eben so wenig, als vorher in Italien. Um so erwünschter war es, daß der Tod der Königin Isabelle, der Gemahlin Ferdinands des Katholischen, welche am sechs und zwanzigsten November 1504 starb, allen Fehden zwischen Frankreich und Spanien über den Besitz von Neapel für immer ein Ende zu machen schien. Es kam nämlich eine Heirath zwischen Ferdinand dem Katholischen und der achtzehnjährigen französischen Prinzessin Germaine von Foix, Ludwigs des Zwölften Schwestertochter, zu Stande, wodurch Ferdinand alle französischen Ansprüche auf Neapel

zur Mitgift erhielt. Der König von Spanien sollte dagegen in zehn Jahren siebenmal hundert tausend Thaler Kriegskosten zahlen, und im Fall er kinderlos stürbe, sollte das Königreich Neapel wieder an Frankreich fallen. Letzteres blieb nun im ruhigen Besitz des Herzogthums Mailand, und man sah einer ruhigern Zukunft entgegen, als unvermuthet eine in Genua ausgebrochene Rebellion die französischen Krieger ins Feld rief.

Ludwig der Zwölfte hatte, nach der Eroberung von Mailand, auch über Genua die Oberherrschaft erhalten: doch war die Regierung dieser Stadt meistentheils in den Händen des Volks geblieben. Da aber die Bürgerlichen vom Adel gleichwohl oft und mannigfaltig gedrückt und beleidigt wurden, so erregte das Volk in Genua einen Aufstand, setzte sich einen neuen Magistrat, und griff zu den Waffen, um den vornehmsten Familien einige Oerter längs der Küste wegzunehmen, und dadurch die Handlung der Bürger zu befördern. Beide Theile brachten ihre Klagen an den König Ludwig, und da die Kühnheit des Pöbels zunahm, so hielt es dieser, zur Behauptung seiner Hoheit, für nöthig, das unruhige Volk mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen, und den genuesischen Adel vor dessen Gewaltthätigkeiten sicher zu stellen.

Bayard war im Gefolge des Königs, als dieser mit seinem Heere nach Italien aufbrach. Als man im Kriegsrathe verlegen war, wie man die Genueser, die sich auf hohen Bergen verschanzt hatten, angreifen sollte, war er es, welcher dem König sagte: „Sire, ich kann nicht sagen, was in einer Sache geschehen muß, die ich nicht sehe. Mich dünkt, man muß erst wissen, was die Feinde thun, und das werd' ich schon auf's Reine bringen." Diese

Aeußerung fand Beyfall, und Bayard erhielt Befehl, mit einer auserlesenen Schaar voranzugehen. Als ihn die Genueser mit seinen Leuten die Felsen hinaufklettern sahen, rollten sie Steine auf ihn herab, und schossen ohne Unterlaß. Ungeachtet dieses Widerstandes drang er bis zu ihren ersten Posten vor, aus welchem er sie verjagte. Er richtete unter den Feinden ein solches Gemetzel an, daß sie erschrocken zwei Abgeordnete mit Vergleichungsvorschlägen an den König sandten. Dieser gab ihnen aber kein Gehör, sondern verlangte, daß sich die Stadt auf Gnade und Ungnade ergeben müßte. Die Genueser machten einen Versuch, den verlornen Posten wieder zu erobern, sie mußten sich aber nach einem dreistündigen harten Kampfe zurückziehen, und sahen nun kein Heil, als in einer unbedingten Unterwerfung. Der König von Frankreich zog, am neun und zwanzigsten April 1507, in vollem Harnisch und mit bloßem Degen, an der Spitze seiner Truppen in Genua ein. Die Einwohner kamen ihm, mit Oelzweigen in den Händen, entgegen, und gaben alle Beweise von Unterwürfigkeit. Sie mußten alle Waffen, und alles Geschütz den Franzosen überliefern, und eine Steuer von dreimal hundert tausend Thalern zur Erbauung eines neuen Castells zwischen dem Hafen und der Stadt bezahlen. Darauf begab sich der König mit dem größten Theile seiner Truppen nach Savona, wo er mit dem Könige Ferdinand dem katholischen eine Zusammenkunft hielt. Der spanische Monarch ließ sich hier den Ritter Bayard und Ludwig von Ars vorstellen, von deren Thaten er schon so viel Rühmliches gehört hatte, und sagte bei dieser Veranlassung zu Ludwig: „Herr Bruder, glücklich der Fürst, der solche Ritter hält!“

In

In Freundschaft schieden die beiden Könige von einander, aber nicht lange sollte sich Italien der Segnungen des Friedens erfreuen. Schon längere Zeit war die Republik Venedig wegen ihres Reichthums und ihrer Macht ein Gegenstand des Neides, und wegen ihres Stolzes und ihrer Habsucht ein Gegenstand des Hasses der Könige. Seit mehreren Jahren hatten die Venezianer ihr Gebiet außerordentlich erweitert, und es war gar nicht mehr zweifelhaft, daß sie nach der Herrschaft über ganz Italien strebten. Man wußte aus vieljähriger Erfahrung, daß sie, was einmal in ihre Hände kam, nie wieder herausgaben. Diese Anmaßlichkeit und Herrschsucht der stolzen Republikaner veranlaßte im Jahre 1509 eine Verbindung der Fürsten gegen dieselben, welche von dem Orte, an dem sie zu Stande kam, die Ligue von Cambray hieß. Der eigentliche Urheber dieses Bundes war der Pabst Julius der Zweite, ein staatskluger und kriegerischer Fürst, der die Vergrößerung des Kirchenstaats zum Hauptgegenstand seines Strebens machte. Er meinte auf mehrere Städte in Romagna, auf Ravenna, Faenza, Rimini, rechtliche Ansprüche zu haben. Ueberdem hatte die Republik vorlängst der Päbste Zorn auf sich geladen, weil sie sich derselben Eingriffen in ihre landesherrlichen Rechte über die Kirche von jeher standhaft widersetzt hatte. An den Pabst schloß sich der Kaiser Maximilian an, den persönlich erfahrne Beleidigungen wider die Republik aufregten. Der König Ferdinand der katholische, der nicht leicht eine Gelegenheit zum Gewinn unbenutzt ließ, hoffte die Venezianer dahin zu bringen, daß sie ihm verschiedene neapolitanische Städte und Seehäfen, welche sie pfandweise inne hatten, ohne Zurückzahlung des Pfandschillings zurückgäben. Lud-

wig der Zwölfte endlich hatte seine Absichten auf Cremona, Brescia, Bergamo und Ghiaradadda gerichtet, welche Landschaft ehedem ein Theil des Herzogthums Mailand gewesen war.

So zog sich denn über Venedig ein Ungewitter zusammen, das dessen Untergang zur Folge zu haben schien. Unter den Bundesgenossen war Ludwig der Zwölfte der thätigste. Schon im April 1509 zog er mit fünf und dreissig tausend Mann über die Alpen, und suchte die Feinde auf, um ihnen ein Treffen zu liefern. Zu eben der Zeit setzte sich der Pabst, der zehen tausend Mann stehen hatte, in Bewegung, und griff die Venezianer zugleich mit geistlichen Waffen an; er that sie, als ein räuberisches, ungehorsames und irreligiöses Volk, in den Bann. Die Franzosen erfochten bei Agnadello über die Venezianer einen Sieg, in welchem der Kern ihres Heeres aufgerieben wurde. In wenigen Tagen eroberte nicht nur Ludwig seinen Antheil vom Gebiete der Republik, sondern auch der Pabst nahm die meisten zum Kirchenstaate gehörigen Plätze weg, welche die Venezianer bisher inne gehabt hatten.

Zu Venedig gerieth alles so sehr in Furcht und Bestürzung, daß der Senat den Kommandanten in den Städten, welche der Kaiser und der König von Spanien zurückforderten, Befehl zuschickte, mit ihren Truppen abzuziehen, um sich die vergebliche Vertheidigung zu ersparen. Ja, der Stolz der Republik, die vor kurzem noch der Herrschaft über ganz Italien nahe zu seyn glaubte, war mit einemmal so sehr gefallen, daß sie einen Gesandten an den Kaiser abgehen ließ, um von ihm einen Frieden und wider Frankreich Schutz und Beistand zu erhalten, wenn es auch auf die härtesten Bedingungen geschähe. Der Gesandte hielt vor dem Kaiser fußfäl-

lig

lig eine Rede, worin sich die Republik erbot, alles, was sie dem Reich und dem Hause Oesterreich bisher entzogen hätte, mit allen ihren Besitzungen auf dem festen Lande, zurückzugeben, ihm und seinen Nachfolgern jährlich fünfzig tausend Dukaten zu bezahlen und allen seinen Befehlen willig zu gehorchen; nur sollte er sie vor dem Könige von Frankreich in Schutz nehmen. Aber Maximilan verwarf dieses Anerbieten, brach im Julius 1509 mit fünfzehn tausend Mann nach Italien auf, und eroberte in kurzer Zeit fast die ganze Terra firma.

In so großer Noth ermannte sich Venedig zum äußersten Widerstande. Die Weisheit seines Senats, die Tapferkeit seiner Feldherren, die Treue seiner Unterthanen boten mächtige Hülfsquellen dar. Mehr noch that für sie die Eifersucht und der Eigennutz der Verbündeten, von denen Jeder nur seinen eigenen Vortheil im Auge hatte, und die Andern nicht mit gehörigem Nachdruck unterstützte. Daher verlor der Kaiser bald wieder einen Theil der gemachten Eroberungen, und mußte sich zurückziehen. Doch in Kurzem erschien er wieder mit einem Heer von mehr als vierzigtausend Mann, zu welchen auch Verstärkungen von allen Bundesgenossen und eine sehr große Menge Freiwilliger stießen. Mit dieser Macht wollte er Venedig selbst angreifen, und es wo möglich zu Grunde richten. Allein es kostete unendliche Mühe, durch die von Bauern und venetianischen Truppen besetzten Gebirgspässe durchzudringen. Jeden Schritt mußten die Verbündeten mit Blut erkaufen, und hatten sie auch einen feindlichen Haufen zerstreut, so sammelten sich doch die aller Schleichwege kundigen Bauern bald an einem andern Orte wieder, um das Gefecht von neuem zu beginnen. Nur Maximilians Muth und Standhaftigkeit, womit

mit er sich stets an die Spitze seiner Truppen stellte, besiegten endlich alle Hindernisse und Padua ward belagert.

Es war nicht leicht, dieser Stadt Meister zu werden, die von einer dreifachen Mauer umschlossen, mit einer Besatzung von zwei und zwanzig tausend Infanteristen und drei tausend sechshundert Kavalleristen versehen, und mit allen Nothwendigkeiten sowohl zum Unterhalt als zur Gegenwehr hinreichend ausgestattet war. Von Padua's Besitze hing das Schicksal Venedigs ab. Ging Padua verloren, so ward auch die Republik dadurch auf ihre Hauptstadt und auf ihre Besitzungen jenseits des Meeres eingeschränkt, und Venedigs alter Glanz war unwiderbringlich verloren. Ward hingegen Padua erhalten, so blüheten auch dadurch Venedigs schönste Hoffnungen wieder auf, die ihm entrissenen Besitzungen wieder in seinen Händen zu sehen.

Bayard, der bisher allen Unternehmungen gegen die Venezianer mit gewohnter Tapferkeit beigewohnt hatte, nahm auch an der Belagerung von Padua einen ehrenvollen Antheil. Durch seine kühnen Streifzüge, auf welchen er den Feinden vielen Schaden zufügte, zog er selbst die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich, der ihn einst mit den Worten bewillkommte: „Ha, Bayard, wie glücklich ist euer König, einen Diener zu haben, wie ihr seyd. Für hundert tausend Gulden jährlicher Renten möcht' ich zwanzig von eurer Kraft besitzen." Indessen begünstigte das Glück die Unternehmung gegen Padua nicht. Zwar hatte das Geschütz die Mauern so weit niedergerissen, daß tausend Mann durch die Oeffnung in einer Linie stürmend hätten eindringen können, und der Kaiser wollte einen Hauptsturm thun lassen. Allein er unterblieb, weil fast alle deutschen

schen Edelleute sich weigerten, zu Fuß mit den Lanzenknechten und den Franzosen den Sturm zu wagen. Aufgebracht über dieses Widerstreben, verließ der Kaiser das Lager, und begab sich nach Deutschland zurück, von wo aus er seinen Generalen den Befehl zuschickte, die Belagerung aufzuheben.

Der Rückzug war sehr beschwerlich, da es dem Geschütz an Equipage fehlte, und die Feinde die Abziehenden auf allen Wegen verfolgten. Der Fürst von Anhalt mit seinen Lanzenknechten, und Bayard an der Spitze eines Detachements Gensdarmen, machten den Nachtrab aus. Beide dachten erst dann an ihre eigene Rettung, als die Armee und ihre Equipage in Sicherheit waren. Die Lanzenknechte, welche sich an den Feinden rächen wollten, die ihnen immer auf dem Nacken saßen, rafften Reiser und andere brennbare Stoffe zusammen, und steckten in einem Augenblick mehrere Dörfer in Brand, die ihnen bisher zum Quartier gedient hatten. Bayard, den diese Barbarei mit Abscheu erfüllte, versuchte vergeblich die Wüthenden abzuhalten; sie hörten weder auf seine Ermahnungen, noch auf die Stimme der Natur und Vernunft; nach wenigen Minuten war alles in einen Aschenhaufen verwandelt, bis auf das Haus, wo Bayard gewohnt hatte, und welches er so glücklich war, seinem Besitzer zu erhalten. Voll von den traurigen Bildern dieser Mordbrennerei ging der Ritter zu dem Fürsten von Anhalt, und machte ihm große Vorwürfe über die Barbarei seiner Truppen. „Wenn der Krieg, sagte er, eine nothwendige Plage geworden ist, so macht man ein verzehrendes Ungeheuer daraus, wenn man neue Abscheulichkeiten hinzufügt. Greise, Weiber und Kinder sollten nie als Feinde betrachtet werden, noch weniger die Häuser, in welchen

chen man gewohnt hat, und das, was zum Unterhalt dienen mußte." Der Fürst von Anhalt antwortete darauf, im Kriege wäre alles erlaubt. „Falsche Maxime, erwiederte Bayard, die Stärke der Waffen sollte nur gebraucht werden, um die Billigkeit in ihre Rechte einzusetzen: die Gerechtigkeit ist der gewöhnliche Vorwand aller Kriege. Und muß man denn alles thun, was erlaubt ist?"

Der Fürst von Anhalt bewunderte Bayard, aber seine Lanzenknechte waren deswegen nicht minder grausam, und selbst unter den Franzosen war Bayard lange der einzige seines Schlages. Der gemeine Hause in der französischen Armee gab in der Rohheit und Grausamkeit den deutschen Lanzenknechten nichts nach. Das mußte Bayard bald darauf selbst erfahren. Bei dem raschen Einfalle der Franzosen in das venezianische Gebiet geriethen besonders die Bewohner des platten Landes in ein solches Schrecken, daß sie mit allem, was sie in der Eile fortschaffen konnten, schleunigst ihre Häuser verließen und entferntere Schutzörter aufsuchten.

Nicht weit von Longaro, einem großen Dorfe, wo sich die französische Armee aufhielt, lag eine breite, tiefe, eine halbe Viertelmeile lange Höhle unter einem hohen Berge. Diese Höhle hatte nur einen sehr engen Eingang, und einen Ausgang hatte man bis dahin noch nicht entdeckt. Eine Menge Bauern und einige Edelleute brachten ihre Sachen hieher, und begaben sich darauf mit Weib und Kind und Lebensmitteln und Waffen in die Höhle. Mehrere Tage verlebten sie ganz ruhig. Sie gingen nicht hervor, aus Furcht, den Franzosen Spuren von ihrem Aufenthalte zu geben. Indessen schwärmten einige Abentheurer des Heers, welche von allen Seiten Beute zu machen suchten, um den Berg her;

sie

sie sahen die Höhle, und mit gewaltigem Lärm traten sie vor den Eingang derselben. Auf der Stelle hörte man sie von dem Geschrei der Weiber und Kinder wiederhallen, welche um Barmherzigkeit baten. — Einige Greise suchten sie zum Schweigen zu bringen, und indem sie glaubten, daß ihr hohes Alter den Abentheurern Mitleid gebieten würde, traten sie hervor und warfen sich ihnen zu Füßen. „Wir haben euch, sprachen sie, unsere Häuser und Güter überlassen; beneidet uns um den abscheulichen Schlupfwinkel nicht, wohin ihr uns gejagt habt.“ Diese Auskunft erbitterte die Abentheurer, anstatt sie zu rühren; sie stießen die Greise zurück, und wollten mit Gewalt in die Höhle. Unterdessen hatten sich die Bewohner derselben in Vertheidigungsstand gesetzt; sie stellten sich mit Picken und Flinten an den Eingang, und tödteten mehrere. Die Abentheurer wurden wüthend, und gingen fort, um Beistand zu suchen; als sie aber einsahen, daß alle Bemühungen sie nicht in den Besitz der Höhle setzen würden, so verstopften sie den Eingang mit Stroh und Heu und Holz. Die Bewohner derselben schlossen von diesen abscheulichen Anstalten auf ihre Absicht, und erhoben ein fürchterliches Gebrüll. Die Edelleute stellten sich mit ihren Familien als Gefangene dar, und erboten sich zu einem hohen Lösegeld, wenn man ihnen das Leben lassen wollte. Die Abeutheurer erhörten sie; der Eigennutz trug den Sieg über die Barbarei davon; aber die Bauern, welche sehr zahlreich waren, und nicht diese Mittel hatten, sich loszukaufen, bemächtigten sich der Adelichen, stellten sie hinter sich, und erklärten, daß, um diese zu retten, alle gerettet werden müßten.

Jetzt entstand in dieser unglückseligen Höhle ein grausamer Krieg zwischen den Edelleuten und den

Bauern, und während sie sich schlugen steckten die barbarischen Franzosen die brennbaren Stoffe an, womit sie den Eingang erfüllt hatten. Alle, welche sich darin befanden, wurden vom Rauche erstickt.

Die Nachricht von dieser unwürdigen Handlung verbreitete sich bald unter der Armee. Bayard, der sie nicht glauben konnte, ging selbst zur Höhle, aus welcher er über eine Menge Cadaver einen jungen Menschen, halb geröstet und ganz gelb vom Rauch, hervorkommen sah. Der Unglückliche warf sich zu seinen Füßen und bat um sein Leben. „Wie hast du das erhalten können, fragte der Ritter, da alle deine Kameraden umgekommen sind?" Er erzählte darauf, wie er halb erstickt vom Rauch, verzweifelnd in alle Winkel der Höhle gelaufen sey, und jeden Augenblick diejenigen hätte niedersinken sehen, die ihm gefolgt wären. Glücklicher als Andere, (oder vielmehr unglücklicher als sie, da er zu einem langsamen Tode aufgespart sey), habe er im Hintergrunde eine Oeffnung gefunden, durch welche er die Luft eingeathmet hätte, welche von dem Gipfel des Berges bis dahin strömte. Als er darauf, nach zerstreutem Rauch, mehrmals in der Höhe hätte rufen hören, so habe er sich zu zeigen gewagt, in der Hoffnung, daß eine so unnatürliche Handlung, als die, deren Opfer er so leicht geworden wäre, die Wuth seiner Feinde gestillt haben dürfte, und daß sie doch dem Einzigen das Leben schenken werden, der ihr entgangen wäre.

Von Mitleid ergriffen fragte der Ritter den jungen Mann, wer er wäre. Zitternd erzählte ihm dieser, daß sein ganzes Vermögen und seine Eltern mit ihm in diese Höhle eingeschlossen, vor seinen Augen verloren gegangen wären. Bayard machte die Hauptleute aufmerksam auf die Folgen, welche

das

das Beispiel einer so schrecklichen Handlung nach sich ziehen könnte. Sorgfältig ließ er die Urheber derselben aufsuchen. Mehrere von ihnen wurden vor dem Eingang in die Höhle aufgehängt. Er ließ sich auch so viel, als noch aufzutreiben war, von der gemachten Beute, bringen, und dieß schenkte er dem jungen Venetianer, als dem rechtmäßigen Erben seiner unglücklichen Landsleute.

5.

Bayards Edelmuth im Kriege gegen den Pabst Julius den Zweiten, und während er zu Brescia an einer Wunde darnieder liegt.

Kaum hatte die Verbindung der Fürsten gegen Venedig ein Jahr lang gedauert, als sie sich ihrem Ende näherte. Diese Verbindung war nicht die Frucht eines großen und gemeinsamen Hauptzwecks, sondern des bloßen Zusammentreffens von besonderen Interessen gewesen. Nach Erreichung solcher besonderer Zwecke, oder bei deren Aufgebung um höherer Interessen willen, blieb kein Band mehr für ihre Glieder. Der vornehmste Urheber und thätigste Beförderer des Bundes, der Pabst Julius der Zweite, war auch der erste, der ihn brach. Zwar hatte er einen Eid auf geweihte Hostie geschworen, seine Verbündeten nicht einseitig zu verlassen. Allein als ihm die Venezianer seine Forderungen bewilligten, und sich demüthig in die Zeit schickten, weil es für sie wirklich böse Zeit war, so erinnerte sich der Pabst des Evangeliums vom verirrten Schaafe, und beschloß, den reuigen Sündern zu verzeihen. Er erlaubte den Venezianern eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, um über ihre Absolution und einen Vergleich zu handeln.

 Ein

Ein so bundesbrüchiges Betragen erregte am meisten den Unwillen des Kaisers und des Königes von Frankreich. Der heilige Vater suchte sich aber gegen ihre Vorwürfe dadurch zu rechtfertigen, daß er, als Christi Statthalter, diejenigen nicht zurückweisen und weiter verfolgen dürfe, die mit wahrer Reue und Demuth um die Absolution gebeten hätten. Wirklich sprach er die Venezianer vom Banne los, und schloß mit ihnen einen Separatfrieden. Darauf bemühte er sich, den Kaiser mit der Republik zu vergleichen, allein die deshalb angefangenen Unterhandlungen zerschlugen sich. Besser gelang es ihm mit dem Könige von Spanien, den er dadurch von dem Bunde abtrünnig machte, daß er ihm über Neapel die Belehnung ertheilte. Und da ihm der König von Frankreich in Italien zu mächtig schien, und er selbst nach der höchsten Gewalt über das ganze Land strebte, so brachte er eine sogenannte heilige Ligue zu Stande, an der Venedig, Spanien, England und die Schweitz Theil nahmen, und deren Hauptzweck dahin ging, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Nur der Kaiser Maximilian blieb der Allianz mit Ludwig dem Zwölften treu, aber es fehlte ihm Energie oder Glück.

Der Pabst unternahm jetzt einen Eroberungskrieg, der ihm die Herrschaft über ganz Italien verschaffen sollte. Sein Alter von siebenzig Jahren hinderte ihn nicht, selbst die Waffen zu ergreifen, und persönlich zu Felde zu ziehen. In der Absicht, vor allen Dingen die kleinen Staaten in seiner Nachbarschaft zu unterjochen, überfiel er zuerst den Herzog Alfons von Ferrara und Modena, und verlangte von ihm, seine Waffen mit den päbstlichen zu vereinigen. Da er sich dessen weigerte, that er ihn in den Bann, erklärte ihn seines Herzogthums

verlustig,

verlustig, und bedrohte zugleich alle diejenigen mit dem Bann, die ihm beistehen würden. Der König von Frankreich ließ sich aber dadurch nicht abhalten, dem Herzog ein Korps zu Hülfe zu schicken, bei dem sich auch Bayard befand. Diesem wäre es beinahe gelungen, den Pabst gefangen zu nehmen, denn kaum konnte sich derselbe, als ihn der Ritter aus einem Hinterhalte überfiel, in ein festes Schloß retten, dessen Zugbrücke er in größter Angst mit eigener Hand in die Höhe ziehen half.

Bis dahin hatte Julius immer mit Lobeserhebungen von Bayard gesprochen, und ihn unter allen französischen Anführern am meisten geschätzt. Aber nach dieser Unternehmung gegen seine heilige Person betrachtete er den Ritter als einen Gottlosen, versprach demjenigen große Belohnungen, der ihn in seine Hände liefern würde, und begriff ihn fürs erste in dem Bann, den er gegen alle Generale ausgesprochen hatte, welche in dem Kriege gegen ihn verwickelt waren. Bayard bekümmerte sich aber wenig um eine so ungerechte Erbitterung, und man sah bei dieser Gelegenheit, daß er bei aller Einfachheit seiner Sitten und einer aufrichtigen Anhänglichkeit an seine Religion, sehr deutlich zu unterscheiden wußte, was ihn zum Verbrecher gegen dieselbe machte, und was nur den Ehrgeitz des Pabstes beleidigte.

Da sich der Krieg gegen Ferrara in die Länge zog, und Julius einsah, daß hauptsächlich das französische Hülfskorps das Glück seiner Waffen hemmte, so sandte er einen geheimen Agenten an den Herzog, und ließ ihm durch denselben Frieden, den Posten eines päbstlichen Generallieutenants und eine seiner Nichten zur Gemahlin anbieten, wenn er die Franzosen verriethe und ihm Gelegenheit verschaffte, sich ihrer zu bemächtigen.

Der

Der Herzog nahm die Miene an, als wollte er sich darauf einlassen, ließ den päbstlichen Agenten in eines von den Zimmern des Pallastes verschließen, und ging sodann zu Bayard, um ihn mit den abscheulichen Planen des Pabstes bekannt zu machen. „Gerechter Himmel, rief der Ritter, ist es möglich, gnädiger Herr?" — „Glaubt ihr, antwortete der Herzog, daß ich fähig sey, eine solche Lüge zu erfinden?" — „Nein, gnädiger Herr, entgegnete Bayard, aber ich bin von Abscheu ergriffen, und wage nicht, dergleichen von einem Pabst zu glauben." — „Bayard, setzte der Herzog hinzu, was ich euch sage, ist nur allzuwahr, ihr wäret verloren, wenn ich den treulosen Rathschlägen folgen wollte, die man mir giebt; aber ich werd' uns samt und sonders deswegen zu rächen suchen." Er ging auf der Stelle fort, ließ den Agenten des Pabstes zu sich kommen, und brachte ihn durch ansehnliche Versprechungen dahin, daß er ihm gelobte, in acht Tagen soll der Pabst vergiftet seyn. Vergnügt über dieß gelungene Geschäft, begab sich der Herzog zu Bayard, der sich eben auf den Wällen damit beschäftigte, die Kanonen reinigen zu lassen. Er zog ihn auf die Seite, und entdeckte ihm seine Verabredung mit dem päbstlichen Agenten. „Gnädiger Herr, rief Bayard, wie hat sich ein Fürst, wie ihr, in einem so hohen Grade durch die Rache und das Beispiel verblenden lassen können! In diese Verrätherei sollt ihr nie willigen; und könnt' ich glauben, daß sie zu Stande käme, so würd' ich den Pabst vor euch warnen." — „Wie, sagte der Herzog, ich könnte, ohne meiner Ehre zu schaden, mich nicht eines Feindes entledigen, welcher meinem Leben und dem Leben so vieler braven Männer nachstrebt? Ich kann mir nicht denken, daß eine gerechte Rache ein

Verbrechen

Verbrechen sey." — „Ich fordere, erwiederte Bayard, keine andern Richter menschlicher Handlungen als die Vernunft und die Menschlichkeit, und mehr als jemals sind wir hier verpflichtet, die Religion hinzuzufügen. Durch Tugend muß man das Laster bestrafen, und mit Waffen den Krieg führen. Dieser Verräther, so verachtungswürdig er ist, und so sehr er von allen rechtschaffenen Menschen verabscheut werden wird, würde zuletzt doch nur deswegen den allgemeinen Abscheu verdienen, weil er das Werkzeug des Pabstes und eines großen Fürsten gewesen ist." — „Was mich betrifft, sagte der Herzog, so hab' ich kein so zartes Gewissen; aber mein Entwurf soll ohne alle Folgen bleiben, wenn ihr ihn mißbilligt. Es wird uns indessen beide gereuen." — „Gott wird uns dafür bewahren, erwiederte Bayard; indessen will ich lieber das Opfer der Verrätherei seyn, als das Werkzeug derselben werden." — Der Agent wurde also zum Pabst zurückgeschickt, welcher sein Leben der Großmuth eines Mannes verdankte, dessen Verderben er so sehnlich wünschte.

Julius führte inzwischen den Krieg mit solcher Erbitterung fort, daß er selbst eine türkische Hülfsschaar wider den allerchristlichsten König aufbot. In eigener Person ordnete er in den Laufgräben von Mirandola das Geschütz an, und drang über die Trümmer der Festungswerke, an der Spitze seiner Truppen, in die Stadt ein. Um diese Zeit fiel auch Maximilian von Ludwig dem Zwölften ab und schloß mit dem Pabste ein Bündniß, ohne jedoch mit Venedig sich auszusöhnen. Allein nun trat ein junger Held auf, Ludwigs des Zwölften Schwestersohn, der zwei und zwanzigjährige Gaston de Foix, Herzog von Nemours, welchem Ludwig der Zwölfte

den Oberbefehl in Italien übertragen hatte. Schnell wie der Blitz (er hieß der Donnerer Italiens) stürzte er während eines Schneegestöbers über Bologna her, bemächtigte sich der Stadt, und rückte nach Brescia, das die Venezianer bis auf das Schloß eingenommen hatten.

Bayard, dem Herzoge von Nemours ein willkommener Gefährte, that bei der Vertreibung der Feinde aus Brescia, an der Spitze seiner Gensdarmen, Wunder der Tapferkeit. In den Straßen der Stadt hatte er sich mitten unter die Feinde geworfen, als er oben in der Lende einen heftigen Lanzenstoß erhielt, daß das Eisen und ein Stück Holz darin stecken blieben. Unfähig, sich länger aufrecht zu erhalten, rief er seinem Freunde, dem Kapitain Molart, zu: „Bruder, kommandire du meine Leute, und bekümmere dich nicht weiter um mich!" Auf zwei Schützen gestützt, begab er sich dann ein wenig auf die Seite, und ließ sich auf die Erde legen. Als ihm seine Begleiter, in Ermanglung eines Wundarztes, das Eisen und das Holz herausgezogen, ward er ohnmächtig. Sie trugen ihn in ihren Armen auf das Schloß. Die Franzosen wurden wüthend, als sie hörten, er sey gefallen. Schonungslos hieben sie auf die Feinde ein, und die am Leben blieben, verdankten dasselbe mehr der Müdigkeit, als dem Mitleid der Sieger.

Schaarenweise umgaben die Soldaten Bayards Lager, und trugen ihn, zu besserer Verpflegung, vor eines der schönsten Häuser der Stadt. Die Thüren desselben waren verschlossen; sobald sie aber als Sieger anklopften, öffnete ihnen eine Dame in Thränen gebadet, und mit vollem Ausdrucke des Schmerzes in ihrem Gesichte. Da der Ritter ihre Furcht bemerkte, so sagte er, um sie zu beruhigen, zu seinen Trägern:

Trägern: „Kinder, bewacht dieß Haus, euern Antheil an der Beute will ich euch schon ersetzen.“ Man brachte ihn in ein prächtiges Zimmer, und kaum hatte man ihn niedergelegt, so warf sich die Frau vom Hause (denn sie war's, die ihnen geöffnet hatte) zu des Ritters Füssen: „Gnädiger Herr, sagte sie, mit weinenden Augen, mein Haus und alles, was es enthält, gehört euch nach den Rechten des Krieges. So viel es mich auch kosten mag, es zu verlieren, so unterwerf ich mich ohne Schmerz diesem Verluste, wenn ich eurer Großmuth das Leben meines Mannes verdanken kann, der sich in ein Kloster gerettet hat, vor allem aber die Tugend zweier Töchter, die ihre Rettung nur eurer Güte verdanken können.“

„Frau, erwiederte Bayard, ich wollte, ich könnte die ganze Stadt retten. Ob ich von meiner Wunde genesen werde, weiß ich nicht; aber darauf könnt ihr rechnen, daß, so lange ich lebe, eure Güter und die Ehre eurer Töchter ungefährdet seyn sollen. Laßt sie kommen.“ Man holte sie aus dem Winkel eines Heubodens, wohin sie die Mutter versteckt hatte. Unterdessen gingen zwei von Bayards Schützen fort, den Herrn des Hauses in dem Kloster aufzusuchen, wohin er sich geflüchtet hatte. Sie führten ihn in sein Haus zurück, und der Ritter beruhigte ihn durch die Versicherung, daß ihm und den Seinigen kein Leid widerfahren sollte.

Schrecklich hauseten inzwischen die Franzosen in der eroberten Stadt. Ueberall hörte man nichts als Geschrei und Jammer. Der Habsucht und Wuth hingegeben, stieß der Soldat die Hausthüren ein, plünderte und mordete schonungslos die Unglücklichen, die seine Habsucht nicht befriedigen konnten. Der Herzog von Nemours, welcher gezwun-

gen

gen diese Greuel erlaubt hatte, lief in den Straßen umher, um so viel als möglich das Morden und Schänden zu verhindern; aber seine Befehle wurden nicht eher befolgt, als bis der Soldat sich mit Beute beladen sah. Man untersuchte die Häuser, um die Leichname der Ermordeten herauszuziehen; gegen zwanzig tausend wurden vor den Thoren der Stadt begraben. Das Haus, in welchem der Ritter lag, war das einzige, das nicht von Wehklage und Angstgeschrei wiederhallte. Der Herzog von Nemours besuchte ihn in Begleitung vieler Offiziere, und machte ihm ein Geschenk von acht hundert Thalern, als einen kleinen Antheil an der Beute, deren er durch seine Wunde verlustig gegangen war. Kaum hatte der Herzog sich entfernt, so schenkte Bayard das Geld den beiden Schützen, die sein Haus bewachten, und die aus Liebe zu ihm sich gleichfalls der Beute beraubt hatten.

Die Wunde des Ritters war tief, aber nicht gefährlich. Kaum hatte er sich wieder einigermaßen erholt, so machte er sogleich Anstalten zu seiner Abreise, um dem Herzog von Nemours zu folgen, der mit seinem Heere Brescia verlassen hatte. Nicht ohne ängstliche Besorgniß sahen seine Hauswirthe dieser Abreise entgegen, denn sie befürchteten, er möchte zuletzt noch von ihnen eine Contribution fordern, die ihre Kräfte überstiege. Zu dieser Furcht wurden sie einigermaßen durch die Unersättlichkeit anderer Offiziere berechtiget, die zuletzt sogar das Hausgeräthe ihrer Wirthe verkauft hatten, um Geld zu bekommen. Als der Morgen der Abreise angebrochen war, ging die Frau vom Hause zu Bayard, warf sich ihm zu Füßen, und sagte: „Gnädiger Herr, ihr habt unsere Ehre gerettet, und wenn ihr unser ganzes Vermögen an euch nähmet, so würde

das

das ein schwacher Ersatz für eine so große Wohlthat seyn. Während alle unsere Nachbarn dem Morden und Plündern ausgesetzt waren, haben wir von euch Beweise der Güte und Sanftmuth erhalten. Unser Haus ist das einzige, das unangetastet blieb. Sogar eure Leute, würdig eines Herrn, wie ihr seyd, sind eben so sehr unsere Bedienten gewesen, als die eurigen. Indessen, gnädiger Herr, möge es uns erlaubt seyn, wenigstens einigermaßen unsere Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, indem wir euch ein Geschenk anbieten, das freilich weit hinter allem zurück bleibt, was wir euch schuldig sind." Mit diesen Worten überreichte sie ihm ein Kästchen mit Dukaten. Der Ritter sah es lächelnd an und fragte: wie viel darin wäre? Die Frau gerieth in Verlegenheit, indem sie befürchtete, sein Lächeln wäre die Folge der Verachtung. Lebhaft antwortete sie: „Gnädiger Herr, es sind nur zwei tausend fünf hundert Dukaten darin. Ihr verdient unendlich mehr, und wir wollen unser Aeußerstes thun, um euch zu genügen."

„Nein, gute Frau, entgegnete der Ritter, ich verlange kein Geld. Der einzige Zoll, den ich fordere, ist eure und eurer Familie Freundschaft. Als Feind kam ich in euer Haus; ihr nahmt mich mit Menschlichkeit auf, und eure unausgesetzte Sorgfalt hat gewiß sehr viel zu meiner Genesung beigetragen. Damit ist es genug. Nehmt eure Dukaten zurück, und rechnet darauf, daß ihr in mir immer einen Diener und Freund besitzen werdet."

Eine so seltene Großmuth verursachte der Frau mehr Erstaunen als Freude. Sie warf sich von neuem zu des Ritters Füßen, beschwor ihn, das Geschenk anzunehmen, das sie ihm darbrächte, und versicherte, daß ihre Umstände nicht darunter litten.

„Wenn

„Wenn ihr durchaus wollt, sagte Bayard, so darf ich mich nicht länger sträuben; aber kann ich das Vergnügen haben, von euren Töchtern Abschied zu nehmen?" Sie holte die beiden Mädchen auf der Stelle. Während ihrer Abwesenheit theilte der Ritter die Dukaten in drei Theile, zwei von tausend, und einen von fünfhundert Dukaten. Als die jungen Mädchen angekommen waren, dankte er ihnen für ihre Aufmerksamkeit, ihm Gesellschaft zu leisten und die Langeweile zu vertreiben. „Ich wollte euch wohl, fügte er hinzu, meine Erkenntlichkeit dafür beweisen; allein Soldaten, wie ich, haben jungen Mädchen selten Kostbarkeiten zu geben. Eure Mutter hat mir indessen Mittel verschafft, mich bei euch zu bedanken. Hier sind zwei tausend fünfhundert Dukaten, die ich von ihr erhalten habe. Ich schenke einer jeden von euch tausend als Beitrag zu eurer Ausstattung, und was die übrigen fünfhundert betrifft, so vermach' ich sie den armen Nonnen dieser Stadt, welche geplündert worden sind, und ich bitte euch, die Vertheilung zu übernehmen." Die beiden jungen Mädchen, welche sehr wenig auf ein solches Geschenk rechneten, ersuchten ihn ihrerseits, Armbänder von Haaren, mit Gold und Silber durchflochten, und eine atlassene Börse anzunehmen, welche sie während seiner Krankheit gearbeitet hatten. „Das nehm ich recht gerne von euch an, antwortete der Ritter, und tragen werd' ich beides, so lange es halten wird." So verließ er Brescia, begleitet von den Seegenswünschen derer, die nie aufhörten, ihn als ihren größten Wohlthäter zu preisen.

6.

Die Schlacht bei Ravenna. Bayard in Grenoble. Seltene Selbstbeherrschung.

Der Herzog von Nemours war mit seiner Armee in das päbstliche Gebiet eingefallen, und belagerte Ravenna, als Bayard bei derselben ankam. Das ganze Heer begrüßte ihn mit einem Jubelgeschrei, denn es war vorauszusehen, daß bald eine Schlacht geliefert werden würde, und wo Bayard kämpfte, versprach man sich einen glücklichen Erfolg.

Dießmal täuschte man sich in dieser Erwartung nicht. Am ersten Ostertage (den eilften April 1512), Morgens um acht Uhr, begann das Treffen bei Ravenna, ein Gefecht, dergleichen „seit Gott Himmel und Erde erschaffen hat," (sagt ein Biograph Bayards) nicht vorgefallen war. Italien hatte bei seinen bisherigen innerlichen Balgereien freilich ein solches Treffen nicht erlebt. Die Franzosen erfochtin einen Hauptsieg, bezahlten ihn aber sehr theuer. Fast alle Hauptleute beider Theile blieben auf dem Platze, oder wurden gefangen, und Bayard war einer der wenigen, die ohne Wunde davon kamen, ob er gleich zwei Fahnen erbeutete und überall eindrang, wo das Gefecht am hitzigsten war. Dagegen verlor der tapfere Herzog von Nemours das Leben. Von seiner ungestümmen Hitze dahin gerissen, stürzte er sich, als der Sieg für die Franzosen bereits entschieden war, mitten in ein feindliches Bataillon Infanterie, das sich gehalten hatte, ward durchbohrt, und fiel todt unter die Füße seines Pferdes.

Die Kunde von diesem Siege setzte Rom und Venedig in den größten Schrecken. Der Rest des geschlagenen Heeres floh nach Ancona, Ravenna und

fast

fast ganz Romagna fiel in die Gewalt der Sieger. Man fürchtete, daß nächstens frische Truppen aus Frankreich kommen und selbst Rom den Franzosen in die Hände fallen würde. Der Pabst rüstete sich zur Flucht übers Meer, und Ferdinand der Katholische hielt Neapel für verloren. Allein wider alles Vermuthen zerstreute sich die Gefahr, und Frankreich zog aus dem Siege bei Ravenna nicht die erwarteten Vortheile. Ludwigs des Zwölften Gemahlin, Anna von Bretagne, eine Bigotte, welche es für Todsünde hielt, gegen den heiligen Vater in Rom zu fechten, hemmte den Fortgang der französischen Waffen, indem sie Friedensvorschläge begünstigte, welche Julius nur deswegen thun ließ, um Zeit zu gewinnen, und eine Verstärkung der französischen Armee in Italien aufzuhalten. So verstrich die beste Gelegenheit ungenutzt, und der Sieg bei Ravenna erwarb nur einen unfruchtbaren Ruhm. Den Truppen fehlte es an Geld, die Feldherren waren uneinig, und die Tapferkeit der französischen Helden, so groß sie auch war, konnte nichts ausrichten. Bayard besonders zeichnete sich vor Allen aus, aber seine Thaten schafften weiter keine Frucht, als Bewunderung. So ging in Kurzem ganz Mailand verloren, Genua empörte sich, und der König von Frankreich behielt von allen seinen italienischen Eroberungen nichts weiter, als Brescia und Crema, nebst den Schlössern zu Mailand, Novara und Cremona.

Auf dem Rückmarsche der Franzosen nach ihrer Heimat, wo Bayard den Nachzug deckte, wurde er zu Pavia mit den Schweitzern in ein gefährliches Gefecht verwickelt. Schon waren ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden, und als er eben im Begriffe war, den Rückzug zu endigen, erhielt

er

er einen Säbelhieb zwischen der Schulter und dem Halse, der das Fleisch bis auf den Knochen abschälte. Die Größe der Wunde und das Blut, welches stromweise hervorschoß, erschreckten seine Gensdarmen; sie glaubten, er sey tödtlich verwundet. Er selbst beruhigte sie, indem er ihnen sagte, daß es nichts auf sich hätte. Um das Blut zu stillen, ließ er sich eine Compresse von Moos und Leinwand machen, und mit einem solchen Verband zufrieden, setzte er den Rückzug fort, und beschloß darauf, sich nach Grenoble zu begeben, um seine Familie wieder zu sehen, und in der vaterländischen Luft seine Gesundheit zu stärken.

Sobald der Bischof von Grenoble die nahe Ankunft des Helden erfuhr, ging er ihm mit seiner ganzen Familie entgegen. Der Adel der Stadt, welcher Bayards Ruhm ehrte, schloß sich an sie an. Auch der Magistrat und die Geistlichen vereinigten sich mit ihnen; ja sogar die Damen, theils durch Beispiel und Neugierde, theils durch Hochachtung bestimmt, brachten dem Ritter Bayard, von dessen Thaten sie so viel gehört hatten, ihre Huldigung dar. Unter dieser zahlreichen Begleitung zog er in die Stadt. Aber die Freude, die seine Rückkehr verursachte, wurde bald durch eine gefährliche Krankheit gestört, mit welcher er befallen wurde; sie war mit einem beständigen Fieber begleitet, welches, bei seinem heftigen und feurigen Temperamente, sich in furchtbaren Ausbrüchen kund that. Die Aerzte des Landes, welche der Bischof berief, fanden die Krankheit sehr bedenklich, und Bayard selber fühlte, daß er in großer Gefahr schwebte. „Ach, sagte er, den Tod fürcht' ich nicht, aber das ist mir zuwider, daß ich, wie ein Weib, auf dem Bette sterben soll." Der Bischof und seine ganze Geistlichkeit, mit al-

len

len Klöstern der Stadt und der umliegenden Gegend, beteten für ihn. Gegen alle Erwartung ward er wieder gesund, und seine Genesung verscheuchte bald alle die trüben Gedanken, welche seine Krankheit hervorgerufen hatte.

Schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts zu Grenoble hatte Bayard ein junges Mädchen bemerkt, deren außerordentliche Schönheit seine Sinne fesselte. Jetzt, nachdem er genesen war, erkundigte er sich nach ihrem Namen und Stand, und da ihre niedrige Abkunft und die große Armuth ihrer Eltern seiner Lüsternheit einen freiern Spielraum verstatteten, so vertraute er sich seinem Kammerdiener. Dieser fand Mittel, sich bei der Mutter des jungen Mädchen einzuführen, und bemerkte an ihr sehr viel Liebe zum Gelde, und bei weitem mehr Vorurtheile, als wahres Ehrgefühl. Das junge Mädchen hingegen, zurückgehalten durch das Beispiel und die Lehren mehrerer Personen von Stande, welche ihr Zutritt gestatteten, ließ dem Kammerdiener weniger Hoffnung übrig. Zugleich erfuhr er auch, daß sie für einen jungen Mann ihres Standes eine heftige Leidenschaft gefaßt hätte. Um die Wünsche seines Herrn zu befriedigen, erklärte er sich gegen die Mutter, bot ihr Geld an, und erhielt das Mädchen. Der Ruf der Großmuth, den sich der Ritter erworben hatte, war die Ursache eines geringen Widerstandes von Seiten des Mädchens. Sie trat in sein Zimmer, und da sie ihn allein sah, warf sie sich zu seinen Füßen. „Gnädiger Herr, sagte sie weinend, ihr habt so viele große Städte und die Ehre so vieler Familien gerettet, und wollt die Tugend eines unglücklichen Mädchens vernichten, das man euch gegen seinen Willen hingibt, und zu dessen erstem Beschützer euch euer Edelmuth machen sollte.“

Diese

Diese Vorstellung machte einen tiefen Eindruck auf den Ritter. Er sah in seinem Verfahren nur das, was einen Mann von zartem Ehrgefühl beleidigen konnte. „Steh auf, liebes Mädchen, sagte er; du sollst den Ritter Bayard eben so tugendhaft und glücklich verlassen, als du zu ihm gekommen bist.“ Er führte sie selbst zu einer Dame von seiner Verwandtschaft, der er den ganzen Auftritt zu verschweigen, und sich des Mädchens anzunehmen empfahl.

Am folgenden Tage schickte der Ritter sehr früh zu der Mutter des jungen Mädchens, welche nicht wenig bestürzt war, anstatt der erwarteten Belohnung, sich Bayards Vorwürfen ausgesetzt zu sehen. Die gute Frau entschuldigte sich mit ihrer Armuth und mit der Unmöglichkeit, ihre Tochter zu verheirathen, da sie kein Vermögen hätte. „Wie viel verlangt man denn?“ fragte der Ritter. „Sechshundert Franken,“ antwortete sie. Er gab sie auf der Stelle, und fügte zweihundert Franken zur Ausstattung des Mädchens und zum Unterhalt der Mutter hinzu. — Diese Handlung, deren Quelle nur die Rechtschaffenheit des Ritters war, verdient vielleicht mehr Lob, als alle seine militairische Thaten.

7.

Das Ende der Regierung Ludwigs des Zwölften. Franz der Erste, sein Nachfolger, erobert Mailand. Bayard ertheilt dem Könige den Ritterschlag.

Sobald Bayard sich erholt hatte, war seines Bleibens nicht mehr lange in Grenoble, denn schon ertönte wieder von allen Seiten Waffengeklirr und Kriegsgeschrei. Nicht genug, daß Ludwig der Zwölfte

alle seine italienischen Besitzungen eingebüßt hatte, daß folglich alle Kriege, die um Mailands Eroberung und Erhaltung geführt worden, vergebens waren: er hatte sich dadurch auch einer Menge Feinde auf den Hals gezogen, die ihre Siege weiter zu verfolgen gedachten. Ferdinand der Katholische grif Navarra an, und eine englische Flotte landete bei Bayonne. Vergebens unterhandelte Ludwig mit seinen Feinden; sie freuten sich seiner Verlegenheit, und machten ungeheure Forderungen. Nachdem er mit der äußersten Anstrengung ein neues Heer auf die Beine gebracht hatte, machte er einen Versuch, Mailand wieder zu erobern, er litt aber (am sechsten Junius 1513) bei Novara eine solche Niederlage, daß auf einmal alles wieder verloren ging, was die Franzosen vom Mailändischen erobert hatten, selbst die Schlösser von Mailand und Cremona. Der Tod Julius des Zweiten, welcher um diese Zeit erfolgte, brachte dem Könige von Frankreich keinen Vortheil, denn sein Nachfolger, Leo der Zehnte, hegte gleiche Gesinnung. Die Verbindung gegen Frankreich wurde erneuert, und die Gefahr für das eigene Land wurde immer größer. Die Engländer landeten in der Picardie, und vereinigten sich mit den Truppen des Kaisers, die aus den Niederlanden zu ihnen stießen. Beide warfen sich auf die Festung Terouane in Artois, eroberten und schleiften sie, und ein Heer Schweitzer drang nach Burgund vor, und belagerte Dijon.

Der König von Frankreich war in der augenscheinlichsten Gefahr, seinen Feind vor Paris zu sehen. Er erkannte jetzt die Nothwendigkeit des Friedens, und versuchte, um ihn desto sicherer zu erlangen, seine Feinde durch Unterhandlungen zu trennen. Diese Bemühungen hatten auch überall einen guten

Er-

folg, ausgenommen bei den Schweizern, die Mailand als eine große Landvogtey behaupten zu wollen schienen. Besser gelang es ihm mit dem Pabst, als er sich vor demselben demüthigte. Ferdinand den Katholischen gewann er durch das Versprechen, allen seinen Rechten auf Neapel zu entsagen. Den Kaiser befriedigte er durch trügerische Versprechungen, und von England erkaufte er den Frieden durch Abtretung Tournay's, und eine Million Kronenthaler, die er in Fristen zu bezahlen versprach. Da seine Gemahlin gestorben war, und er noch einen Leibeserben zu bekommen wünschte, so heirathete er die schöne siebenzehnjährige Schwester des Königs von England. Es war aber kein günstiges Zeichen für den alten, kränklichen Bräutigam, daß er seinen Vermählungsfeierlichkeiten von einem Ruhebettchen zusehen mußte. Gar zu große Gefälligkeiten für seine junge Gemahlin zerrütteten seine Gesundheit vollends, und er starb schon zwölf Wochen nach seiner Vermählung, den ersten Januar 1515, mitten unter den Zurüstungen, die er zur Wiedereroberung Mailands machte.

Bayard nahm an allen kriegerischen Ereignissen, welche in die letzten Regierungsjahre Luwigs des Zwölften fielen, den thätigsten Antheil. Wie früher in Italien, zeichnete er sich jetzt jenseits der Pyrenäen und besonders bei der Belagerung von Terouane aus. „Wenn alle französischen Edelleute dem Bayard glichen, sagte bei dieser Gelegenheit der König von England, so würd' ich bald die Belagerung aufheben müssen." Seine Heldentugenden zeigten sich in den Tagen der Noth und des Unglücks im glänzendsten Lichte; nie verlor er den Muth, und aus den schwierigsten Lagen wußte er sich durch seine Kühnheit und Entschlossenheit herauszufinden.

So

So große Verdienste blieben nicht unbelohnt. Schon 1514 wurde Bayard zum königl. Generallieutenant in dem Gouvernement von Dauphiné ernannt, noch mehr aber zeichnete ihn der Nachfolger Ludwigs des Zwölften, der König Franz der Erste aus, ein Fürst, der weder ein großer König noch ein großer Mann war, der aber ritterlichen Sinn und unternehmenden Geist genug besaß, um unter den Regenten seines Zeitalters sich auszuzeichnen. In der ersten Blüthe der Jugend, als zwanzigjähriger Jüngling, zum Throne gelangt, mit der Gestalt eines Helden und einer großen Geschicklichkeit in allen Leibesübungen, herzhaft und unerschrocken in Gefahren, entschlossen, unternehmend und thätig, leutselig, beredt und freigebig, und von einer großen Ruhmsucht beseelt, würde Franz einer der größten Monarchen geworden seyn, hätte er mit den Staatseinkünften besser gewirthschaftet, den Reitzen des schönen Geschlechts und den Schmeicheleien seiner Höflinge weniger nachgegeben; hätte er besonders seine Eroberungssucht beherrscht, und keine zu hohe Meinnng von sich selbst gehabt. Aber seine starken Leidenschaften rissen ihn dahin, und stürzten ihn aus einer Verirrung in die andere.

Als Franz den Titel eines Königs von Frankreich annahm, vergaß er nicht, sich auch den eines Herzogs von Mailand beizulegen, und sein Charakter bürgte genugsam dafür, daß er diesen Titel bald geltend machen würde. Er war von Jugend auf gewöhnt, die Heldenthaten seiner Landsleute in den italienischen Feldzügen rühmen zu hören. Der Ruhm eines Herzogs von Nemours schien ihm seinen eigenen zu verdunkeln, und bei Erzählung der Schlachten bei Brescia und Ravenna soll er eben den eifersüchtigen Unmuth geäußert haben, den Cäsar beim

An-

Anschauen des Denkmals von Alexander geäußert hat. Seine erste Sorge ging daher auf die Ausrüstung eines Heeres, das ihn schnell zum Herrn von Mailand machen könnte. Dieses Heer war das schönste und mächtigste, das bisher über die Alpen gegangen war. Man schätzte es auf mehr als fünfzig tausend Mann, und es führte eine solche Menge Geschütz bei sich, als man bisher noch nie gesehen hatte. Da die Schweitzer den gewöhnlichen Weg über den Berg Cenis besetzt hatten, so drangen die Franzosen durch Gebirge, über welche nie ein Heer marschirt war. Nach erstaunlichen Arbeiten, wobei man Thäler und Abgründe ausfüllen, oder Brücken legen, Felsen sprengen oder durchhöhlen mußte, kamen sie mit unerwarteter Geschwindigkeit in die Gegend von Saluzzo, indessen ein anderes Truppenkorps über Genua vorrückte. Gleich anfangs hatten die Franzosen das Glück, den feindlichen General Prosper Colonna, mit seinen Leuten, in Villa franca aufzuheben, eine Unternehmung, an der Bayard den vornehmsten Antheil hatte, der mit seiner Kompagnie Gensdarmen und mit viertausend Infanteristen über die Alpen gekommen war.

Franz stand in einem verschanzten Lager bei dem Städtchen Marignano, nicht weit von Mailand, als nach einem unerwarteten Eilmarsche plötzlich das ganze Schweitzerheer herbei kam, um die Franzosen unversehens zu überfallen. Es war der dreizehnte September 1515, als der Angriff geschah. Der Muth der Schweitzer war unwiderstehlich. Die Verschanzungen wurden bald erstürmt, und schon war ein Theil des feindlichen Geschützes in ihren Händen. Als sich die Franzosen etwas von ihrer Bestürzung erholt hatten, boten sie dem Feinde die Spitze, die Reiterei machte sich auf, und es ent-

stand ein furchtbarer Kampf, der mit abwechselndem Glücke und blutigem Gemetzel bis tief in die Nacht dauerte. Franz fand sich mitten im Handgemenge, und erhielt mehrere Wunden. Die Nacht machte der Schlacht kein Ende; sie zwang nur durch ihr dickes Dunkel beide Parteyen, dem Morden Einhalt zu thun, und es trat ein unwillkührlicher Waffenstillstand von einigen Stunden ein, während dessen beide Heere auf dem Schlachtfelde blieben, und mit Ungeduld den Anbruch des Tages erwarteten, um den Kampf von neuem zu beginnen.

Kaum graute der Morgen, als die Schlacht wieder anfing. Franz hatte die Zwischenzeit benutzt, um Kanonen und Leute in bessere Ordnung zu stellen, als am Tage zuvor möglich gewesen war. Der erste Angriff der Schweitzer wurde mit unerschütterlicher Festigkeit von den Franzosen ausgehalten, und sie, die sich bisher nur verheidigt hatten, wurden jetzt der angreifende Theil. Franz, an der Spitze der Gensdarmen, brachte zuerst die feindliche Linie etwas zum Weichen, und nach einem Kampfe mehrerer Stunden mußten endlich die Schweitzer dem Feinde den Sieg überlassen, aber auch da noch waren sie standhaft und entschlossen genug, in Reihe und Gliedern, und mit solcher Ordnung das Schlachtfeld zu verlassen, daß Franz, dessen Truppen vor Schlaflosigkeit und Anstrengung ganz erschöpft waren, es nicht wagte sie zu verfolgen. Nur zwei Kompagnien von ihnen wurden, nahe bei Marignano, von den Franzosen überrascht, umringt und aufgefordert sich zu ergeben. „Die Schweitzer haben stets den Tod der Gefangenschaft vorgezogen," war ihre Antwort. Die Franzosen steckten hierauf die Häuser in Brand, in welche sich die Schweitzer gewor-

worfen hatten, und diese kamen in den Flammen um bis auf den letzten Mann.

An diesem Siege hatte Bayard, der meistens in der Nähe des Königes focht, einen ehrenvollen Antheil. Oefters schwebte er in der größten Gefahr, gefangen oder getödtet zu werden. Am Abend des ersten Tages war seine Rüstung ganz durchlöchert, und zuletzt bekam auch sein Pferd einen Hieb, durch den es seine eiserne Kopfbedeckung samt dem Gebiß verlor. Das frei gewordene Thier, wild gemacht durch die Wunde, trug seinen Herrn nun unaufhaltsam mitten in ein großes Schweitzerbataillon hinein, welches es von einem Ende zum andern durchlief. Der Ritter sah seinen Tod vor Augen, ohne ihm entfliehen zu können. Glücklicherweise brach die Nacht ein, und sein Pferd stand endlich unter stark belaubten, mit Weinreben umgebenen, Bäumen still. Er stieg ab, warf seinen Helm und alles, was ihm an seiner Rettung hinderlich werden konnte, von sich, und kroch auf Händen und Füßen nach der Seite hin, wo seine Truppen seyn mußten. Mehr als einmal blieb er auf diesem beschwerlichen Marsche stehen, um nicht von den Schweitzern bemerkt zu werden. Endlich kam er ganz erschöpft an einen Ort, wo er Frankreich! rufen hörte, und bald darauf erreichte er die französischen Vorposten. Der Herzog von Lothringen, dem er seine Abentheuer erzählte, gab ihm ein Pferd, Andere brachten ihm Waffen, und am folgenden Tage kämpfte er wieder mit einem wirklich romanhaften Heldenmuthe, bis der Sieg errungen war. Dieser Sieg gereichte überhaupt der Tapferkeit und Gewandtheit der französischen Waffen zur größten Ehre, und der junge König sah seine kühnsten Hoffnungen durch den glänzendsten Erfolg gekrönt. Er hatte die tap-

fer-

ersten, bis jetzt für unüberwindlich gehaltenen Truppen geschlagen, und sein eigenes Beispiel hatte viel dazu beigetragen, die Soldaten zu dem kühnsten Heldenmuthe zu entflammen.

Auf dem, noch vom Blute triefenden, Schlachtfelde ließ Franz drei feierliche Messen lesen, eine, um Gott für den verliehenen Sieg zu danken, eine Seelenmesse für die Erschlagenen, und eine dritte um Wiederherstellung des Friedens. Auch ließ er dicht neben dem Schlachtfelde eine Kapelle erbauen, zum Beweise seiner Dankbarkeit gegen Gott, und zum ewigen Gedächtniß dieses Sieges. Zugleich veranstaltete er eine Feierlichkeit, die ganz im Geiste des Ritterthums entworfen war. Er versammelte die vornehmsten Generale seiner Armee, machte ihnen große Lobeserhebungen für die Tapferkeit, die sie bewiesen hätten, und erklärte seinen Wunsch, nach alter Weise zum Ritter geschlagen zu werden, weil auch er seine Schuldigkeit gethan zu haben glaube. Darauf wandte er sich zu Bayard mit den Worten: „Ich kenne Keinen in der Armee, der so allgemein geschätzt würde, als dieser Ritter: ich will die öffentliche Stimme in ihm ehren. Ja, Bayard, lieber Freund, von eurer Hand will ich heute zum Ritter geschlagen werden, weil derjenige, der sich in so vielen Schlachten und Stürmen immer als einen vollkommenen Ritter gezeigt hat, am meisten berechtigt ist, Andere dazu zu machen.

Bayard weigerte sich eine zeitlang dieser Ehre, und meinte, ein König von Frankreich sey schon an sich Ritter. Als aber der König auf seinem Verlangen bestand, zog er sein Schwerdt, schwang es über die Schultern des Königs und sprach: „Möge es eben so viel seyn, als wäre es Roland oder Olivier, Gottfried oder Balduin, sein Bruder. Ihr

seyd

seyd der größte Fürst, der jemals zum Ritter gemacht ward; möget ihr nie fliehen im Kampfe!" Hernach erhob er sein Schwerdt, und redete es mit einer Art von Begeisterung an: „Du bist überglücklich, heute einem so tugendhaften und großen Könige den Ritterschlag gegeben zu haben. Ja, mein guter Degen, künftig sollst du wie ein Heiligthum aufbewahrt und geehrt werden. Nur gegen Türken, Sarazenen oder Mauren will ich dich wieder ziehen." Er steckte ihn hierauf wieder in die Scheide und machte zwei freudige Sprünge.

Der Sieg bei Marignano war so entscheidend, daß nun das ganze Herzogthum Mailand dem Könige in die Hände fiel. Die Bürger von Mailand schickten ihm die Schlüssel entgegen, und er machte Anstalten zum feierlichen Einzug in dieselbe. In einer strahlenden Rüstung, den Degen in der Hand, befand sich Franz an der Spitze von zwölfhundert Gensdarmen, welchen die übrigen Truppen folgten. Unter Trompeten- und Paukenschall ging der Zug zuerst nach der Hauptkirche, wo der König sein Gebet verrichtete; dann bezog er den für ihn bereiteten herzoglichen Pallast, und empfing den Eid der Treue von den verschiedenen Behörden, worauf eine Menge von den Mailändern veranstalteter Festlichkeiten folgte. Acht Tage wandte der König an, die verschiedenen Plätze des Herzogthums zu besuchen; alle Fürsten Italiens brachten ihm ihre Huldigungen dar. Die Eroberung des ganzen Landes war in sechs Wochen beendiget worden, und die Vereinigung des Kaisers, des Königs von Spanien und des Pabstes hatte es nicht verhindern können, daß Franz Herzog von Mailand wurde.

8.

Durch Vertheidigung der Festung Mezieres rettet Bayard das Königreich.

Frankreich genoß nun einiger Ruhe, die es vornemlich dem Tode des Königes Ferdinand des Katholischen, und der Jugend seines Nachfolgers in der spanischen Monarchie, des Prinzen Karl verdankte. Als aber der Kaiser Maximilian den zwölften Januar 1519 starb, trübte sich der politische Himmel von neuem; die Wahl seines Nachfolgers bewegte Deutschland und Europa.

So sehr die Gewalt des Kaisers und die Macht des deutschen Reiches herabgekommen war, so glänzte gleichwohl sein Thron noch immer als der erste der Christenheit; auch mochte ein persönlich mächtiger Fürst ihn leicht mit großem Erfolge politisch nützen. Um diesen hohen Preis bewarben sich jetzt die beiden Gewaltigsten der Könige: Karl von Spanien und Franz von Frankreich; dieser auf schon erworbenen Ruhm der Kriegs- und Staatskunst, jener auf seine deutsche Herkunft und seiner Ahnen Verdienst ums Reich, beide auf ihre zum Schutze kräftige Macht, beide auch auf die Künste der Intrike und der Bestechung ihre Hofnung bauend. Endlich vereinigten sich die Kurfürsten zu Gunsten Karls, als einen deutschen Fürsten, dessen Stellung dem Reiche den zuverläßigsten Schutz, zumal gegen die drohende Macht der Türken verhieß.

So lange die Kaiserwahl noch unentschieden war, pflegte Franz zu sagen: „der König von Spanien und ich, wir werben uns eine Braut; der Glückliche führt sie heim, und der Andere muß sich zufrieden geben;“ allein da er selbst der Glückliche nicht war, wurde es ihm schwer, sich zufrieden

zu

zu geben. Sein Ehrgeitz und seine Eigenliebe waren auf das empfindlichste gekränkt, daß ihm ein jüngerer, noch ganz unberühmter Mitbewerber vorgezogen worden war; ein geheimer Groll gegen den neuen Kaiser erfüllte sein Inneres, so lange er lebte. Dieser Groll brach in blutige vier Kriege aus, und äußerte seine verheerenden Wirkungen über Frankreich und Italien. Indessen flossen die zwei ersten Jahre ruhig dahin, denn beide Fürsten kannten ihre Kräfte, und ohnehin hatte Karl mit den unruhigen Spaniern genug zu thun. Endlich aber entzündete ein an sich unwichtiger Vorfall das Kriegsfeuer, und der Kaiser ließ unter der Anführung des Grafen Heinrich von Nassau und des berühmten deutschen Ritters Franz von Sickingen, ein Heer in Frankreich einrücken, welches Mousson eroberte, Tournay bedrohte und bis nach Mezieres vorrückte, um es zu belagern. Die Eroberung dieser Festung würde ganz Champagne in Gefahr gebracht haben; und wenn der Kaiser nur Truppen nach der Picardie geschickt hätte, so wäre das ganze Königreich in Verlegenheit gerathen. Es war also nothwendig, Mezieres zum Besten des Staats zu erhalten, und diese Festung, die schlechteste in ganz Frankreich, zum Bollwerk desselben zu machen.

Bayard befand sich seit einiger Zeit am Hofe. Der König schloß sich mit ihm ein, eröffnete ihm alle seine Besorgnisse, und verbarg ihm nicht, wie sehr er seiner Hülfe bedürfe. „Verliere ich Mezieres, sagte er, so sind die Champagne und die Picardie dem Feinde geöffnet. Bis nach Paris wird er vordringen, und ihr wißt, daß eine Nation selten mit Vortheil in ihrem eigenem Lande kämpft. Mezieres muß um jeden Preis erhalten werden, und euch, mein lieber Ritter, hab' ich zu diesem Geschäft

schäft ersehen. Die Gefahr fällt in die Augen; aber dafür ist auch Ehre zu erwerben. Alles, was mich in meiner Wahl zweifelhaft macht, besteht blos darin, daß, wenn Frankreichs Unglück mich um Mezieres bringt, die Verzweiflung mir auch den Ritter Bayard rauben wird."

Bayard warf sich zu des Königes Füßen, und versicherte ihn, daß diese zärtliche Sorge ihn größerer Gefahr aussetzte, als der Feind selbst. Er bat darauf um bestimmte Befehle, in Hinsicht auf Munition und Lebensmittel, und begab sich nach Mezieres. Sogleich nach seiner Ankunft versammelte er die Garnison und die Bürger, und sprach zu ihnen: „Ich mache keinen Unterschied unter euch, wenn es darauf ankommt, das Vaterland zu vertheidigen. Kinder sogar müssen Arbeiter und Soldaten werden. Laßt uns einstimmig für unsre Sicherheit und unsern gemeinschaftlichen Ruhm arbeiten. Für den Erfolg kann man beinahe gut sagen, wenn man sich aufrichtig bemüht, ihn zu verdienen." Diese wenigen Worte, die Liebe, welche Soldaten und Bürger für den Ritter hatten, und einiges Geld, das er vertheilte, machten, daß alle mit Freuden die beschwerlichsten Arbeiten ertrugen, die er durch seine Theilnahme und Gegenwart zu erleichtern wußte. Augenblicklich sah man neue Wälle sich erheben, und der Eifer der Arbeiter zeigte, wie fest sie entschlossen waren, alles für ihre Erhaltung zu wagen. Der Ruf des Ritters zog bald mehrere Hauptleute mit ihren Schaaren von der Umgegend in die Stadt; und die Gensdarmerie-Kompagnie des Herzogs von Lothringen, in welcher Bayard stand, war ebenfalls gegenwärtig.

Inzwischen näherten sich die Feinde der Festung. Der Graf von Nassau schlug sein Lager, welches

aus

aus zwanzig tausend Mann bestand, auf der Seite der Ardennen, dem Bourgogner Thore gegenüber; der General Sickingen das seinige, welches fünfzehn tausend Mann zählte, jenseits der Maas. Da die Garnison keine Außenwerke zu vertheidigen hatte, so befand sie sich bei der Ankunft der Feinde auf den Wällen. Mit Unruhe betrachtete der größte Theil dieses ansehnliche Heer, das, wegen des ungeheuren Trosses, der ihm folgte, noch weit ansehnlicher schien. Als Bayard dieß wahrnahm, sagte er: „Die Feinde behandeln uns als Leute, welche sich fürchten, allein ihre Anzahl soll uns nicht abschrecken. Wir haben breite Graben und tüchtige Wälle; und dann sind es nicht diese Massen von Sand und Stein, welche Festungen erhalten, sondern die Ehrliebe, der Muth, die Geduld und die Entschlossenheit derjenigen, die sie vertheidigen."

Als die Belagerer ihre Batterien aufgeführt hatten, so ließen sie den Ritter Bayard zur Uebergabe auffodern. Er antwortete dem abgeschickten Trompeter, seinem Charakter gemäß: „Ich bin nach Mezieres gekommen, um den Ort zu vertheidigen. Deine Gebieter werden, wenn sie es noch nicht wissen sollten, bald erfahren, daß ich nicht der Mann bin, der sich durch Worte schrecken läßt, oder die darauf erfolgende That fürchtet. Sollte aber das Schicksal wider Vermuthen meine Entschlossenheit und den Muth derer, die mir folgten, zu Schanden machen, so werd' ich mir, bevor ich den Platz verlasse, den mir mein Herr anvertraut hat, aus den Leibern seiner Feinde eine Brücke bauen."

Mit Ungeduld hatte der Graf von Nassau die Rückkunft des Trompeters erwartet. Als er ankam, fragte er ihn in Gegenwart des Ritters Sickingen, der von den Schwierigkeiten der Unternehmung eine

ganz

ganz andere Meinung hatte, um Bayards Antwort. Durch diese Antwort in seiner Meinung noch mehr bestärkt, sagte Sickingen: „Wir werden wohl erfahren, daß der Kaiser besser gethan hätte, seine Truppen anderswo zu gebrauchen.“ Ein Offizier, der unter Bayard in Italien gedient hatte, sah nicht so bald, daß Sickingen die Belagerung mißbilligte, als er in Gegenwart Aller sagte: Er kenne den Ritter Bayard, und so lange dieser lebe, werde man nie in Mezieres einrücken. Der Graf von Nassau unterbrach ihn mit den Worten: „Auch mir ist der Ritter Bayard durch den Ruf wohl bekannt, aber er ist doch weder von Stahl noch von Eisen, sondern ein Mensch wie wir. Ich will ihm mit Kanonenkugeln so zusetzen, daß er in wenig Tagen eine ganz andere Sprache führen soll.“

Eine heftige Kanonade begann nun, von Seiten der Kaiserlichen. Ein Thurm und ein Theil der Mauer stürzte ein, und die Garnison fing an zu zagen. Zwei Kompagnien entwichen durch die Mauerlücken und die Thore, ja viele warfen sich von der Mauer herab in den Graben, und das Ansehen der Offiziere vermochte nichts über sie. Bayard, davon benachrichtiget, beritt sogleich alle Posten, und sagte mit mehr als gewöhnlicher Heiterkeit: „Gut, daß wir der Memmen los sind, die uns doch nur belästiget hätten. Es sind unter uns brave Leute genug, und unser Proviant wird desto länger dauern.“ Unterdessen vermehrte sich das Feuer der feindlichen Batterien, und — was für jene Zeiten, wo für die Artillerie so schlecht gesorgt war, außerordentlich scheinen muß — die Belagerer schossen in vier Tagen mehr als fünf tausend mal. Jetzt fing der Donner an nachzulassen. Die Feinde befürchteten, es möchte ihnen an Pulver fehlen und sa-

sahen mit Erstaunen, wie die Belagerten unter Feuer und Dampf, und ohne sich an die Kugelsaat zu kehren, herbei kamen, die Bresche wieder herzustellen, Bayard benutzte beides sogar, um Ausfälle zu machen, die eben so plötzlich als unerwartet waren. Bei dem geringsten Vortheil, den er erhielt, vernichtete er die Trencheen und füllte die Werke aus, welche die Belagerer in mehreren Tagen zu Stande gebracht hatten. Auch die List wußte er mit Gewandtheit zu gebrauchen. Er spielte dem Ritter Franz von Sickingen einen Brief in die Hände, als ob er ein Einverständniß mit dem Grafen von Nassau hätte; dadurch entstand ein augenblickliches Mißtrauen zwischen den beiden Befehlshabern, und einige Unordnung unter den Belagerungstruppen, welche Bayard benutzte, einen Boten an den König zu senden, der in der Nähe von Rheims stand, um ihn zu bitten, der bedrängten Stadt schleunigst Hülfe zu leisten. Auch mehrere Zweikämpfe, zwischen Einzelnen der Belagerer und der Belagerten fielen, nach vorhergegangener Ausfoderung, in den Außenwerken der Festung vor, ganz nach der Sitte der früheren Ritterzeiten.

Da der tapfere Widerstand der Belagerten dem Grafen von Nassau alle Hoffnung benahm, die Festung mit Gewalt einzunehmen, so beschloß er, sie auszuhungern. Um sich den glücklichen Erfolg dieses Entwurfs zu sichern, beredete er einen Offizier von seiner Armee, sich durch einen zuverläßigen Bedienten von einem seiner Freunde in der Garnison eine Bouteille Wein ausbitten zu lassen. Der Bediente sollte bei dieser Gelegenheit das Innere der Festung, und, wenn es möglich wäre, die Quantität der Lebensmittel untersuchen, die man hereingebracht hätte. Von Bayard unterrichtet, führte der

Offi-

Offizier den Bedienten in einen ungeheuren Keller, in welchem große Fässer auf einander geschichtet waren, die er aufheben mußte, um sich zu überzeugen, daß sie voll wären. Freilich waren sie nur mit Wasser gefüllt; aber dieß konnte der Deutsche nicht wissen, und so erfuhr sein General bei weitem mehr, als er wissen wollte. In seiner Erwartung betrogen, und immer noch dem Verdacht Sickingens ausgesetzt, hob endlich der Graf von Nassau die Belagerung auf, und ließ dem Ritter Bayard die Ehre, einen ganzen Monat hindurch eine Festung vertheidigt zu haben, die gar keiner Belagerung werth schien.

Die Freude des Königs über die Erhaltung von Mezieres war um so größer, weil der Kaiser bereits vorgerückt war, um nach der Einnahme dieser Festung in das Innere des Königreichs einzudringen, wo er sich schmeichelte, große Fortschritte zu machen; und weil es ihm rühmlich war, den Kaiser im Angesicht von ganz Europa zum Rückzug genöthigt zu haben. Bayard verließ Mezieres nach dem Abzug der Feinde, und begab sich in das Lager des Königs. Seine Freunde gingen ihm in einer großen Entfernung entgegen, und begleiteten ihn bis zum Könige, vor dessen Zelt er in voller Rüstung abstieg, weil er wußte, daß es dem Monarchen Vergnügen machen würde, wenn er sich ihm in eben dem Zustande vorstellte, worin er Mezieres vertheidiget hatte. Franz empfing ihn mit allen den Beweisen von Achtung und Güte, welche sein Eifer und seine Thaten verdienten; er umarmte ihn, und erinnerte ihn auf eine sehr schmeichelhafte Art an die militairische Ceremonie, die ihn zu seinem Sohn im Mars machte, als er den Orden der Ritterschaft durch ihn erhielt. Zugleich ertheilte er ihm den Orden des heiligen Michael, und gab ihm eine

Kom-

Kompagnie von hundert Gensdarmen, die seinen Namen führte, eine bisher nur für die Prinzen vorbehaltene Auszeichnung, durch die er zum Rang der größten Generale erhoben wurde.

Zu eben der Zeit, da Bayard Mezieres so ruhmvoll vertheidigte, war auch Italien der Schauplatz des Krieges. Dieses Land hatte seit vier Jahren Ruhe genossen, und würde sich wahrscheinlich noch länger dabei erhalten haben, wenn nicht der ränkevolle Pabst Leo der Zehnte sie gestört hätte. Dieser brannte vor Begierde, das ihm von den Franzosen abgenommene Parma und Piacenza wieder zum römischen Stuhle zu bringen, weil er den Verlust dieser Provinzen für den größten Schimpf hielt. Zugleich nahm er das Project Julius des Zweiten wieder auf, Italien von den Ausländern zu reinigen. Er schloß daher insgeheim mit dem Kaiser ein Bündniß, welches den Zweck hatte, den Franzosen Mailand und Genua zu entreissen. Dieser Zweck konnte um so eher erreicht werden, da die Mailänder mit Franzen sehr unzufrieden waren, der das Land den Erpressungen und Gewaltthätigkeiten des Statthalters und der übrigen Obrigkeiten überließ. Daher wurden die Franzosen, gegen das Ende des Jahres 1521 aus ihren meisten italienischen Besitzungen vertrieben, und behielten nur noch Cremona, Genua, Alessandria und das Schloß von Mailand, nebst einigen unbeträchtlichen Schanzen. Leo der Zehnte empfand über dieses Mißgeschick der Franzosen eine so unmäßige Freude, daß er in ein heftiges Fieber fiel, welches ihn nach drei Tagen tödtete.

9.

Des Ritters letzter Feldzug nach Italien. Die Affaire bei Rebecco.

Bayard war kein Freund des Hoflebens, und jener glänzenden Cirkel, in denen man so oft seine Persönlichkeit verleugnen, und sich nach den Launen der Großen bequemen muß. Sein stolzes Gemüth verschmähte es, um Hofgunst zu buhlen, und er näherte sich den Großen nur dann, wenn es die Pflicht gebot. Ließ ihm der Waffendienst einige Muße, so begab er sich in sein Gouvernement von Dauphiné, das er um so inniger liebte, weil es seine Heimath war. Er erwarb sich hier, von kriegerischen Beschäftigungen befreit, einen andern Kranz, der ihn nicht minder schön als der Lorbeer kleidete. Fern von allem Eigennutz, einfach in seiner Lebensweise und freigebig fast bis zur Verschwendung, verwendete er einen großen Theil seiner Einkünfte zum Wohl der Provinz Dauphiné, und der Hauptstadt Grenoble insbesondere. Das Schloß seiner Väter lag noch lange in Trümmern, als er schon auf seine Kosten mehrere den Einwohnern der Dauphiné nützliche Gebäude errichtet hatte. Bei der Rückkehr in sein Gouvernement, nicht lange nach der Einnahme von Mezieres, fand er vielfache Veranlassung, sich menschenfreundlich dem Dienste der leidenden Menschheit zu weihen. Eine ungünstige Witterung hatte eine Hungersnoth verursacht, welche durch den Eigennutz einiger gefühllosen Wucherer und durch die grausame Nachsicht der Magistrate sehr vermehrt worden war. Bayard gab nicht nur seine eigenen Vorräthe her, sondern traf auch vermöge seiner Klugheit so schnelle und wirksame Anstalten, dem Kornmangel abzuhelfen, daß die Gefahr

in

in kurzer Zeit vorüber ging, und auch dem Aermsten wieder Nahrung verschafft wurde. Als unter dem Volke sich eine ansteckende Krankheit, die gewöhnliche Folge der Hungersnoth, verbreitete, ging Bayard selbst zu den Kranken, sorgte für ihren Unterhalt, berief Aerzte und Wundärzte, und traf die zweckmäßigsten Anstalten, dem Uebel zu steuern. Diese vereinigte Bemühung hatte den besten Erfolg. Die Krankheit ließ nach, und Bayard konnte sich das Zeugniß geben, zweimal ein Volk gerettet zu haben, dessen Regierung ihm anvertraut war.

Diesen friedlichen Beschäftigungen wurde Bayard entzogen, als König Franz von neuem ein Heer über die Alpen sandte, um seinen Feinden Mailand zu entreissen. Ganz Italien, Deutschland und England hatte sich wider ihn verbunden; aber im stolzen Selbstgefühl sprach er: „Ich werde gegen ganz Europa in die Schranken treten. Den Kaiser fürcht' ich nicht, denn er hat kein Geld; auch den König von England nicht, meine Grenzen in der Picardie sind wohl befestigt; ich mache mir nichts aus den Niederländern, denn sie sind schlechte Soldaten; — Italien aber, das will ich selbst übernehmen; ich gehe nach Mailand, erobere es wieder, und meine Feinde sollen nicht einen Fuß breit von ihren Eroberungen behalten."

Diese stolze Rede ging nicht in Erfüllung. Da Franz verhindert wurde, das Heer in eigener Person nach Italien zu führen, so übertrug er das Oberkommando über dasselbe dem Admiral Bonnivet, einem geschmeidigen Hofmann und vielgeltenden Günstlinge, der, außer einem unerschütterlichen Muthe, wenig Feldherrntalente besaß. Dieser zog im August 1523 mit einem wohlausgerüsteten Heer von mehr als dreissig tausend Mann durch Piemont, setzte

 glück-

glücklich über den Tessino, und würde wahrscheinlich Mailand genommen haben, wenn er es ohne Zeitverlust angegriffen hätte. Aber mit unverzeihlicher Langsamkeit blieb er drei Tage an diesem Flusse, einige Meilen von der Stadt, stehen, und gab dadurch den Bürgern Zeit sich so zu verschanzen, daß es ihm unmöglich wurde, mit Gewalt einzudringen. Da der beste Zeitpunkt versäumt war, so begnügte er sich, die Hauptzugänge, durch welche Mailand Lebensmittel erhalten konnte, zu besetzen, verwüstete die Umgegend, und hoffte die Stadt durch Hunger zu zwingen.

Das Schloß von Cremona war der einzige Punkt, welchen die Franzosen seit ihrem letzten Rückzuge aus Italien erhalten hatten. Mit heldenmüthiger Tapferkeit hatte sich die kleine Besatzung, welche überhaupt nur vierzig Mann stark gewesen war, anderthalb Jahre lang, ohne Hoffnung des Entsatzes, mit dem fürchterlichsten Elende kämpfend, vertheidiget. Der Kommandant, alle Offiziere und alle Soldaten, bis auf acht Mann, waren nach und nach durch Mangel und Krankheit aufgerieben worden. Diese acht Soldaten gelobten als wahre Helden, durch einen feierlichen Eid, sich zu vertheidigen, bis auch der letzte Mann dahin seyn würde. Bayard erhielt von Bonnivet den Auftrag, diese edelmüthigen Streiter zu verstärken und mit Lebensmitteln zu versorgen. Er kam mit einem ansehnlichen Korps in dem Schlosse von Cremona an, und nachdem er es verproviantirt hatte, traf er die nöthigen Anstalten, die Stadt selbst wieder einzunehmen. Aber ein heftiger Regen machte den Boden um die Breschen, welche seine Artillerie gemacht hatte, so locker, daß sich der Soldat nicht halten konnte und dadurch genöthiget wurde, den Sturm aufzugeben, den man

nicht

nicht erneuern konnte, weil der Regen vier ganze Tage und Nächte anhielt. Bayard gab zuletzt der Witterung und den Befehlen des Generals nach, verließ Cremona und ging nach Monca, um die Zufuhren anzuhalten, welche durch diese Stadt nach Mailand gebracht wurden. Bonnivet kannte die Wichtigkeit dieses Postens; aber leichtglaubig und unwissend öffnete er allen Zuflüsterungen sein Ohr, und ließ sich von ihnen bethören. Einige Italiener machten ihm glaubend, daß er durch die Besetzung von Vigera der Stadt Mailand weit mehr schaden würde. Er gab daher dem Ritter den Befehl, sich dahin zu begeben, so viel dieser auch dagegen einwandte, weil er vorher sah, daß seine Versetzung die Armee aufreiben würde.

Die Blokade von Mailand führte zu keiner Entscheidung, denn Bonnivet konnte der Stadt weder die Zufuhr abschneiden, noch verhindern, daß die Garnison durch frische Truppen verstärkt wurde. Es fielen häufig kleine Gefechte zwischen den Franzosen und den verbündeten Truppen vor, wobei die erstern fast immer im Nachtheil standen, und in kurzem hatten sie an fünfzehnhundert Pferde verloren. Zuletzt riß der Mangel im französischen Lager ein; Kälte und Schnee drückten die Soldaten hart; die Schweitzer, deren es viele im Heere gab, für langwierige und beschwerliche Belagerungen wenig tauglich, fingen an zu murren, und das ganze Heer beklagte sich über einen General, der den Soldaten weder Unterhalt noch Gelegenheit zu einer Schlacht verschaffen könnte. In dieser Bedrängniß hob Bonnivet im November 1523 die Belagerung von Mailand auf, und zog sich an den Tessino zurück. Seine Artillerie schickte er über den Fluß, einen Theil der Infanterie, welche am meisten erschöpft

war,

war, ließ er nach Piemont, Provence und Languedoc in die Winterquartiere gehen, er selbst aber blieb mit dem Reste der Armee in Biagrassa und Rosate, wo es nicht an Lebensmitteln fehlte, und Verstärkung aus Frankreich und der Schweitz erwartet werden sollte.

Früher wäre das Dorf Rebecco, welches in der Mitte von Mailand, Lodi und Pavia lag, ein vortheilhafter Posten gewesen, um der Stadt Mailand die Zufuhr abzuschneiden, oder doch zu erschweren. Damals dachte Bonnivet nicht daran, diesen Posten zu besetzen; aber jetzt, nachdem die Kaiserlichen die Behauptung desselben unmöglich gemacht hatten, wollte er sein Vergehen wieder gut machen. In dieser Absicht berief er den Ritter Bayard zu sich, und sprach zu ihm: „Ritter, ihr müßt mit zweihundert Gensdarmen und einem Korps Infanterie euer Quartier zu Rebecco aufschlagen; dadurch werden wir denen zu Mailand großen Schaden zufügen; wir können ihnen dann die Zufuhren abschneiden, und leichter Kunde von ihrem Treiben erhalten.“

Bayard, die Mißlichkeit dieses Auftrages durchschauend, suchte mit aller Bescheidenheit den General eines bessern zu belehren. „Rebecco, sprach er, ist ein von allen Seiten offenes Dorf, den Feinden sehr nahe gelegen, von unsrer Armee hingegen entfernt. Nach meiner Meinung wäre ein halbes Heer nothwendig, um diesen Posten zu behaupten. Unsre Gegner sind wachsam, und dieses Unternehmen könnte mir leicht Schande bringen. Ich bitte euch daher, bevor ihr mich dorthin schickt, die Sache noch einmal zu überlegen.“ Diese Vorstellung machte aber auf Bonnivet keinen Eindruck. Er sprach noch eine Weile hin und her, versicherte, es kön-

könne aus Mailand keine Maus herausschlüpfen, ohne daß er davon Kunde erhielte, und verlangte endlich, vermöge seiner Würde, Gehorsam mit dem Anhange, er werde dem Ritter auf den ersten Wink zu Hülfe eilen. Dieser durfte es jetzt, der militairischen Subordination zufolge, nicht wagen, länger zu widersprechen. Er entfernte sich, und zog mit der obgenannten Kriegsschaar nach Rebecco. Er nahm indessen nur zwei Pferde mit dahin, und sandte seine Maulthiere und alles Uebrige nach Novara, als hätte er vorausgesehen, daß alles, was er bei sich hätte, verloren gehen würde.

Zu Rebecco angelangt, wurde sogleich berathschlagt, wie man sich gegen einen feindlichen Ueberfall sichern könnte. Der Ort hatte mehrere breite Alleen, und außerdem konnte man durch die Verzäunungen und Gärten, die ihn umgaben, hineindringen. Um ihn in Vertheidigungsstand zu setzen, hätte man auf mehr als zwei Meilen in der Runde einen Graben ziehen und eine Mauer errichten müssen. Bayard mußte sich daher begnügen, die Hauptzugänge durch Barrieren zu verwahren. Oftmals schrieb er an Bonnivet, daß er sich in einer höchst gefährlichen Lage befände, und daß er ihm Unterstützung senden müsse, wenn er sich halten solle; aber er erhielt keine Antwort.

Die Feinde, welche sich zu Mailand befanden, und vierzehn bis fünfzehn tausend Mann stark waren, erfuhren unterdessen von ihren Kundschaftern, daß sich der tapfere Ritter mit einer kleinen Schaar in Rebecco befinde. Die Vertheidigungsanstalten, welche er machte, setzten sie in die Nothwendigkeit, ihn bald anzugreifen; sein Ruf flößte überall Furcht ein, selbst da, wo die Gefahr augenscheinlich auf seiner Seite war. Sie beschlossen, ihn in einer

Nacht

Nacht zu überfallen, und samt den Seinigen niederzuhauen oder gefangen zu nehmen. In Folge dieses Beschlusses brachen sie um Mitternacht, sechs bis sieben tausend Mann Fußvolk und fünfhundert Reiter stark, auf. Ihre Führer kannten das Dorf und die Häuser der vorzüglichen Einwohner genau. Damit sich die Soldaten in der Dunkelheit erkennen möchten, mußten sie weiße Hembden über ihre Rüstung anziehen, weshalb diese Unternehmung unter dem Namen der Camisade von Rebecco bekannt geworden ist, von dem spanischen Worte camisado, das Hembde.

Bayard, der stets auf seiner Hut war, und alle Maaßregeln der Vorsicht ergrif, die seine gefahrvolle Lage zu nehmen erlaubte, ließ fast jede Nacht die Hälfte seiner Leute wach bleiben, um sich vor einem Ueberfalle zu bewahren; ja, er selbst hatte einige Nächte durchwacht, allein er befand sich jetzt, von Anstrengungen und Besorgnissen geschwächt, so unwohl, daß er genöthigt war, sein Zimmer zu hüten. Am Abend gebot er einigen seiner Hauptleute, welche sich bei ihm befanden, Wache zu halten, und nach allen Seiten hin ihre Aufmerksamkeit zu richten. Man versprach zu gehorchen; da es aber plötzlich zu regnen begann, entfernten sich die von dem vielen Nachtwachen ermatteten Krieger nach und nach von ihren Posten, und ließen nur drei oder vier Bogenschützen zurück, mit dem Befehl, nöthigenfalls ein Zeichen zu geben. Die Feinde rückten unterdeß immer näher heran, ohne daß sie bemerkt wurden. In der Nähe des Dorfes angelangt, waren sie erstaunt, keine Franzosen zu erblicken, und vermutheten, daß Bayard von ihrem Vorhaben Kunde erhalten, und sich nach Biagrassa zurückgezogen habe. Sie setzten aber dennoch ihren

Marsch

Marsch fort, und stießen nun auch bald auf die wenig Wache haltenden Bogenschützen, auf welche sie sich ohne Kriegsgeschrei stürzten. Die erschrockenen Schildwachen, welche keinen Widerstand leisten konnten, ergriffen lautschreiend die Flucht, wurden aber so rasch verfolgt, daß der Feind noch vor ihnen die Barrieren erreichte.

Der Lärm kam bald zu Bayard, der, wenn Gefahr drohte, nie anders als völlig angekleidet schlief, und seine Waffen stets neben seinem Lager hatte. Er sprang rasch empor, schwang sich auf sein Roß, und sprengte mit fünf oder sechs Gensdarmen den Barrieren zu. In demselben Augenblicke traf auch der tapfere Kapitain Lorges ein, der sich mit dem Fußvolke an den Ritter anschloß.

Die Feinde stürzten unterdessen in das Dorf und suchten die Wohnung des tapferen Ritters, denn hätten sie ihn zum Gefangenen machen können, so wären die Uebrigen leicht besiegt gewesen. Da sprach Bayard, der aus dem Lärm der feindlichen Trommeln und Trompeten auf ihre Anzahl schloß, zu dem Kapitain Lorges: „Mein Freund, wir spielen hier ein böses Spiel; erstürmt der Feind diese Barriere, so sind wir verloren. Zieht eure Leute zusammen so dicht ihr könnt, und schlagt in geschlossenen Reihen den Weg nach Biagrassa ein; ich will mit meinen Gensdarmen bis zuletzt hier aushalten. Unser Gepäck müssen wir schon dem Feinde überlassen, dagegen ist nichts anzufangen. Laßt uns nur alles anwenden, daß wir wenigstens das Leben unserer Leute retten, wenn es anders noch möglich ist.“

Der Kapitain Lorges säumte nicht, den Befehl des Ritters zu vollziehen. Er zog sich mit dem Fußvolk zurück, während Bayard fortfuhr, an der Barriere zu kämpfen. Dann trat er an der Spitze

seiner Gensdarmen den Rückzug mit so viel Ordnung und Umsicht an, daß er die Hälfte des Weges nach Biagrassa zurückkehrte, ohne mehr als zehen Mann verloren zu haben. Hier stieß er auf Bonnivet, der ihm auf die erste Nachricht von dem Ueberfalle der Feinde zu Hülfe geeilt war; allein er kam zu spat, denn diese hatten sich mit ihrer Beute bereits nach Mailand zurückgezogen. Bayard, der mit eifersüchtiger Sorgfalt über seinen Kriegsruhm wachte, war entrüstet. Er sagte zu Bonnivet: „Ihr werdet mir zu seiner Zeit und an seinem Orte Genugthuung geben, denn jetzt erheischt des Königs Dienst andere Sorgen.“ Der stolze Bonnivet erwiederte nichts; er wußte, daß Bayard das Orakel der ganzen Armee war. In der Meinung der Soldaten sank Bonnivet durch diesen Vorfall außerordentlich; sie urtheilten, daß er ein hochmüthiger Höfling sey, der, im Vertrauen auf die Gunst seiner mächtigen Patrone, seine eigensinnigen Einfälle durchsetzen wolle.

10.

Bayards Tod. Trauer um den Helden.

Die Lage, in der sich die französische Armee befand, verschlimmerte sich mit jedem Tage, die Feinde hingegen gewannen immer größere Vortheile. Die letztern verstärkten sich durch die Vereinigung mit Lanzenknechten und den Venetianern, welche, unter Anführung des Herzogs von Urbino, zu ihnen stießen. Sie verfuhren angriffsweise, nahmen eine Festung nach der andern weg, und verhinderten die Schweitzer zu Bonnivet zu stoßen, worauf diese wieder in ihr Land zurück gingen. Dadurch gerieth der französische Feldherr in immer größere Gefahr.

Er

Er befand sich zwischen zwei Flüssen, dem Tessino und der Sessia; ringsum beunruhigte ihn der Feind und schnitt ihm alle Zufuhr ab; hierzu gesellte sich das fürchterlichste aller Uebel, die Pest. In Mailand raffte sie in wenig Monden gegen fünfzig tausend Menschen hin, und in dem französischen Heere fielen täglich viele Opfer dieser Seuche, und die Soldaten verließen haufenweise ihre Fahnen. Alle Uebel, Pest, Hunger und Muthlosigkeit schienen vereint dieser bedauernswerthen Armee den Untergang bereiten zu wollen.

Durch so viel Unglück gedemüthiget, hörte Bonnivet auf, der stolze und anmaßende General zu seyn, der die Rathgebungen Anderer ohne Umstände verwarf, und seine eigene Meinung vergötterte. Unaufhörlich befragte er seine erfahrensten Offiziere; aber dieses allzuspäte Vertrauen ließ ihn in ihren Vorschlägen mehr die Beweise seiner begangenen Fehler, als die Mittel finden, dieselben wieder gut zu machen. Bayard war vor allen sein Vertrauter geworden; er ging ihm nicht von der Seite. Zusammen untersuchten sie das Lager, gemeinschaftlich suchten sie Muth und Hoffnung in den Herzen der bestürzten Soldaten aufzurufen. Um die Ueberreste der vernichteten Armee zu retten, blieb kein anderes Mittel übrig, als über die Sessia zu setzen, und ein Land zu räumen, das auf keine Weise mehr behauptet werden konnte. Es wurde schleunig eine Brücke über diesen Fluß geschlagen, und als dieß geschehen war, erhielten die Truppen Befehl, sich in Marsch zu setzen. Die Infanterie sollte zuerst über die Brücke gehen, die Kavallerie aber setzte sich in Bereitschaft, die Feinde, die man mit großen Schritten heranrücken sah, zurückzutreiben. Bonnivet selbst grif sie mit der Kavallerie an, und brachte sie

zum

zum Weichen; aber in der Hitze des Kampfs, und indem die Verzweiflung ihn über alle Vorsicht hinaussetzte, erhielt er einen Musketenschuß in Arm, der ihn mit Blut bedeckte. Er hielt sich noch immer zu Pferde, und feuerte durch Worte diejenigen an, denen er nicht länger ein Beispiel geben konnte. Indessen verlor er immer mehr Blut, und da er seine gänzliche Entkräftung gewahr wurde, so ließ er den Ritter Bayard rufen, der an der Spitze seiner Gensdarmen Wunder der Tapferkeit verrichtete, und sagte zu ihm: „Ihr seht, daß ich außer Stand bin, länger zu kämpfen und zu kommandiren. In eure Hände leg' ich die Gewalt, womit mich der König bekleidet hat. Empfangt den Kommandostab als derjenige, den ich für den würdigsten halte. Macht das Unglück wieder gut, wenn ihr könnt."

„Es ist zu spät, erwiederte der Ritter; aber mit Freuden will ich dem Tode entgegen gehen, um der Armee alles zu leisten, was sie von mir erwarten kann." Er nahm den Kommandostab, und hieb so wüthend auf die Feinde ein, daß er sie zwang, die Sänfte Bonnivets passiren zu lassen, der über die Brücke getragen wurde, und glücklich der Gefangenschaft entging. Aber nicht lange darauf erhielt Bayard, während die feindlichen Kugeln unfern der Brücke viele seiner Gensdarmen niederwarfen, einen Schuß in die Seite, welcher ihm den Rückgrad zerschmetterte. Der Schmerz war so lebhaft, daß er ausrief: „Jesus Maria, das ist mein Tod." Er erfaßte sein Schwerdt, küßte den ein Kreutz bildenden Griff desselben und betete mit lauter Stimme: „Herr, erbarme dich meiner nach deiner großen Barmherzigkeit." Als er diese Worte gesprochen, überzog Todtenbläße seine Wangen, und er wäre von seinem Rosse gestürzt, hätte ihm nicht ei-

einer seiner Diener herabgeholfen, und ihn unter einen Baum getragen. Er setzte ihn aufs Gerathewohl nieder, Bayard aber verlangte, daß er ihn mit dem Gesicht nach dem Feinde hinwenden sollte.

Als die Nachricht, daß der tapfere Ritter ohne Furcht und Tadel von einer feindlichen Kugel getödtet, oder wenigstens gefährlich verwundet worden sey, sich in den beiden Heeren verbreitete, fühlten sich Freunde und Feinde mächtig erschüttert; denn er hatte auch gegen die letztern stets die größte Milde beobachtet, und jeden Gefangenen mit Freundlichkeit und Güte behandelt. Wenn aber schon die Feinde den Tod des tapfersten Ritters der Christenheit tief beklagten, wie vermöchte man den Kummer zu beschreiben, den das französische Heer darüber empfand. Der edle Bayard war gleichsam der Abgott aller seiner Gefährten; man hätte glauben sollen, ein Jeder von ihnen habe einen Vater oder Bruder verloren. Vor allen aber jammerten die tapfern Reiter seiner Kompagnie. „Wo, klagten sie, wo werden wir einen Führer wieder finden, der ihm gleicht? Im Augenblick der Gefahr war er, seiner eigenen Sicherheit uneingedenk, nur auf uns bedacht. Fiel einer von uns dem Feinde in die Hände, so ruhte er nicht eher, als bis er ihm durch die Waffen oder durch Geld die Freiheit wieder verschafft hatte. O grausamer Tod, warum hast du uns ihn entrissen? Ein trefflicherer Mann als er hat nicht gelebt! Dir zum Trotze wird sein Ruhm unsterblich seyn, denn sein Lebenswandel war so edel und tugendhaft, daß sein Andenken nimmermehr vergehen wird."

Seine Dienerschaft wollte vor Schmerz fast vergehen. Sein Stallmeister, welcher ihn vom Rosse gehoben hatte, wich nicht von seiner Seite,

und empfing, da kein Geistlicher zugegen war, die Beichte des sterbenden Helden. Der unglückliche Diener schmolz in Thränen dahin, als er seinen geliebten Gebieter tödtlich verwundet sah, der tapfere Ritter aber tröstete ihn, indem er mit sanfter Stimme zu ihm sprach: „Mein guter Freund Jacques, halte ein mit deinen Klagen, es ist Gottes Wille, mich aus dieser Welt hinweg zu nehmen, durch seine Gnade hab' ich lange genug gelebt, und mich größerer Ehre erfreut, als ich verdiente. Das Einzige, was mir den Tod schwer macht, ist der Gedanke, daß ich meine Pflicht nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllt habe. Die Wahrheit zu sagen, ich hoffte noch länger zu leben, um meine früheren Vergehungen wieder gut zu machen. Da es aber anders beschlossen worden ist, so flehe ich den Himmel an um Barmherzigkeit für meine arme Seele; ich hoffe, er wird mein Flehen erhören, und Gnade für Recht ergehen lassen. Ich bitte dich, Freund Jacques, laß mich nicht von der Stelle schaffen, denn so wie man mich anrührt, fühle ich den allerfurchtbarsten Schmerz, und mein Ende ist ohnehin ganz nahe."

Kurz bevor die Feinde an der Stelle anlangten, wo der tapfere Ritter verwundet worden war, hatte dieser noch ein kurzes Gespräch mit dem Ritter Alégre, dem er Einiges rücksichtlich seines letzten Willens mittheilte; auch ein Schweitzerhauptmann, Hans Dirspach, trat zu ihm, und meinte, fünf oder sechs seiner Leute könnten den Verwundeten auf einer von Picken geformten Bahre forttragen. Der tapfere Ritter aber, welcher recht gut wußte, wie es um ihn stand, bat, daß man ihn die wenige Zeit, die er noch zu leben habe, ruhig liegen lassen möge, damit er sich auf den Tod vorbereiten könne. Würde

de man ihn fortschaffen wollen, so würde man sein Ende nur noch schneller herbeiführen. Die beiden obgenannten Ritter waren demnach genöthiget, den verwundeten Helden den Feinden zu überlassen. Sie thaten dieß nicht ohne tiefen Schmerz, denn sie wären um keinen Preis von ihm gewichen, er aber sprach zu ihnen: „Ich bitte euch, ihr Herren, entfernt euch, oder ihr fallt in die Hände des Feindes, und das würde mir nichts helfen, denn mein Ende ist gekommen. Ich empfehle euch dem Schutze des Ewigen, und bitte euch Ritter Allégre besonders, den König, unsern Herrn, von mir zu grüßen, und ihm zu sagen, wie es mich tief bekümmert, ihm fürder keine Dienste leisten zu können; überdem empfehlt mich auch Ihren Hoheiten, den Prinzen von Frankreich, und den edeln Rittern meiner Kompagnie, grüßt sie alle recht herzlich von mir.“ Als Bayard diese Worte sprach, weinte der wackere Ritter von Allégre bitterlich, dann sagte er seinem Freunde Lebewohl.

Das Getümmel der Schlacht tobte neben dem sterbenden Helden vorüber. Wer ihn kannte, und er war allbekannt, bezeugte ihm Hochachtung und Mitleid. Unter denen, welche der Zufall in seine Nähe führte, war auch der Connetable von Bourbon, ein Prinz, der aus französischen Diensten in kaiserliche übergegangen war. Er erkannte den Ritter. Die Erinnerung an sein Vaterland und an die Freundschaft, die er ehemals für Bayard gefühlt hatte, erwachte mit aller Lebhaftigkeit. „Ach, Bayard, rief er, wie sehr bedaur' ich euch!“ — „Bedauert mich nicht, entgegnete dieser, ich sterbe als ein rechtschaffener Mann im Dienste meines Königes und meines Vaterlandes. Aber euch muß man bedauern; ihr seyd ein Prinz von französischem Blut,

und

und ich seh' euch bewaffnet gegen euren König, eure Freunde, euer Vaterland, euren Eid, eure Ehre und euren eigenen Vortheil." Durchdrungen von der Wahrheit dieses Vorwurfs entfernte sich der Prinz, ohne ein Wort sagen zu können. Auch der kaiserliche Oberfeldherr, Marquis von Pescara, kam an die Stelle, wo der sterbende Ritter lag. Er stieg vom Pferde, ergrif Bayards Hand und sagte: „Ich wollte den vierten Theil meines Blutes darum geben, und zwei Jahre lang kein Fleisch essen, wenn ihr mein Gefangener mit gesundem Leibe geworden wäret. Mein Betragen sollte euch dann zeigen, wie hoch ich eure Tapferkeit schätze." Da er sah, daß der Ritter nicht fortgetragen werden konnte, ließ er sein eigenes Zelt holen, und über ihm aufschlagen. Der Ritter befand sich unter lauter Siegern, und fand nun Freunde in ihnen. Auf Pescaras Veranstaltung wurde ein Priester herbeigerufen, dem der sterbende Held mit frommer Andacht beichtete, indem er folgende Worte sprach: „Mein Gott und Vater! ich weiß, daß du stets bereit bist, demjenigen, der sich dir in Reue und Buße nahet, zu verzeihen, welch ein großer Sünder er auch hienieden seyn mag. Ach, mein Schöpfer und Erlöser, ich habe dich während meiner Lebenszeit schwer und viel beleidiget, bereue es aber von ganzem Herzen. Ich weiß es wohl, hätte ich auch hundert Jahre in einer Wüste bei Wasser und Brod verlebt, ich würde mich selbst durch eine solche Buße nicht würdig gemacht haben, in dein Himmelreich einzugehen. Mein Vater und Erlöser, ich flehe dich an, gehe mit mir nicht in's Gericht, sondern laß Gnade für Recht ergehen."

Bei dem Schlusse dieser Rede gab Bayard seinen Geist auf. Sein Heldenleben hatte er nun

auf

auf acht und vierzig Jahre gebracht. Wiewohl nach Ritterart den Schönen hold, starb er unverheirathet; doch hinterließ er Seitenverwandte.

Das Gerücht von dem Tode des Ritters verbreitete sich bald in der ganzen Armee, und verursachte eine allgemeine Betrübniß. So gefährlich auch Bonnivet verwundet war, so vergaß er doch seinen eigenen Schmerz und machte sich laute Vorwürfe, die unglückliche Veranlassung dieses Todes gewesen zu seyn. Jeder beweinte einen Freund, einen Beschützer, einen Vater; und alle diese Ehrentitel, von so viel Tausenden wiederholt, vereinigten sich in einen einzigen Mañ! Seine Freunde schickten eine Deputation an die Sieger ab, welche um den Leichnam bitten sollte; aber die Großmuth des Marquis von Pescara war ihrer Sorgfalt zuvorgekommen. Auf seine Befehle wurde der Körper des Ritters einbalsamirt, und dann unter einer prachtvollen Begleitung von Edelleuten in die Kirche getragen. Eine Menge Offiziere und Soldaten folgten und Leute, die er sein ganzes Leben hindurch befehdet hatte, ohne ihr Feind gewesen zu seyn, vermehrten das Gefolge, und bewiesen dadurch, daß die wahre Tugend ihre Verehrer von dem Vorwurfe der Uebel freispricht, welche die Nothwendigkeit sie anzustiften zwingt.

Zwei Tage lang ließ Pescara für das Seelenheil des Helden Messe lesen. Dann sandte er den Leichnam an dessen Freunde und Bediente, um ihn nach Grenoble zu bringen. Der Herzog von Savoyen, dessen Besitzungen man zu diesem Ende passiren mußte, befahl, daß ihm in allen Städten fürstliche Ehre erwiesen würde, und sein ganzer Adel mußte die Leiche bis an die Grenzen seiner Staaten begleiten.

Die Einwohner der Dauphiné hörten nicht so bald von dem Tode und der Ankunft des erbleichten Helden, als sie schaarenweise an den Fuß des Gebirges eilten, von welchem der Leichnam herabkommen mußte. Jedermann wünschte den Sarg des Mannes zu sehen, der sie vom Hungertode und von der Pest befreit hatte. Die Meisten waren in Trauer gehüllt, alle aber gleich betrübt; noch nie war ein Edelmann in jenen Gegenden so betrauert worden. Dieses zahlreiche Gefolge begleitete ihn bis eine halbe Meile vor Grenoble, wo ihn die Geistlichkeit, der Landadel, das Parlament und die Rechenkammer in Empfang nahmen. Alle umgaben den Wagen und folgten ihm in großem Pomp nach der Kathedralkirche zu Grenoble. Hier blieb die Leiche vier und zwanzig Stunden stehen, während welcher Zeit fortwährend Messen für die Seele des tapfern Ritters gelesen wurden. Am nächsten Tage ward die Leiche auf dieselbe ehrenvolle Weise nach einem, nur eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen, Kloster gebracht, welches von Bayard's wackerem Oheim, dem Bischof von Grenoble, gestiftet worden war, und wo die irdischen Ueberreste seines Neffen feierlich beigesetzt wurden Jeder kehrte darauf nach seiner Wohnung zurück; während eines ganzen Monats aber war es, als ob die Dauphiné von dem größten Unglück betroffen worden wäre, denn alle Bewohner dieses Landes trauerten um den Helden, und enthielten sich jedweder Lustbarkeit. Sie hatten aber auch Ursache dazu, denn einen größeren Verlust hätte dieses Land nicht erfahren können.

Der König Franz war tief erschüttert, als man ihm den Verlust des Herzogthums Mailand, mit

mit dem Rückzuge seines Generals, seiner Verwundung und der Gefahr, worin er und die Armee sich befänden, meldete. Sein Schmerz wurde vermehrt, als ihm bald darauf der Tod des Ritters ohne Furcht und Tadel berichtet wurde. Oft erinnerte er sich in der Folge des Helden, und als er in der Schlacht bei Pavia in kaiserliche Gefangenschaft gerieth, und in Spanien in enger Verwahrung gehalten wurde, sagte er einst mit einem schweren Seufzer: „Ach, wenn Bayard die Armee kommandirt hätte, so wär' ich nicht hier!"

Zweite

Zweite Abtheilung.

Biographische Fragmente.

I. Friedrich mit der gebissenen Wange.

Landgraf von Thüringen.

Unter den Fürsten seiner Zeit zeichnete sich der Landgraf von Thüringen, Friedrich mit der gebissenen Wange, nicht allein durch den Reichthum seiner Besitzungen, die er von der Wartburg aus beherrschte, sondern auch durch viele preiswürdige Eigenschaften aus. Tapfer im Kriege, unerschrocken in Gefahren, vertheidigte er das Recht, beschützte die Unschuld, und bestrafte die Bedrückungen seiner Unterthanen mit dem Tode seiner ersten Diener. Mit unermüdeter Thätigkeit suchte er den vielfach verletzten Landfrieden herzustellen und zu befestigen, beförderte den Anbau verwüsteter Länder, und kämpfte gegen den drückenden Getreidemangel durch mancherlei weise Anordnungen. Die Tugend ehrte er nicht nur an Andern, sondern suchte sie auch selbst zu üben, und nach den Begriffen seiner Zeit war er

streng

streng in Beobachtung dessen, was die Religion ihm zur Pflicht machte. Um so mehr war es zu beklagen, daß seine religiösen Begriffe den Abend seines Lebens in düstere Trauer hüllten, und seinen Tod beförderten. Was sonst zur Erheiterung und Belustigung dient, das Theater, wurde für den Landgrafen die Quelle großer Beängstigung und einer quaalvollen Unruhe.

Das deutsche Schauspiel ging in jenen Zeiten seiner ersten Entwicklung von der Klostergeistlichkeit aus. Es wurde hauptsächlich in der Fastnachtzeit geübt und entlehnte seine Gegenstände, unter dem Namen der Mysterien oder Moralitäten, meistens aus der biblischen Geschichte.

Es war im Jahr 1321, um die Zeit der Ostern, als zu Eisenach vor dem Barfüßer-Kloster der Franziskaner, oder nach andern vor dem Prediger-Kloster der Dominikaner, zum Ablaßfeste in Gegenwart des Landgrafen und des ganzen Wartburger Hofes ein Schauspiel aufgeführt wurde, welches das biblische Gleichniß von den klugen und thörichten Jungfrauen (nach dem Evangelium Matthäi 25, 1—23) in die Scene setzte. Das Ende dieser Vorstellung war erschütternd. Den thörichten Jungfrauen, welche in jugendlichem Leichtsinne die beste Zeit verschlafen hatten, fehlte das Oehl zu ihren Lampen; sie waren zu spät darnach ausgegangen, denn sie bemerkten den Mangel nicht eher, als bis der Bräutigam erschien; und als sie endlich herankamen, war die Hochzeitthüre verschlossen, der Bräutigam blieb ihnen auf immer versagt. Weder ihre Bitten, noch die Fürbitten der Heiligen konnten ihnen Vergebung verschaffen, und das Versäumniß wieder gut machen. Selbst die dringendste Verwendung der Jungfrau Maria blieb fruchtlos. Und

hier-

hierauf folgte in der scenischen Vorstellung unmittelbar der Tag des Gerichts, indem die fünf Jungfrauen, welche den rechten Augenblick versäumt hatten, und Gnade, Gnade! fleheten, zur ewigen Verdammniß in die brennende Hölle geworfen wurden. Sie waren nicht gerettet, sondern gerichtet.

Auf den Landgrafen machte der Sinn dieser Darstellung einen starken, ungewohnten Eindruck, welcher eben so schnell erfolgte, als dauernd blieb. Hatten ihn die Vorstellungen seiner Kirche von den guten Werken, von der Kraft des Lippengebetes, und von den Fürbitten der Heiligen, insbesondere aber die Lehren von der Macht der Mutter Gottes, welcher der Sohn nichts versagen könne, wegen seines Seelenheils über alle Bedenklichkeiten erhoben, so erwachte er nun plötzlich gleich den schlafenden Jungfrauen, mit deren Verschuldung er seinen eigenen Zustand verglich. Der Erfolg war für den Landgrafen höchst traurig. Aus seinem bisherigen Köhlerglauben erwacht, verstrickte er sich in trostlose Zweifel, und gerieth beinahe in Verzweiflung. Fünf Tage lang pflog er unabläßig Unterredung mit den Geistlichen über die Heilslehren des Evangeliums, aber fand keine Ueberzeugung, und weder in sich noch in dem Gekreutzigten Frieden. Mit den Lehren seiner Kirche, die er bis jetzt ohne innere Prüfung und Erfahrung angenommen und bekannt hatte, schien ihm die Wahrhaftigkeit des Christenthums selbst zusammen zu fallen, und der sinnlich dargestellte furchtbare Ausgang des Gleichnisses mit dem Versöhnungstode des Heilandes in einem unauflöslichen Widerspruche zu stehen. Jesus Christus war um der Sünder, nicht um der Gerechten willen gekommen und gestorben; und nun verstößt er die Sünder, und nimmt zu sich die Gerechten. Er hatte

von

von dem verlornen Schaafe, Groschen und Sohne gepredigt (Luk. 15), aber hier zeigt sich keine Freude über die Rückkehr der Verlornen. Wenn dort der Herr des Weinberges auch in der letzten Stunde des Tages die Arbeiter annimmt, ja die Letzten den Ersten gleich macht (Matth. 20): wo bleibt nun diese Fülle der überschwenglichen göttlichen Gnaden? Wenn dort geschrieben steht: „Klopfet an, so wird euch aufgethan!" so ist hier der Fall, wo sich die Verheißung in ihrer Wahrheit bestätigen könnte, aber statt dessen sahen wir die Jungfrauen zwar nacheilen und anklopfen, und mit heisser Sehnsucht beten und rufen: „Herr, Herr, thue uns auf!" Er aber antwortet und spricht: „Warlich, ich sage euch, ich kenne euch nicht." Und doch stehet schon in den Verheißungen des alten Testaments, welche das neue erfüllen sollte, ausdrücklich geschrieben: „Kehret euch zu mir, so will ich mich zu euch kehren." Zachar. 1, 3., und der Herr spricht: „Ich bin barmherzig und will nicht ewig zürnen. Jerem. 8, 12." Warum verstößest du uns denn nun, und lässest uns zu Schanden werden? Ps. 44, 10.

Ueber solche Zweifel und Widersprüche verfiel der Landgraf in eine Schwermuth, aus welcher er nicht wieder genas. Es war ihm, als wenn er das Oehl in Zeiten zu erhalten versäumt hätte, und daß er nun weder aus sich selbst, noch von außen, weder von seinen Nebenmenschen, die selbst nicht mehr haben, als sie bedürfen, noch von oben das Oehl des Lebens zu erwarten habe. In seiner düstern Gemüthsstimmung, und auch am Körper kränkelnd, war er nicht mehr vermögend, der Regierung ferner vorzustehen. Seine Gemahlin unterzog sich derselben, und ließ unter ihrem und ihres Prinzen

Na-

Namen die Urkunden ausstellen. Der Landgraf starb endlich, in einem Alter von sieben und sechzig Jahren, am sechzehnten November 1324 auf der Wartburg, und wurde zu Eisenach begraben.

II. Der heilige Taurin.

Der Schutzheilige und erste Bekehrer der Stadt Evreux, in der ehemaligen Normandie, ist der heilige Taurin. Er hatte während der ganzen Zeit seiner Mission mit dem Teufel zu kämpfen. Schon vor den Thoren von Evreux machte ihm sein Feind den Eingang streitig, nahm allerlei Gestalten an, ihn zu schrecken, stellte sich ihm als Bär, als Löwe, als Eule entgegen, vermochte aber nicht, den Heiligen von seinem Vorhaben abzubringen. In Satans Brust kochte Groll, er sann auf Rache, und wenige Tage nachher, als der heilige Taurin vor der versammelten Menge predigte, ergriff sein Feind eine junge Zuhörerin, die Tochter eines gewissen Lucius, bei welchem der Heilige wohnte, fuhr mit ihr durch die Luft, stürzte sie in einen brennenden Holzstoß, und frohlockte über ihren Tod. Doch sein Triumph war von kurzer Dauer, und bereitete dem Heiligen einen größeren; denn dieser trat zu dem Leichnam der schönen Euphrosia und rief sie in's Leben zurück, schöner als zuvor; ein Wunder, das auf die Versammlung tiefer einwirkte, als die Predigt, und zur Folge hatte, daß hundert und zwanzig Einwohner sich taufen ließen. Denselben Tag mach-

machte er noch acht Blinde sehend, und vier Stumme redend.

Noch immer wollte Satan nicht Chamade schlagen. Taurin war inzwischen Bischof geworden und ließ an einer Kirche bauen. Der Teufel schlich sich aber bei der Nacht herbei und stürzte das am Tage aufgerichtete Mauerwerk um. Jetzt verlor der Heilige endlich die Geduld, und beschloß, dem Schwarzen aufzulauern. In der ersten Nacht, da er sich wieder blicken ließ, sprang Taurin aus seinem Hinterhalte hervor, ergriff ihn bei den Hörnern, und rüttelte so kräftig daran, daß ihm das eine in der Hand blieb.

Man hat die Teufels-Reliquie in der Abtei zu St. Taurin sorgfältig aufgehoben, und sie noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als Beweis der Wahrheit, den Zweiflern gezeigt. Den Gläubigen widerfuhr sogar die Gnade, daß, wenn sie das Horn an das Ohr hielten, aus demselben die Töne deutlich hervorkamen: „Taurin, Taurin, gieb mir mein Horn zurück.“

III. Der Wunderdoctor Buttler.

Im Jahr 1525, unter der Regierung Jakobs des Ersten, lebte ein Irländer, Namens Buttler, der nicht nur durch einen auf geheimnißvolle Art sich erworbenen Reichthum, sondern auch durch seine wundervolle Kuren, die alle vermittelst eines Steines geschahen, das höchste Aufsehen erregte.

Man

Man sah ihn zuerst in London bei einem gemeinen Mechaniker als Handlanger. Hierauf verschwand er und erschien nach einigen Jahren wieder, als einer, der sogleich eines der größten Häuser der Hauptstadt bildete. Seine Zimmer und Säle waren mit den reichsten Tapeten geschmückt, Goldgefäße prangten auf Tischen vom seltensten Holze: sechs reich geschmückte Pferde zogen seinen, immer von einem Haufen Diener begleiteten Wagen; seine Tafel, mit den kostbarsten Speisen besetzt, stand täglich für jeden offen, und er selbst trat mit einem solchen Anstande einher, daß man nichts anders glauben konnte, als er sey wirklich von Geburt aus von hohem Stande. Ja als der Herzog von Buckingham eine Reise in's Ausland antrat, begab sich derselbe Buttler zu ihm, und bot ihm einen Wechselbrief an einen Kaufmann in Amsterdam an, im Fall er im Auslande dieses Geldes bedürfe. Der Herzog, um nicht ungnädig zu scheinen, nahm den Brief, als eine ihm übrigens unnütze Sache, scherzend an; nicht wenig aber war er erstaunt, als, da er sich länger in Amsterdam verweilen mußte, ein berühmter Kaufmann im Namen Buttlers ihm die Aufwartung machte, und ihm auf dessen Rechnung eine ungeheure Summe Goldes anbot.

Da es der Menge verborgen blieb, auf welche Art Buttler zu solchen Reichthümern gekommen war, da er bei großer Freigebigkeit seine wundervollen Kuren alle unentgeldlich verrichtete, und da er auch in der That sehr oft in verschlossenen Zimmern chemischen Arbeiten oblag, so war es natürlich, daß man seinen Reichthum der Alchemie zuschrieb. Man sagte, daß er nach seinem Verschwinden aus London unter Seeräuber gerathen sey, die ihn an einen afrikanischen Fürsten, einen Besitzer hoher chemischer

Ge-

Geheimnisse verkauft hätten, von welchem er als Diener bei solchen Arbeiten gebraucht worden sey. Bei diesem nun habe er Gelegenheit gefunden sich einer Büchse zu bemächtigen, die ein großes Geheimniß in sich verschlossen, mit welcher er nach England entflohen sey. Andere sagten: Buttler habe am Strande des Meeres zufällig ein von den Wellen ausgeworfenes Stück Ambra von ungemeiner Größe und Schönheit gefunden, und dasselbe um eine ungeheure Summe in Amsterdam verwerthet. Dieses schreibt selbst der englische Geschichtschreiber Arthur Wilson von ihm.

Um dem Wundermann sein Geheimniß abzulocken, trieb es viele, selbst gelehrte Männer an, Dienste bei ihm zu nehmen. So verließ ein irländischer Arzt Familie und Erwerbszweig, und wurde sein Handlanger. Der nemliche klagte Buttlern, der ihn als Lauscher überrascht, und beinahe mit einem Messer verwundet hatte, als Falschmünzer an. In der That wurde auch Buttler auf diese Anklage in's Gefängniß geworfen, und seine Werkstätte gerichtlich untersucht; allein man fand nicht das mindeste Werkzeug, welches von Falschmünzerei gesprochen hätte, hingegen fand man bei vierzig Pfund reinen Goldes, welches gerichtlich jeder Probe unterworfen, und als wahres Gold erfunden ward, worauf Buttler sogleich wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. Mehr als durch seinen räthselhaften Reichthum, machte sich Buttler durch die auffallendsten Kuren, die er alle vermittelst eines Steins verrichtete, fast weltberühmt.

Einem Arzt, der ihm besonders darüber seine Verwunderung bezeugte, daß er mit dem nehmlichen Mittel so verschiedenartige Krankheiten heile, gab er die nicht unmerkwürdige Antwort: „Mein Lieber: so

Ihr

Ihr es nicht dahin bringt, daß Ihr mit einem und demselben Mittel jede Krankheit heilet, so bleibt ihr Stümper auf immer.

Athur Wilson spricht von Buttlers Ende also: Buttler stand bei dem Herzoge von Bukingham in besonderer Gunst, und derselbe schien eigentlich wie durch eine Nothwendigkeit an ihn gebunden zu seyn; allein wie es zu geschehen pflegt, auch dieß Verhältniß nahm ein Ende. Buttler zog von London, und wurde in einem gewissen Jesuiter-Collegium, das von dem Herzoge eine Instruction gehabt haben soll, sehr freundlich aufgenommen. Als die Zeit sich zum Schlafe zu legen kam, wurde Buttler von einer zahlreichen Begleitung der Väter in ein Zimmer geführt, welches mit prachtvollen Wandleuchtern und Tapeten auf's Herrlichste geziert war, und dem Gaste gleichsam bezeugte, zu welcher Ehre seine Beherbergung gereiche. Unter großen Ehrfurchtsbezeugungen entfernten sich die Väter, indem sie Buttlern ein feierliches langes Lebewohl sagten. Allein, kaum daß der Unglückliche seinen Fuß weiter gesetzt, so hat sich der Boden, den er betreten, geöffnet, und er stürzte in einen Abgrund, aus dem nach Jahren nur seine Gebeine wieder hervorgezogen wurden.

IV. Der Bildnißmaler Kneller.

Zu Lübeck, wo sein Vater Aufseher über die öffentlichen Gebäude war, erblickte Gottfried Kneller 1648 das Weltlicht. Nach dem Wunsche seiner El-

Eltern sollte er sich dem Militairstande widmen, und wurde deswegen nach Leiden gesandt, um daselbst Mathematik und Fortifikation zu studiren. Seine Neigung entschied sich aber für die Malerei, und er fand an dem berühmten Rembrandt einen Lehrer, der die schnelle Entwicklung seiner Talente förderte. Zu seiner weitern Ausbildung diente ein mehrjähriger Aufenthalt in Italien, wo er Karl Maratti's Unterricht genoß, und die vollendetsten Gemälde Titians und Hannibal Carraci's kopirte.

Kneller wählte den einträglichsten Theil der Malerei, das Bildnißmalen, zu seiner Hauptbeschäftigung, und erlangte darin bald einen außerordentlichen Ruhm. In Venedig, Nürnberg, München und Hamburg, wo er längere Zeit verweilte, fand sein Talent Bewunderung und reiche Belohnung; die ehrenvollste Anerkennung wurde ihm aber in London zu Theil, wohin er sich 1674 wandte. König Karl der Zweite ernannte ihn zu seinem Hofmaler, Jakob der Zweite ertheilte ihm die Ritterwürde, und Georg der Erste erhob ihn zum Baronet. Auch andere Regenten, zu denen er berufen wurde, gaben ihm auszeichnende Beweise ihres Wohlwollens und ihrer Freigebigkeit. Ludwig der Vierzehnte, der ihn nach Paris berief, wo er den König und die ganze königliche Familie malte, beschenkte ihn auf's reichlichste. Von dem Kurfürsten in Baiern, den er in Brüssel malte, erhielt er eine Medaille nebst goldener Kette, dreihundert Pfund an Werth zum Geschenk, und der Kaiser Joseph der Erste erhob ihn zum römisch-deutschen Ritter.

Alle diese Auszeichnungen nährten den Stolz des hochgefeierten Künstlers bis zur äußersten Ungebühr. Er war einer der eitelsten Menschen, die jemals

mals die Welt sah, und in dieser Klasse wirklich ein merkwürdiges Exemplar.

Zu Knellers Bekannten in London gehörte unter andern der berühmte Dichter Pope. Als dieser einst den Künstler in seiner Werkstätte beim Malen beschäftiget fand, hielt der letztere plötzlich inne mit der Arbeit und sagte: „Hören Sie, lieber Pope, die Arbeit wird mir in Ihrer Gegenwart nicht so gut gelingen, als sie könnte und sollte, wenn Sie mir nicht etwas Schmeichelhaftes sagen. Ich bitte, schmeicheln Sie mir; Sie wissen, ich liebe Schmeicheleien.“ Der schalkhafte Dichter beschloß, zu versuchen, wie stark die Dosis von Weihrauch sey, die der Künstler zu ertragen vermöge. Nachdem er eines der kürzlich vollendeten Gemälde anhaltend und aufmerksam betrachtet hatte, brach er mit vielem Ernste in die Worte aus: „Die heilige Schrift sagt uns, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf; aber wahrlich, ich glaube, wollt' er jetzt noch einmal die Schöpfung beginnen, er würde den Menschen nur nach diesem Bilde hier erschaffen.“ Wohlgefällig, doch eben so ernst, erwiederte der Künstler, zum Dichter sich wendend: „Sie haben Recht; lieber Pope, bei Gott, ich glaub' es selbst.“

Ein andermal erzählte der selbstzufriedene Maler Popen folgenden Traum, den er vor wenigen Nächten gehabt habe. „Mir träumte, ich sey gestorben und wandelte auf einem engen Pfade zwischen zwei Hügeln einem Thorwege zu, umlagert von einer großen Menschenmenge. Nahend unterschied ich St. Petern mit seinen Schlüsseln, umgeben von einigen andern Aposteln, beschäftigt die Nähertretenden einzulassen. Als ich das Thor erreichte, bemerkte ich im Innern ohnweit des geöffneten Thors an allen Seiten mehrere Sitze. Sanct Peter fragte die

um

um Einlaß Bittenden um Namen und Religion; einem Katholiken wies er zur Rechten, einem Presbyterianer zur Linken seinen Sitz an. Jetzt kam auch an mich die Reihe. Sehr höflich fragte St. Peter nach meinem Namen. „Ich bin Kneller," erwiederte ich. „Was, der berühmte Sir Gottfried Kneller aus England?" fiel schnell der nahestehende Sanct Lukas ein. — „Eben der, Ihnen zu dienen, mein Herr," entgegnete ich. Sogleich fiel mir St. Lukas um den Hals, und machte mir viele Komplimente über die Kunst, die wir beide hienieden getrieben hatten, und ging so tief in die Materie hinein, daß er das Geschäft, das mich hieher führte, ganz vergessen zu haben schien. Endlich besann er sich. „Ich bitte um Verzeihung, Sir Gottfried, daß ich mich von dem Vergnügen Ihrer Unterhaltung so ganz hinreißen ließ. — Apropos, mein Herr, fuhr er fort, haben Sie die Güte mir zu sagen, von welcher Religion sie sind?" — „In der That, mein Herr, erwiederte ich, ich bin von gar keiner Religion." — „Nun, wenn dem so ist, versetzte St. Lukas, so treten sie gefälligst näher, und nehmen Ihren Sitz, wo es Ihnen beliebt."

Kneller erreichte ein Alter von 75 Jahren, und starb als ein sehr reicher Mann in London den vier und zwanzigsten May 1725. Er hinterließ fünfhundert unvollendete Bildnisse, auf welche er die Hälfte der Bezahlung voraus bekommen hatte. Er malte sehr geschwind, hatte einen kühnen Pinsel und eine große und edle Art zu zeichnen, aber sie war nicht so genau, als sie bei einem Bildnißmaler billig seyn sollte. Eine gänzliche Aehnlichkeit durfte man von ihm nicht erwarten; er wußte aber diesen Fehler durch eine besondere Anmuth, und vornehmlich durch eine edle Einfalt zu ersetzen.

V. Der Dichter Regnard.

Jean François Regnard wurde am achten Februar 1655 zu Paris geboren, und als der einzige Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns mit Sorgfalt erzogen. Der Vater starb, als der Sohn seine akademischen Studien vollendet hatte, der sich nun im Besitz eines Einkommens sah, das ihn in den Stand setzte, in der großen Welt eine Rolle zu spielen. Da er überdieß wohlgewachsen und von einnehmender Gesichtsbildung war, so durfte er nicht zweifeln, in den besten Gesellschaften eine willkommene Aufnahme zu finden.

So viel Reitzendes unter diesen Umständen Paris für einen lebenslustigen jungen Mann haben mußte, so war doch Regnard keineswegs geneigt, sich unbedingt den Freuden und Genüssen zu überlassen, die sich ihm von allen Seiten darboten. Er beschloß vielmehr in seinem ein und zwanzigsten Jahre, Heimat und Vaterland zu verlassen, denn die Neigung zum Reisen überwog bei ihm alles Lockende der Genüsse, die sich ihm in seiner nächsten Umgebung darboten. Vor allen andern Ländern, die er kennen zu lernen wünschte, zog ihn Italien am meisten an. Dahin wandte er sich also zuerst, und dieser erste Ausflug trug unvermuthet dazu bei, sein Vermögen ansehnlich zu vermehren. Er liebte hohe Spiele, und das Glück war ihm dabey so günstig, daß er, alle Unkosten abgerechnet, mehr als zehn tausend Thaler nach Paris mit zurückbrachte. Diese Summe, zu dem Nachlasse seines Vaters geschla-

gen,

gen, der sich auf vierzig tausend Thaler belief, hätte ihn bestimmen können, Paris nicht wieder zu verlassen; allein die Erinnerung an die vielen herrlichen Genüsse, die ihm Italien gewährt hatte, bestimmte ihn, das schöne Land zum zweiten mal zu besuchen.

In Bologna, wo Regnard einige Zeit verweilte, lernte er eine schöne Landemännin aus Provençe kennen, die er in einem kleinen Romane Elvire nennt; ihrem Gemahl giebt er den Namen D. Prade. Es entstand zwischen Regnard und der reitzenden Provenzalin ein Liebesverständniß, und die letztere that ihm, nach einigen kleinen Abentheuern, den Vorschlag, in ihrer Gesellschaft nach Frankreich zurück zu reisen. Regnard war von der Anmuth und Schönheit seiner Geliebten so bezaubert, daß er gerne in ihren Vorschlag einging. Er ergriff die erste Gelegenheit, die sich darbot, und schiffte sich mit ihr und ihrem Gemahle in Civita-Vechia auf einer englischen Fregatte ein, die nach Toulon segelte. Sie waren erst einige Tage auf dem Meere, als die Fregatte von zwei algierischen Galeeren angegriffen ward. Es erhob sich ein heftiger Kampf, in welchem der englische Schiffskapitain sein Leben einbüßte. Die Corsaren siegten, und eilten mit ihrer Beute nach Algier. Dieses Unglück ereignete sich am vierten October 1678.

Regnard ward in Algier für fünfhundert, die schöne Provenzalin für tausend Livres verkauft. Beide waren jetzt das Eigenthum eines Mannes, Achmet Talem, der keineswegs geneigt war, ihnen ihre Sklaverei zu erleichtern. Er behandelte sie mit vieler Strenge, und als er nach einiger Zeit in Handelsangelegenheiten nach Konstantinopel reiste, mußten sie ihn dorthin begleiten. Der Aufenthalt da-

selbst dauerte länger als zwei Jahre, und die Unglücklichen seufzten vergebens nach Erlösung. Endlich fand aber doch Regnard Gelegenheit, seiner Familie die traurige Lage, worin er sich befand, kund zu thun, und er erhielt nun zwölf tausend Livres, womit er sich selber, die Provenzalin und seinen Kammerdiener loskaufte. Sie schifften sich alle drei auf einem französischen Schiffe ein, das sie glücklich nach Marseille brachte. Regnard begab sich sogleich von da nach Paris, und brachte die Kette mit, die er während seiner Sklaverei getragen hatte. Er verwahrte sie seitdem mit großer Sorgfalt in seinem Zimmer, als ein Denkmal des erlittenen Unglücks, wodurch jedoch sein leidenschaftlicher Hang zum Reisen sich nicht verminderte.

Als sich nun Regnard mit seiner Geliebten aus der Gefangenschaft befreit sah, erhielt er die Nachricht von dem Tode ihres Gatten, der in Algier zurückgeblieben war. Seinem Glücke stand jetzt nichts weiter im Wege, als die Bedenklichkeiten Elvirens, die, wie es der Wohlstand verlangte, sich einige Frist erbat, um ihren Gatten nach Gebühr zu betrauern. Regnard mußte sich, bei aller Heftigkeit seiner Leidenschaft, in dieß gerechte Begehren fügen, und erwartete nun mit Sehnsucht den glücklichen Augenblick, der ihn für alles Ungemach, das er für seine Geliebte erduldet hatte, belohnen sollte. Das Schicksal wollte es aber anders. Der Gemahl, der seit acht Monaten für todt galt, erschien auf einmal wieder, von zwei Mönchen begleitet, die ihn in Algier losgekauft hatten, und die ihn jetzt in die Arme seiner Gattin zurück führten. Seine Rückkehr ward durch eine neue Hochzeit feierlich begangen.

Regnard hatte keine Lust, einem Feste beizuwohnen, das seine heissesten Wünsche vereitelte. Er ver-

verließ Paris zum drittenmale, entschlossen, nicht eher dahin zurück zu kehren, als bis er von seiner Leidenschaft geheilt wäre. Von Flandern, wohin er sich zuerst wandte, begab er sich nach Holland, und von da nach Dänemark und Schweden. Er hielt sich einige Zeit in Stockholm auf, und wurde hier dem Könige Karl dem Eilften vorgestellt. Dieser that ihm den Vorschlag, Lappland zu besuchen, und er erbot sich, ihn mit allen zu dieser Reise nöthigen Bequemlichkeiten zu versehen. Regnard ließ sich diesen Vorschlag gerne gefallen, und unternahm die Reise. Er schiffte sich im Julius 1681, mit zwei französischen Edelleuten, zu Stockholm ein, durchwanderte in ihrer Gesellschaft ganz Lappland, und kam bis nach Torneo, der letzten Stadt im Norden, an der Spitze des bothnischen Meerbusens. Von hier fuhr er den Fluß hinauf, der denselben Namen wie die Stadt führt, und dessen Quelle vom Nordkap nicht weit entfernt ist. So drang er bis zum Eismeer, und man kann gewissermaßen sagen, er machte erst da Halt, wo die Erde ein Ende hat. Am Gebirge Mehawara setzte er seiner Wanderung ein Ziel, und auf der Höhe dieses Gebirges grub er in einen Felsen, am zwei und zwanzigsten August 1681, die Inschrift:

Gallia nos genuit: vidit nos Africa; Gangem
Hausimus, Europamque oculis lustravimus omnem:
Casibus et variis acti terraque marique.
Hic tandem ſtetimus, nobis ubi defuit orbis *).

Als

*) Frankreich hat uns erzeugt; wir haben Afrika und den Ganges gesehen, sind ganz Europa durchwandert; mancherlei Abentheuer bestanden wir zu Wasser und zu Lande, und hier hielten wir inne, wo die Welt ein Ende hat.

Als Regnard nach Stockholm zurückgekommen war, stattete er dem Könige ausführlichen Bericht von allem ab, was er in Hinsicht auf Sitten, Gebräuche und Religion in Lappland Merkwürdiges beobachtet hatte. Darauf segelte er nach Danzig, und reiste von da durch Polen, Ungarn und Deutschland nach Frankreich zurück. Er kam nach einer Abwesenheit von zwei Jahren, zu Ende des Jahres 1683, in Paris an, gänzlich von seiner Liebe geheilt, so wie von seinem leidenschaftlichen Hange zum Spiel und zum Reisen.

Von dieser Zeit an nahm Regnard seinen gewöhnlichen Aufenthalt in Paris, wo er, bei seinen ansehnlichen Einkünften, ein sehr vergnügtes Leben führte. Er kaufte sich beim Departement der Finanzen die Stelle eines Schatzmeisters, die er zwanzig Jahre lang bekleidete. Sein Haus war der Sammelplatz vieler ausgezeichneter Personen, und er verstand die Kunst, sich das Leben angenehm zu machen. Selbst die Prinzen von Condé und Conti fanden sich an seiner wohlbesetzten Tafel ein, und erfreuten sich seiner geistreichen Unterhaltung. Ausser seinem Hause zu Paris besaß er auch das Landgut Grillon unweit Dourdan, eilf Stunden von Paris, wo er gewöhnlich die schöne Jahreszeit zubrachte und sich mit der Jagd belustigte. Er scheute keine Kosten, um sein Schloß und das Gut Grillon zu verschönern, und wußte mit vieler Geschicklichkeit alle Vortheile zu benutzen, welche dieser schön gelegene Ort darbeut, so daß er denselben zu einem bezaubernden Aufenthalte umschuf. In dieser reitzenden Einsamkeit setzte er die Beschreibung seiner Reisen auf, und dichtete die Lustspiele, durch die er sich die Unsterblichkeit errang. Er starb auch daselbst am fünften September 1710 in einem Alter von vier

und

und fünfzig Jahren; verheirathet war er nie gewesen. Seinen plötzlichen Tod soll er sich durch den unvorsichtigen Gebrauch einer Arznei zugezogen haben, die er ohne Zuziehung eines Arztes nahm, um sich von einer Verstopfung zu befreien.

Regnard fing schon in seinem zwölften Jahre an Verse zu machen, die aber, so wie seine spateren lyrischen Versuche, ihm keinen Namen erwarben. Sein Dichterruhm gründet sich auf seine zahlreichen Lustspiele, denn unter Moliere's früheren Nacheiferern wußte sich Keiner seinem Muster so sehr zu nähern, und den Beifall seiner Nation in dem Grade zu gewinnen und zu behaupten, wie er. „Wem Regnard nicht gefällt, ist nicht würdig Moliere zu bewundern," sagt Voltaire. Er verstand sich nicht nur auf eine sehr treffende Schilderung auffallender Charaktere, sondern auch auf die Erfindung solcher Situationen, die zu ihrer Entwicklung durch eine vortheilhafte Anlage und durch gelungene Kontraste beitrugen. Er war keineswegs blos Nachahmer Moliere's, sondern bahnte sich oft einen ganz eigenthümlichen Pfad zu einem nicht minder rühmlichen Ziele. In seinen Stücken giebt es daher viele ganz neue Züge, Gedanken und Vorfälle. Eines seiner größten Verdienste war die glückliche Durchführung der Intrigue, ohne Widersinn und Verworrenheit, und die treue Nachahmung der Natur in Sitten, Handlungsart und Ausdruck. Seine Verse haben viel Leichtigkeit, werden aber eben dadurch oft allzuprosaisch. Sein bestes Stück ist der Spieler, worin der Hauptcharakter sehr vortheilhaft ausgehoben, und doch nicht auf Kosten der, gleichfalls mit vieler Einsicht und Freiheit behandelten, Nebenrollen bearbeitet ist. Eine Oper, die Regnard ver-

fer-

fertigte, hat wenig Werth, und ein Trauerspiel, an das er sich wagte, kam gar nicht auf die Bühne.

VI. Schillers Sterbebette.

Von einem Augenzeugen beschrieben.

Von Jugend auf hatte Schiller einen organisch-schwächlichen Körper. Er war lang von Statur, hager, bleich, und seine Haare fielen fast in das Röthliche. Kränklichkeit, Ueberspannung, Schwärmerei und vorschneller Lebensgenuß waren auf seinem Gesichte ausgedrückt. In seinem Auge aber glühte das Feuer des großen Dichters, und die hohe, freie Stirne machte einen tiefen Eindruck auf den aufmerksamen Beobachter.

Schon viele Jahre vor seinem Tode klagte Schiller über ein Brustübel, das allmählich seinen körperlichen Zustand zerrüttete, und endlich die Ursache seines Todes wurde. Die Quelle dieses Uebels lag in der besonderen Lebensweise, die der große Dichter angenommen hatte. Um nemlich ungestörter studiren zu können, verkehrte er die Ordnung der Natur, widmete den größten Theil des Tages dem geselligen Umgange oder dem Naturgenusse, und setzte sich mit Anbruch der Nacht an sein Schreibpult. Wenn man gegen Abend zu ihm kam, so konnte man wohl an seinem Frühstück Antheil nehmen. Zur Nachtzeit, wo aller Lärm des Lebens ver-

hallt ist, alles Getöse schweigt, die Außenwelt nicht die Aufmerksamkeit zerstreut, und man mit ungetheilter Kraft in sich selbst wirken kann, sprach sein Genius vernehmlicher und klarer zu ihm. Um sich munter zu erhalten, pflegte er eine Portion starken Kaffee oder Weinchokolade, öfter aber eine Flasche Rheinwein oder Champagner, neben sich stehen zu haben. Die Nachbarn hörten ihn oft in der Stille der Nacht feierlich deklamiren, und wer ihn dann belauschen konnte, der sah ihn feurig und glühend bald in der Stube auf: und abgehen und deklamiren, bald sich wieder in den Sessel werfen und schreiben, wobei er zuweilen häufiger aus dem neben ihm stehenden Pokale zu trinken pflegte, als ihm zuträglich war. Im Winter fand man ihn bis früh um vier Uhr, auch wohl um fünf Uhr an seinem Schreibtische, im Sommer bis gegen drei Uhr. Dann ging er zu Bette; außer demselben fand man ihn nur sehr selten vor neun oder zehen Uhr.

Im Sommer des Jahres 1804 reiste Schiller nach Berlin, um die Aufführung seines Wilhelm Tell zu leiten, kam aber kränklich nach Weimar zurück. Indessen erholte er sich wieder, und setzte, selbst unter den schmerzhaftesten Krämpfen, seine literarischen Geschäfte fort, bis in den May des folgenden Jahres. Indem er jetzt öfter darüber klagte, daß es in diesem Jahr doch gar nicht Sommer werden wollte, bekam er plötzlich ein heftiges Seitenstechen, verbunden mit einem bösartigen Fieber, und fing bald an zu phantasiren. Alle Bemühungen der geschicktesten Aerzte, ein so kostbares Leben, woran die Welt noch so große Ansprüche machte, länger aufzuhalten, waren vergeblich. Die Natur forderte ihre Rechte, und Schiller endete am neunten May

1805

1805 sein großes Leben, in einem Alter von fünf und vierzig Jahren.

Das Sterbebette eines solchen Geistes ist es werth, näher betrachtet zu werden. Ein Hausfreund des Verstorbenen, der ihm zur Seite war, hat davon in einem Briefe folgendes berichtet.

Kurz vor seiner letzten Krankheit lag Schiller an einer Verstopfung der Eingeweide darnieder, die acht Tage anhielt. Ich bin nicht von seiner Seite gewichen, und habe auch vier Nächte bei ihm gewacht. Er war schon damals sehr krank und erschöpft von Fasten und Schmerzen, aber demohngeachtet wie männlich ertrug er es! wie heiter und sogar fröhlich war er beim geringsten Anlasse! — Als er einmal aufstand, um im Zimmer auf und abzugehen, griff ich ihm unter den Arm. Da sah er mich traurig an: „Bin ich denn wirklich so matt?" fragte er. Ich sagte ihm, ich stütze ihn nicht sowohl deshalb, weil er nicht gehen könnte, als vielmehr, um es ihm zu erleichtern. — Als wir einige Male auf und ab gegangen waren, stellte er sich vor den Tisch hin, putzte das Licht und rief nun fröhlich aus: „Nein, ich bin nicht matt; ich habe das Licht mit steifem Arm putzen können!" Um zwölf Uhr des Nachts ward er aber sehr unruhig und sagte zu seiner Gattin, die gewöhnlich bis diese Stunde blieb, sie möchte nun hinunter und zu Bette gehen. Sie packte also ihre Strickfachen zusammen. Da aber Schillern dieß zu lange dauerte, ward er — was mich anfangs befremdete — aufs äußerste dringend und ungestüm, und bat sie um Gottes willen, doch ihre Gesundheit zu bedenken und hinunter zu gehen. Nun entfernte sie sich eilig. Kaum war sie zur Thüre hinaus, als Schiller vom Sopha aufstand; sein wilder Blick verkündigte mir nichts

Gu-

Gutes. Sein Gesicht war blaß. Ich eilte erschrocken auf ihn zu. Er stürzte auf mich nieder, und lag wie todt in meinen Armen. Als ich ihm hierauf Brust und Schläfe mit einem Spiritus gerieben hatte, kam er wieder zu sich: „Um Gottes willen, fragte er, wie kommen Sie hieher? — Habe ich auch verwirrt gesprochen?" fragte er mit unbeschreiblicher Aengstlichkeit, worauf ich ihm auf das feierlichste „Nein!" versicherte. „Hat meine Frau auch etwas gemerkt?" fragte er hernach; und siehe hier die Gutherzigkeit des Mannes! Blos um der Gattin einen Schreck zu ersparen, hielt er mit ungeheurer Anstrengung die herannahende Ohnmacht so lange zurück, und ward nun nachher desto heftiger von ihr ergriffen.

Als er sich ein wenig erholt hatte, fing er sogleich wieder an zu scherzen und verglich sich mit dem Muhamed, der einmal während der Zeit, daß er den Kopf ins Wasser steckte und wieder herauszog, eine Reihe von vierzehn Jahren durchlebt hatte. Auf gleiche Weise seyen ihm, sagte er, während der kurzen Ohnmacht wohl hundert Dinge durch den Kopf gefahren. — Während dieser Gespräche stellte sich endlich wieder Erleichterung ein und dann Linderung. „Nun, sagte er heiter, bin ich gesund! Ich brauche mich jetzt nur wieder zu erholen und Kräfte zu sammeln." Er legte sich zu Bette und schlief in wenig Minuten den süßesten Schlaf, während ich mich mit seligen Empfindungen an diesem Anblick weidete. „Ach, sagte er mir am folgenden Tage, dieses verwünschte Uebel, das mich so oft plagt, raubt mir alle Jahre zwei Trauerspiele, die ich ohne dasselbe schreiben würde."

Als er nun nach sechs Tagen vollkommen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! wie zählte

er

er die Bissen, die er aß und freute sich, daß er wieder so kräftig speisen konnte! — Nur um seiner Kinder willen, hatte er mir öfters während seiner Krankheit gesagt, die nicht vaterlos seyn dürften, wünsche er noch zu leben. Und wie spielte er nun mit seinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, sie dürfte in der Kaffeestunde bei ihm „schmarozzen." Die kleine, sechsmonatliche nahm er auf die Arme, küßte sie und sah sie mit einem Blicke von verschlingender Innigkeit an, recht als wenn er sein unendliches Glück im Besitze dieses holdseligen Kindes zu Ende denken wollte. Wie fröhlich war er, als ich zum ersten mal mit ihm spatzieren fuhr! In den umlaubten Bäumen sah er einem baldigen Frühling entgegen; an den Frühling knüpfte er Reiseplane, an die Reisen Gesundheit, und an die Gesundheit Werke, die er noch zu liefern gedachte

Unter die schönen Plane Schillers gehörte noch eine Reise nach dem Meere, das er nie gesehen, zu dem er aber von jeher eine große Sehnsucht gehabt hatte.

Als ich, da seine frühere Krankheit vorüber war, dem alten Kirchenrath Griesbach von Schillers Liebenswürdigkeit während derselben erzählte, rief er aus: „Und alles dieses ist noch nichts gegen Schiller, den Krankenpfleger." Und nun erzählte er mir, was unbeschreiblich rührend war, wie Schiller seiner Gattin, als sie gefährlich krank war, gewartet habe. Auch hat mir Griesbach erzählt, wie Schiller, als er noch in Jena und im Griesbachschen Hause wohnte, mit seinem Karl, dem Erstgebornen, gespielt habe. Eins seiner Lieblingsspiele mit ihm sey Löwe und Hund gewesen, und bald habe Schiller bald sein Karl den Löwen agirt, und alle beide seyen dann auf vier Füßen im Zimmer her-

herumgekrochen. — So habe auch ich ihn mehrmals gefunden, daß er auf der Erde lag und mit einem von seinen Kindern spielte, und dann kam er mir größer vor, als jener König, der so von einem spanischen Gesandten überrascht wurde.

Am heitersten war Schiller bei Tische, wenn er sein Häufchen beisammen hatte. Dann saß er beständig zwischen zwei seiner Kinder, und liebkosete und tändelte mit ihnen bei jeder Gelegenheit. Die Kinder hatten ihn auch außerordentlich lieb. Wenn eins zu ihm in's Zimmer kam, so kletterte es an ihn hinan, um ihn zu küssen, und manchmal kostete es viel Mühe, zum Zweck zu kommen; denn Schiller war sehr lang und hatte seine Lust an der Mühe, welche es den Kindern kostete, sich bis zu seinem Munde empor zu arbeiten.

Das ist nun alles vorbei! — Der Vorbote seiner letzten Krankheit war ein heftiges Fieber, das ihn im Schauspielhause ergriff. Den folgenden Morgen fand ich ihn matt auf dem Sopha liegend, in einem Mittelzustande von Schlafen und Wachen. „Da lieg' ich wieder!" sagte er mit hohler Stimme. Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er äußerte kein Zeichen der Theilnahme. Sein Zustand wurde von Tag zu Tag gefährlicher, und schien vier Tage vor seinem Tode rettungslos. Die Augen lagen tief im Kopfe; jeder Nerve zuckte krampfartig. Das Mädchen brachte Citronen herein. Er griff hastig nach einer, als wenn er sie verschlingen wollte, legte sie aber gleich mit der matten Hand wieder hin. Den Abend fiel er in eine Fieberphantasie und verharrte in diesem Zustande vier und zwanzig Stunden. Als sein Bewußtseyn zurückkehrte, ließ er sein jüngstes Kind kommen. Er wandte sich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an

der

der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmuth ins Gesicht. Dann fing er an bitterlich zu weinen, steckte den Kopf in's Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da ahnte ihm, wie bald er sich von dem Engel trennen sollte; und in vier und zwanzig Stunden war sein edles Herz gebrochen.

Noch in der letzten Nacht saß er aufrecht im Bette und sprach mit großer Geisteskraft, besonders über die bevorstehende Reise seiner Gattin ins Bad. Gegen Morgen schlief er ein bis zehn Uhr Vormittags; dann phantasirte er, kam wieder zu sich und nahm nun sichtbar an Kräften ab. Um vier Uhr Nachmittags forderte er Naphta; aber die letzte Sylbe erstarb in seinem Munde. Er versuchte es, zu schreiben, brachte aber nur drei Buchstaben hervor, in denen noch der Charakter seiner Schriftzüge ersichtlich war. Nun schwanden die letzten Reste vom Leben, und in wenig Minuten lag er entschlafen da, voll Ruhe in dem noch im Tode edeln Blicke.

Die Angst und der Schmerz der Gattin und der ältesten Kinder beschreibe ich nicht. Karl, der Aelteste, ganz das Ebenbild seines Vaters, lag auf dem Boden und schrie vom fürchterlichsten Gram zerrissen; der kleine Ernst saß in der Ecke, die Hände gefaltet und weinte ruhiger. Karolinchen wußte nicht, was das zu bedeuten habe. Der Tod, von dem sie keinen Begriff hatte, war ihr nicht fürchterlich. Sie sagte ganz ruhig: „Der gute Papa ist todt!“ Als sie aber die Mutter weinen sah, da fing sie auch an zu weinen und verbarg ihr Gesicht im Schooße der Mutter. Wie mir war, weiß ich noch nicht zu sagen. Als ich zum Bewußtseyn zurückkehrte, fand ich mich auf meinem Zimmer. Wie

ich

ich hingekommen bin, weiß ich nicht. Ich konnte nicht begreifen, was ich leider begreifen mußte.

Den Tag nach der Beerdigung fragte mich die kleine, vierjährige Karoline: „Hast du auch den guten Papa mit weggetragen? Hast du ihn zum lieben Gott gebracht? Hat er den Papa freundlich aufgenommen?“ — Ein andermal sagte sie: „Du mußt der Mama nicht vom Papa sagen, sonst weint sie; aber der Papa wird wohl bald zurückkommen?“ — Nicht lange nach diesem traurigen Ereigniß ging ich mit den Kindern spatzieren. Ich amüsirte sie, indem ich ihnen in den Wolken allerlei Bilder zeigte, die ihre kindliche Phantasie dann geschäftig ausmalte. Sie sahen Dörfer und Städte am Wolkenhimmel. „Da seh' ich ein großes Schloß,“ rief Ernst.— Karoline sah es lange an. „Ja, rief sie endlich, es ist das Haus vom lieben Gott; aber der Papa wohnt mit darin.“ —

Dritte Abtheilung.

Scenen aus der Völkergeschichte.

I. Ketzergericht im Hildesheimischen.

Ein Beitrag zur Geschichte der Religionsverfolgungen im dreissigjährigen Kriege.

Der dreissigjährige Krieg drohte dem Glauben der Protestanten mit einer Gefahr, die kaum durch die größten Anstrengungen abgewendet werden konnte. Ueberall, wo die Waffen des Kaisers und seiner Verbündeten hindrangen, brachten sie den sogenannten Ketzern Tod und Verderben. Eine fanatische Bekehrungswuth hatte sich der Gemüther bemächtigt, und der rohe Krieger entschädigte sich für die ausgestandenen Strapazen durch verwüsten, plündern, rauben und morden. In verschiedenen Gegenden Deutschlands standen ganze Dörfer und Flecken leer, die Aecker lagen, einer Wüste gleich, ungebaut und mit Dornen und Disteln bewachsen; das Vieh irrte traurig und herrenlos umher, die Hunde wurden

den wild, gesellten sich in ganzen Kuppeln zusammen, und fielen vor Hunger selbst Menschen an. Ließ sich, besonders in den Gegenden des platten Landes, irgendwo ein verirrter Lutheraner sehen, so wurde er, ohne Rücksicht auf Stand und Alter, unbarmherzig niedergeschossen, und, wie verrecktes Vieh, auf der Stelle eingescharrt.

Es bedarf kaum bemerkt zu werden, daß die blinde Verfolgungswuth des tobenden Religionsfanatismus am meisten die unglücklichen lutherischen Prediger traf. Was mußten die Armen nicht alles verschmerzen und dulden! Verhöhnt und gemishandelt auf die kränkendste und empörendste Weise, wurden viele derselben von Ort und Stelle weggejagt, und mußten mit Weib und Kind in's Elend ziehen. Andere, welche sich mehr Muth und Kraft zutrauten, und sich auf ihrer Stelle, so lange als möglich, hartnäckig behaupteten, wurden am Ende nicht einmal der Wohlthat, sich retten zu können, theilhaftig. Man ergriff sie, warf sie in die scheuslichsten Kerker, behandelte sie als die abscheulichsten Verbrecher, und versuchte es, sie bald durch verstellte Güte, bald durch die fürchterlichsten Drohungen zur Abschwörung ihres Glaubens zu bewegen. Umsonst, sie blieben unerschüttert, und die Wuth und Grausamkeit ihrer erbitterten Gegner wuchs mit jedem Tage. Viele unterlagen dem tiefen Gram und Schmerze, und wer weiß, was aus den Uebrigen geworden wäre, wenn nicht zum Glücke im westphälischen Frieden auch für diese Bedrängte, so viel ihrer noch am Leben waren, die heißersöhnte Erlösungsstunde geschlagen hätte.

Vor vielen andern traf ein so hartes Loos die lutherischen Geistlichen im Hochstift Hildesheim, dessen

sen schönsten und größten Theil damals die Herzoge von Braunschweig inne hatten. Von einem jener Geistlichen, der damals als Opfer einer schröcklichen Intoleranz fiel, werden folgende nähere Umstände erzählt.

Sein Name ist Johann Bissendorf. Er war der Sohn armer und geringer Leute, die sich und ihre Familie zu Papeberg von ihrer Hände Arbeit sauer und kümmerlich nährten. Da er schon im Knabenalter gute Geistesanlagen verrieth, und man ihn wegen seiner Gelehrigkeit und Geschicklichkeit mehrmals lobte, so erwachte in ihm auf einmal eine unwiderstehliche Neigung zum Studiren. Die grobe Feldarbeit wurde ihm zuwider, und mit jedem Tage wurde der Wunsch heisser, seine Wißbegierde zu befriedigen. Zum Glück für den armen Bauernknaben fanden sich einige wohlhabende gutdenkende Männer, die sich seiner annahmen, ihn mit Kleidern und andern Bedürfnissen versahen, und nach einem benachbarten berühmten Gymnasium sandten. Hier war der junge Bissendorf sehr fleißig, und zeichnete sich vor seinen übrigen Mitschülern vortheilhaft aus, besonders in der lateinischen Sprache, Geschichte und Poesie. Dadurch sowohl, als durch seine übrige gute Aufführung, erwarb er sich die Gunst vieler Menschenfreunde, die ihn zur Fortsetzung seiner Studien unterstützten. Auf der Hochschule legte er sich mit großem Fleiß auf die theologischen Wissenschaften, besonders, nach damaliger Sitte, auf die Streittheologie gegen die Päbstlichen. Dieß letztere war leider die entfernte Veranlassung seines nachmaligen traurigen Falles. Es verwandelte den jungen heitern Mann in einen finstern, mürrischen, starrsinnigen Misanthropen, der in jedem Andersdenkenden und Andersglaubenden einen furchtbaren Feind zu sehen

hen wähnte. Ein unseliger Hang zum Disputiren und Polemisiren bemächtigte sich seiner Seele, und schon damals nährte er den Vorsatz, einst als ein leuchtendes Gestirn am polemischen Himmel zu glänzen.

Als Bissendorf seine akademischen Studien vollendet hatte, zog er einige Jahre lang in der Nachbarschaft umher, predigte fleissig an mehreren Orten, und fand überall den größten Zulauf. Der Ruf von seiner Geschicklichkeit kam selbst zu den Ohren der Herzoge von Braunschweig, und diese beriefen ihn sogleich zum Prediger auf die eben damals erledigte Pfarre zu Gödringen, einem kleinen Dorfe, zwei Stunden von Hildesheim. Hier, in stiller ländlicher Einsamkeit, widmete Bissendorf jedes Stündchen, das er seinem Amtsberufe abgewinnen konnte, seinem alten Lieblingsfache, der Polemik. Gesichert durch den Schutz eines mächtigen protestantischen Landesherrn, und hocherfreut über den anfangs glücklichen Fortgang der Waffen seiner Glaubensgenossen im nördlichen Deutschland, trat er selbst als Vertheidiger seines Glaubens und als rüstiger Kämpfer gegen die Gegner desselben auf. Er ließ 1624 zwei kleine Abhandlungen gegen die Mönche und Jesuiten drucken, nachdem er sie zuvor mehreren angesehenen Theologen zur Durchsicht und Prüfung mitgetheilt, und deren Beifall erhalten hatte. In beiden Schriften bewies er die Aechtheit des lutherischen Glaubens, deckte die Irthümer der katholischen Kirche auf, zog die heimlichen Ränke der Jesuiten an's Licht, bestrafte den ärgerlichen Lebenswandel mancher Bischöfe und Päbste, verwarf die Unfehlbarkeit des Oberhaupts der römischen Kirche, und ergoß sich in bittern Tadel über die schimpfliche

Unterwürfigkeit, Kriecherey und Speichelleckerey mancher Bischöfe gegen den Pabst *).

Die Freimüthigkeit und der Nachdruck, womit Bissendorf die Gegner seines Glaubens bekämpfte, machte großes Aufsehen, und binnen wenigen Wochen waren einige tausend Exemplare beider Schriften abgesetzt. Sein Ruf erscholl in allen benachbarten protestantischen Ländern; von den entferntesten Orten und den berühmtesten Männern erhielt er die ehrenvollsten Schreiben, worin sie ihre hohe Achtung gegen den würdigen und gelehrten Verfasser bezeugten, und in den schmeichelhaftesten Ausdrücken um seine nähere Bekanntschaft und Freundschaft nachsuchten. Dazu genoß er die persönliche Achtung und Liebe seiner ganzen Gemeinde, seiner Nachbarn und Freunde, und jedes Protestanten, der ihn kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Allein diese glücklichen Zeiten dauerten nicht lange, denn noch waren nicht zwei Jahre verlaufen, als der fürchterlichste Wechsel eintrat. Siegreich drangen die Waffen des katholischen Bundes, unter Anführung des kaiserlichen Generals Pappenheim, auf Niedersachsen los. Das Oberhaupt der Evangelischen, König Christian von Dänemark, ward von Tilly bei Lutter mit seinem ganzen verbündeten Heere geschlagen und zerstreut, und

---

*) Die Titel dieser, jetzt sehr seltenen Schriften sind; Nodi Gordii resolutio, das ist, vom Beruf, Ordination und Einweyhung der evangelischen Prediger, wider das nichtige Geschwätze der zehn Argumente Martini Smiglecii, Jesuiten zu Ingolstadt. 1624. 8. und: Jesuiten Latein, in 8., als Antwort auf ein kurz vorher erschienenes Praedicanten - Latein eines Mönchs. — Prädikanten war der Name, den die Jesuiten den protestantischen Predigern im auszeichnenden Sinne beilegten.

und der Kurfürst Ferdinand von Cölln, der zugleich die Inful von Hildesheim trug, rückte in das Hochstift ein.

Für Bissendorf war die Ankunft des Kurfürsten um so gefährlicher, da mit ihm zugleich viele Jesuiten ins Land kamen. Lange schon hatten diese von dem feurigen Zeloten gehört, und seine Schriften waren ihnen nicht unbekannt geblieben. Sie konnten den hellen Schein und die Wahrheit derselben nicht ertragen, und von der Zeit an entspann sich in ihren Herzen ein unvertilgbarer Haß gegen den rüstigen protestantischen Kämpfer. Sie sannen auf nichts, als auf die fürchterlichste Rache, und ihre kochende Wuth schien nur durch das Blut des Unschuldigen gelöscht werden zu können. Inzwischen hatten sie den Muth nicht, ihr Vorhaben öffentlich auszuführen; heimlich entwarfen sie ihren verrätherischen Plan, und unter der Maske verstellter Freundlichkeit und Liebe wurde das ausersehene, unschuldige, ahnungslose Schlachtopfer in ihre verborgenen Schlingen gelockt.

Es war eines Mittwoch Abends, als Bissendorf ganz unvermuthet in seiner Pfarrwohnung zu Gödringen ein, in den verbindlichsten und freundschaftlichsten Ausdrücken abgefaßtes, Einladungsschreiben erhielt, auf das Schloß Steuerwaldt unweit Hildesheim zu kommen. Der Verfasser des Schreibens war ein ihm sonst wohlbekannter, in freundschaftlichem Verkehr mit ihm stehender, katholischer Geistlicher aus dem Priniſchen. „Es warteten seiner auf dem Schlosse, hieß es in dem Briefe, einige alte Bekannte, die ihm allerlei angenehme Nachrichten mitzutheilen hätten. Man wolle sich einmal einen recht vergnügten Tag machen, daher man ihn bitte, nicht zu lange auszubleiben.“

 Bis-

Bissendorf, dessen ehrliches Herz nichts Arges ahndete, traute den Worten des Uriasbriefes, und machte sich am folgenden Morgen ungesäumt auf den Weg. Nicht wenig befremdet war er aber, als er bei seiner Ankunft in Steuerwaldt, statt alte Bekannte zu sehen, neben dem erwähnten katholischen Pfarrer, ein paar fremde, ihm ganz unbekannte Jesuiten vorfand. Indessen ward er von denselben unerwartet freundlich und höflich empfangen. Man bewillkommte ihn herzlich, man drückte ihm mehrmals traulich die Hand, man ließ Erfrischungen auftragen, Wein und Gebackenes, und unter Gläserklang begann ein vergnügtes Gespräch über allerhand gleichgültige Dinge und Tagesneuigkeiten. Alles schien heiter und aufgeräumt, und selbst auf der Stirne des sonst so ernsthaften und finstern Pastors Bissendorf verlor sich eine Falte nach der andern.

Jetzt lenkte der ältere Jesuit unvermerkt das Gespräch auf die damaligen Kriegsbegebenheiten, rühmte das Uebergewicht der triumphirenden, kaiserlichen Heeresmacht, und die Vortrefflichkeit der katholischen Kirche. „Er freue sich, sagte er unter andern zu Bissendorf, auf die glückliche Zeit, daß nun bald alle Trennungen verschwinden, und die armen Verirrten in den Schooß der rechtglaubigen Kirche wieder zurückkehren würden. Nichts errege sein Bedauern so sehr, als daß ein so berühmter Mann, wie sein Gast, das Unglück hätte, ein Ketzer zu seyn. Doch hoffe er von demselben noch, daß auch er seinen Irthümern entsagen, und bei der Mutterkirche sein Seelenheil suchen würde."

Als Bissendorf diese Worte vernahm, war seine Heiterkeit mit einem male verschwunden, und die finstere Miene kehrte wieder zurück. Er antwortete nicht, nahm Hut und Stock, und wollte sich eiligst

entfernen. Plötzlich traten die Jesuiten ihm in den Weg, und kündigten ihm im Namen des Kurfürsten von Cölln an, daß er ein Staatsgefangener sey. Sprache und Besinnung wichen in dem Augenblicke beinahe gänzlich von ihm; er fügte sich geduldig in alles. Die Verräther nahmen nun die Maske vollends ab. Es erfolgte ein strenges Verhör, und da man sah, daß bei dem unbiegsamen Manne auf dem Wege der Güte nichts auszurichten stand, so nahm man zu furchtbaren Drohungen seine Zuflucht. Er wurde gefragt, ob er der Verfasser jenes berüchtigten (oben genannten) Buches sey, worin er alle römischen Bischöfe so gröblich beleidigt, und sie zur Verrichtung eines unehrbaren Geschäftes bei dem Pabste *) verwiesen hätte? Er leugnete nichts, entschuldigte aber den im Eifer zu hart und rasch gewählten Ausdruck. Man legte ihm darauf mehrere spitzfindige und verfängliche Fragen vor, aber er ließ sich nicht fangen. Man foderte ihn zum öffentlichen Widerrufe und Uebertrite zur katholischen Kirche auf, und versprach ihm unter dieser Bedingung stündliche Freiheit und Wiedereinsetzung in sein Amt; aber umsonst, er blieb unerschütterlich, und das erste, am sieben und zwanzigsten Januar 1627 mit ihm angestellte Verhör lief völlig ohne Wirkung ab. Keinen bessern Erfolg hatte das zweite, welches am sechs und zwanzigsten Februar vorgenommen wurde. Man versprach ihm die glänzendsten Ehrenposten und Be-

*) Bissendorf hatte in dem angeführten Buche S. 61 unter andern gesagt: „Die römischen Bischöfe gingen in ihrer blinden Unterwürfigkeit und Kriecherey gegen den Pabst so weit, daß sie demselben nicht blos die Füße, sondern auch gern etwas anderes küssen (nates lambere) möchten.“ Dieser einzige unbedachtsame Ausdruck diente nachmals zum Hauptvorwande seiner Hinrichtung.

lohnungen, wenn er zu den Katholiken übertreten wolle; er lehnte sie großmüthig ab. Man deutete ihm die schröcklichsten Strafen, ja sogar die Lebensgefahr an, welche seine längere Halsstarrigkeit vielleicht nach sich ziehen könnte; er verachtete sie kaltblütig und erklärte ein für allemal, er wolle als ein ächter Lutheraner leben — und auch sterben, wenn er ja das Schicksal Johannis des Täufers haben sollte.

Es ging den Jesuiten sehr nahe, daß sie weder durch Gewalt noch durch List bei dem unbeugsamen Manne etwas ausrichten sollten. Gar zu gerne hätten sie den Triumph erleben mögen, einen so gelehrten, und zugleich so berühmt gewordenen Ketzer bekehrt zu haben. Sie wiederholten daher von Zeit zu Zeit ihre Versuche, in Hoffnung, doch endlich ihren Zweck zu erreichen. So mußte der arme Bissendorf mehr denn zwei Jahre im Gefängnisse harren, ohne von seiner Standhaftigkeit zu weichen.

Endlich wurden die Jesuiten doch des längern Wartens müde; vielleicht fürchteten sie auch einen baldigen Wechsel des Kriegsglücks, zu Gunsten der Protestanten. Sie berichteten also in aller Eile die ganze Sache an die katholische Akademie zu Cölln, und diese fällte unterm siebenten März 1629 das Bluturtheil: „Daß der vormalige Pfarrer Johann Bissendorf von Gödringen, wegen seines ehrenrührigen, lästerhaften, ärgerlichen und aufrührerischen Büchleins, auch bei ihm in carceribus und seinen eigenen Schandschriften erfundenen schandlosen Lästerungen, als ein aufrührischer, schmähsüchtiger, ärgerlicher Lästerer und Diffamator, auf vorhergehenden, öffentlichen Widerruf, mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode hinzurichten, und gedachte Bücher

und

und Schriften publice mit dem Feuer zu verbrennen seyen."

Kaum war das sehnlichst erwartete Todesurtheil eingelaufen, so eilte man auch sogleich zur Vollstreckung desselben. Der Amtmann Sievert Heister, der damals die Gerichtsbarkeit zu Steuerwaldt ausübte, ließ sofort schon den sechs und zwanzigsten März 1629 den unglücklichen Bissendorf vorführen. Da man, bei der zuströmenden Menge hildesheimischer Bürger, die sämmtlich ächt protestantisch gesinnt waren, leicht einen Aufruhr befürchten mußte, so wurde er nicht auf der gewöhnlichen Richtstätte, sondern gleich vor dem Amthause, durch einen katholischen Scharfrichter öffentlich enthauptet. Sein Leichnam ward auf derselben Stelle eingescharrt, und sein Büchlein durch Henkers Hand auf dem Schaffote verbrannt.

Eben die Unerschrockenheit, die der Bedauernswürdige während seines ganzen Lebens, und besonders in seinen letzten Drangsalen, stets unverändert hatte blicken lassen, verlies ihn auch in seiner Todesstunde nicht. Heiterer als gewöhnlich erschien er auf dem Richtplatze, und voll des freudigsten Vertrauens auf Gott und seinen Erlöser gab er heldenmüthig seinen Geist auf. Ein altes Gesangbuch, das er während seiner Hinrichtung in Händen hatte, war auf dem Blatte, wo der Gesang steht: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist," mit dem Blute des Märtyrers bespritzt.

Es war Zeit, daß die Jesuiten seinen Tod beschleunigten. Hätten sie noch etwas damit gezögert, so war er glücklich gerettet, denn das Kriegsglück wandte sich bald nachher wieder auf die Seite der Protestanten, und schon 1635 konnte der Herzog Georg von Braunschweig ruhig in Hildesheim selbst resi-

residiren. Kaum war dieser wackere Fürst daselbst angekommen, als er darauf dachte, den Tod des unschuldig gemordeten Pfarrers auf eine ausgezeichnete Weise zu rächen. Auf seinen Befehl und in seiner Gegenwart mußten diejenigen Jesuiten und Mönche, die an Bissendorfs Tode hauptsächlich Schuld waren, den zu Steuerwaldt verscharrten Leichnam desselben eigenhändig wieder aufgraben, und in einen prächtigen, auf ihre Kosten verfertigten Sarg legen. Als dieß geschehen war, mußten sie den Sarg auf ihren eigenen Schultern, unter dem Geläute der Glocken aller Dörfer, durch welche der Trauerzug ging, und unter einer ansehnlichen Bedeckung von Kavallerie mit gezucktem Säbel, von Steuerwaldt bis Gödringen, zwei Stunden weit, tragen, hier ihn in der Pfarrkirche auf dem Chor in die Erde senken, und von Anfang bis zu Ende auch der Leichenpredigt des ehrlich Bestatteten beiwohnen.

Das Bildniß Bissendorfs, den düstern Blick auf die in Händen haltende Bibel gerichtet, stand noch vor einigen Jahren auf dem Chor der Kirche zu Gödringen, neben dem Bildnisse Luthers.

II. Das Testament Karls des Zweiten, Königs von Spanien.

Spanien wurde seit dem Jahr 1677 von Karl dem Zweiten beherrscht, einem Schwächlinge an Kör-

Körper und Geist, dem alle Eigenschaften fehlten, um ein durch unweise Verwaltung zerrüttetes Reich wieder empor zu heben, und einen gänzlichen Verfall zu verhindern. Schon unter seinem indolenten Vater, Philipp dem Vierten, war Spanien von seiner ehemaligen Macht tief herabgesunken, und unter dem Sohne verfiel es vollends in die traurigste Entkräftung. Zu schwach, die Zügel der Regierung selbst zu führen, überließen sich Vater und Sohn blindlings der Leitung derjenigen, die mehr ihren eigenen Vortheil als das Wohl des Staates im Auge hatten, und denen es auch an der nöthigen Einsicht fehlte, die Wunden zu heilen, welche im Fortgange der Zeit immer gefährlicher wurden.

Der Prinz Karl war erst vier Jahre alt, als sein Vater im September 1665 starb. Während seiner Minderjährigkeit bemächtigte sich seine Mutter, die österreichische Prinzessin Maria Anna, der Regierung, und theilte sie mit ihrem Günstlinge und Beichtvater, Eberhard Neidhart, einem aufgeblasenen, tölpischen und dabei scheinheiligen deutschen Jesuiten. Beide lenkten das Staatsruder so unweise, daß überall die Spuren der kläglichsten Zerrüttung sichtbar wurden. Kein Geld war im Lande; die Handlung lag; die unentbehrlichsten Lebensmittel standen in ungeheurem Preise; die Regierung hatte keinen Credit mehr; die Einkünfte des Staats verschwanden unter den Händen der Beamten, deren Verbindungen am Hofe und unter den Großen so mächtig waren, daß es kein Minister wagte, Untersuchungen anzustellen, um den Umfang des Uebels nur genau kennen zu lernen. Gemünztes Gold und Silber sah man in vielen Gegenden gar nicht. Auch die Kupfermünze verschwand plötzlich, indem sie wegen des Zusatzes von Silber von den Fremden

den ausgeführt ward. An mehrern Orten blieb wegen des Geldmangels nichts übrig, als ein Tauschhandel der unentbehrlichsten Bedürfnisse. Am Hofe selbst fehlte es an dem Nothwendigsten so sehr, daß Jahre lang die Hofbedienten keine Besoldung erhielten, daß mehrmals keine Speisen da waren für die königliche Tafel. Ja es ging so weit, daß einstmals alle königlichen Stallbedienten ihre Livree auszogen, um nicht Hungers zu sterben.

Es trat kein besserer Zustand ein, als Karl die Jahre der Minderjährigkeit zurückgelegt hatte, und selbst zu regieren anfing. Einem schwachen Kinde gleich, lief er an dem Gängelbande seiner Mutter, oder derer, welchen er sonst sein Vertrauen schenkte. Herangewachsen unter Weibern, die ihn verzärtelten, und geleitet von Jesuiten, die seine Unterweisung vernachläßigten, war er für seine hohe Bestimmung ganz untauglich. In seines Lebens Frühe hatte er einige Fähigkeiten gezeigt, aber in der Folge lag sein Körper sehr oft, sein Geist immer in tiefer Ohnmacht. Man will seiner unnatürlichen Mutter Schuld geben, als habe sie durch ein Tränkchen die physischen Kräfte ihres Sohnes zerstört; schon der Gedanke empört das sittliche Gefühl.

Der junge König hatte alles Eigenthümliche schwacher Seelen, und zwar in einem ausnehmenden Grade. Seiner Schwäche sich bewußt, bangte ihm vor jeder Gefahr, die er sich immer größer und näher dachte als sie war. Mit argwöhnischen Augen betrachtete er oft den redlichsten Freund, den treuesten Diener; ein königlicher Dünkel ließ ihn fest über sein Ansehen halten. Eine seltene Gewissenhaftigkeit, mehr eine Wirkung der Verstandesschwäche als der Herzensgüte, verursachte in jedem verwickelten Falle eine Unentschlossenheit und einen

Klein-

Kleinmuth, der dem Reiche eine Menge Gefahren und große Nachtheile zuzog. Der Gottheit Sklav und von Aberglauben und Vorurtheilen eingenommen, beschäftigte er sich mehr mit Werken der Andacht, als mit thätiger Sorgfalt für die Wohlfahrt seines Volkes und den Glanz seines Thrones. Seine Unwissenheit war fast ohne Beispiel, und er führte den Scepter, ohne seine eigenen Besitzungen zu kennen. Als Bergen in Hennegau von den Franzosen belagert wurde, beklagte er den König von England, in dessen Staaten er diese Festung vermuthete. Bei all dem liebte er sein Volk als ein zärtlicher Vater, obgleich dieses Volk nie entkräfteter war, nie von Abgaben mehr gedrückt wurde, als so lange er König hieß. Ohne Vermögen, die Geister zu prüfen, und ohne Ansehen, diebische Staatsbeamte zu schrecken, ließ er die öffentlichen Stellen nach Aukzionsgesetzen verkaufen oder an unwissende Höflinge verschenken. Für die Tugend war kein Lohn, für das Verbrechen keine Strafe, für das gekrönte Verdienst kein Schutz. Dummheit und Habsucht zerstörten die Finanzen, Spaltung und Kabale herrschten im Kabinet wie am Hofe, arbeiteten mit überlegener Kraft jedem heilsamen Entschlusse entgegen. Ueberall litt die Monarchie, unter allen Monarchieen von der Natur vorzüglich begünstigt, Mangel an Geld, an Credit, an Schiffen, und überhaupt an den unentbehrlichsten Bedürfnissen. Wie an einer langsamen Auszehrung schwand der ungeheure Staatskörper unter Karls indolenter Regierung zusammen, vertrockneten die Nahrungssäfte, häufte das Blut sich in einzelnen Theilen, und eine gänzliche Auflösung schien der unvermeidliche Erfolg dieses Uebels.

Der

Der König hatte sich zweimal vermählt, zuerst mit Marien Louisen, einer Bruderstochter Ludwigs des Vierzehnten von Frankreich, und nach deren Tode mit Maria Anna, einer Prinzessin von Pfalz-Neuburg. Beide Ehen blieben Kinderlos, und es war zweifelhaft, wer nach des Königs Tode in Spanien herrschen würde. Grundgesetze, welche die Thronfolge bestimmt hätten, waren nicht vorhanden, und die Stände des Reichs, die Cortes, die am natürlichsten über diesen Fall hätten entscheiden sollen, wurden gar nicht gehört. In dem ganzen Laufe des Streites, der sich über die Erbschaft erhob, ward die Nation nicht ein einzigesmal auch nur zum Scheine befragt, wen sie zu ihrem Herrscher wünsche; fremde Mächte allein hielten sich für berechtigt, über das erste Interesse des spanischrn Volkes zu entscheiden.

Zwei mächtige Monarchen traten auf, und suchten sich der Erbschaft zu versichern, da Karls zunehmende Kränklichkeit einen frühen Tod erwarten ließ: der Kaiser Leopold der Erste, und der König Ludwig der Vierzehnte von Frankreich. Es waren nemlich Karls beide Schwestern, die ältere an Ludwig, die jüngere an Leopold vermählt. Zwar hatte Ludwigs Gemahlin vor ihrer Vermählung eidlich Verzicht auf alles Nachfolgerecht in der spanischen Monarchie geleistet; Spaniens Cortes und die Testamente der Könige hatten diese Verzichtleistung bekräftiget. Aber wie wenig Ludwig solcher Entsagung achten würde, wenn der Fall einträte, hatte er durch seine ungemäßigte Herrsch- und Ländersucht schon mehrmals bewiesen. Ob er sich also gleich zu der Verzichtleistung bequemt hatte, so zweifelte doch niemand, daß bei der schon verschiedentlich geäußerten Behauptung: „ein Fürst könne, da er seine Re-

gie-

gierung nur von Gott habe, sich eines solchen Rechts nicht entäußern, und Verzichtleistungen der Eltern können die Kinder nicht binden," nur das Recht der Waffen und des Stärkern über die spanische Erbfolge entscheiden würden.

Einen bessern Grund, als die Anmaßungen des französischen Hofes, hatten die Ansprüche des Hauses Habsburg. Der Kaiser Leopold, das Haupt der deutsch-österreichischen Linie, ein Sohn der jüngern Tochter Philipps des Dritten, und Gemahl der Tochter Philipps des Vierten, berief sich theils auf diese natürlichen Verwandtschaftsrechte, theils auf verschiedene, mit der spanisch-österreichischen Linie geschlossenen Familien- und Erbfolgeverträge. Auch war sein eventuelles Erbrecht bereits im Jahr 1689 von den Mächten, welche damals mit ihm ein Bündniß gegen Frankreich schlossen, in einem eigenen Separat-Artikel, anerkannt ja garantirt worden. Gleichwohl sprachen zwei der Garanten neben bei für sich selbst das Erbrecht an, nemlich Baiern, weil dessen Erbprinz Joseph Ferdinand der Sohn Marien Antoniens war, des einzigen Kindes, welches der Kaiser Leopold mit der Infantin erzeugt hatte; und der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, als Abkömmling von Katharina, der Tochter Philipps des Zweiten. Am meisten suchten inzwischen Ludwig und Leopold ihre Ansprüche geltend zu machen. Da aber die Vereinigung zweier Kronen auf Einem Haupte für das europäische Gleichgewicht allzugefährlich schien, so schlug Ludwig seinen zweiten Enkel, den Herzog Philipp von Anjou für den spanischen Thron vor. Aus eben diesem Grunde brachte der Kaiser Leopold seinen jüngeren Sohn, den Erzherzog Karl, in Vorschlag. England dagegen wünschte, wo möglich Spanien getheilt zu sehen,

hen, und schlug deshalb vor, daß Neapel und Sizilien an den Dauphin, Belgien und Mailand an den Erzherzog Karl, die spanische Krone aber an den baierischen Erbprinzen Joseph Ferdinand, der damals noch ein Kind war, fallen sollte.

In dem abgelebten Könige Karl dem Zweiten schien doch noch zuletzt ein Funken von Staatsklugheit aufzuglimmen. Entrüstet über die Einmischung fremder Mächte, dem Hause Oesterreich abhold und Frankreich tödtlich hassend, erklärte er den Erbprinzen von Baiern zum Erben seiner ganzen Monarchie. Das Volk jauchzte, aber der unerwartete Tod jenes erst sechsjährigen Prinzen zog einen Strich durch die Rechnung.

Kabale und Intrike spielten jetzt am Hofe zu Madrid wichtige Rollen, und jede Partei strengte sich aufs äußerste an, die Erbschaftssache nach ihren Planen zu ihrem Vortheil zu lenken. Die Königin, selbst eine Oesterreicherin, wirkte mit aller Anstrengung für das Beste ihres Hauses, aber sie war wenig beliebt, die Personen ihres größtentheils aus Deutschen bestehenden Hofstaates noch weniger; vorzüglich war eine Gräfin von Berlepsch, welche mit Staatsämtern und Gunstbezeugungen des Hofes, zum großen Profit ihrer Börse, förmlichen Handel trieb, allgemein verhaßt. Dessen ohngeachtet neigte sich der König anfangs auf die österreichische Seite, und sandte deswegen den Herzog von Moles nach Wien, um den Kaiser aufzufodern, den Erzherzog Karl ohne Verzug nach Spanien abreisen, und zwölftausend Mann nach Italien rücken zu lassen. Aber, nach gewohnter Weise, zögerte Leopold. Er verließ sich auf Gott und sein Recht so zuversichtlich, daß er kurz vorher fünfzehn tausend Mann abdankte. Daß ihm das eigentliche Königreich Spanien könne

ent-

rissen werden, kam ihm gar nicht in die Gedanken. Die Niederlande, meinte er, würden England und Holland gewiß nicht an Frankreich fallen lassen. Nur die Besitzungen in Italien schienen ihm in Gefahr zu seyn. Deswegen verlangte er, der spanische König sollte den Erzherzog vor seiner Abreise öffentlich zum Erben der Monarchie und zum Gouverneur von Mailand erklären. Allein es erhoben sich von allen Seiten Schwierigkeiten, und man konnte in Madrid so wenig, als in Wien, zu einem festen Entschlusse kommen.

Diese Irrungen und Zögerungen benutzte der französische Gesandte am spanischen Hofe, der Marquis von Harcourt, mit ungemeiner Klugheit, um daraus Vortheil für seinen Monarchen zu ziehen. Die Bemühungen der österreichischen Partei zu vereiteln; im Ministerium die Uneinigkeit heimlich zu nähren; die Großen, den Adel, die Geistlichkeit, das Volk, selbst den König sich geneigt zu machen: war der wichtige Zweck seiner Sendung, und nie hat ein Minister seinen Auftrag trefflicher ausgeführt. Der Gesandte verband aufs vollkommenste mit der Geschmeidigkeit des Hofmanns die feinste Politik, tiefe Menschenkenntniß mit der Kunst zu gefallen, Verschwendung mit Wohlthun, Liebe für seinen Monarchen mit rastloser Thätigkeit. Mit diesen Eigenschaften glückte es ihm, mehr zu vollbringen, als ein Held mit unüberwindlichen Heeren, den eingewurzelten Nationalhaß der Spanier zu besiegen, und sie mit seinen Landsleuten auszusöhnen. Von seinem Könige mit ungezählten Summen unterstützt, stand seine Börse Jedem offen, war seine Tafel Jedem gedeckt, seine Dienstwilligkeit Jedem gewidmet. Untadelhaft war er in seinen Sitten, ehrerbietig gegen die Religion, freigebig gegen ihre Diener, gefällig

in

in seinem Betragen. Wie er, so auch seine Gemahlin, so ein Jeder von seinem Gefolge. Und so wurden die durch Verschwendung oder unbelohnt gelassenes Verdienst arm gewordenen Großen, gleich den niedern Volksklassen gewonnen, durch seine Religiosität die Geistlichen, durch seine Galanterien die Damen; und Geistliche und Weiber, was vermögen die nicht an dem Hofe eines schwachen, frömmelnden Fürsten? — Bis in die Zimmer der Königin, bis in das Kabinet und die geheimen Berathschlagungen der zertheilten Großen wußte sich Harcourt durch seine Louisd'or den Weg zu öffnen. Was hier vorging und beschlossen wurde, erfuhr er immer frühe genug, um einen schädlichen Plan zu vereiteln, bevor er zur Reife gedieh.

So viel Freunde, die sich Harcourt in kurzer Zeit erworben hatte, und so viel Lobpreisungen in der Stadt und am Hofe, bestimmten endlich den König, ihm ein besonderes Gehör zu geben. Seine edle Miene und seine schmeichelnden Worte machten auf den Monarchen einen sehr vortheilhaften Eindruck. Von dieser Zeit an nahm sein Einfluß immer mehr zu, während der österreichische Botschafter, Graf von Harrach, durch Unklugheit, Stolz uud Kargheit täglich an Gunst verlor. An die Stelle des österreichisch gesinnten Ministers Dropeza trat der Kardinal Portocarrero, Erzbischof von Toledo, und dieser unterstützte Frankreichs Bemühungen aufs nachdrücklichste.

Der kränkelnde spanische Monarch befand sich in der quälendsten Unruhe, da er keinen Entschluß zu fassen vermochte. Seine Gemahlin, die er übrigens zärtlich liebte, hatte in dem beständigen Umgange mit ihm eine böse Zeit. „Sie tödten mich, Sie wünschen nur meinen Tod, und werden sehr

bald

bald die Ursache davon seyn!" schrie er, wenn sie von der Ernennung eines Thronfolgers das Gespräch anhob, und stopfte sich die Ohren zu. Schwieg und hielt sie, ihn schonend, ihre Meinung zurück, dann schrie er wieder: „Ach, Sie verlassen mich! Sie mögen die Last mir nicht tragen helfen!" Da seine Kränklichkeit zunahm, bildete er sich ein behext zu seyn, und boshafte Verleumdungen brachten in dieser Hinsicht Beschuldigungen gegen die Königin und Oropeza in Umlauf. Portocarrero und der Großinquisitor vermochten den Beichtvater, die Ceremonie des Exorcismus vorzunehmen. Die furchtbaren Ausdrücke, deren man sich bei dieser schauderhaften Ceremonie bediente, vermehrten die Schwäche und die Gemüthskrankheit des Königs, und er versank in völlige Verzagtheit. Immer noch über dem Gedanken brütend, er leide durch Zauberei, überredete man ihn, ein Weib von Cangas in Asturien, die man unter dem Einfluß eines Dämons glaubte, um Rath zu fragen, und der leichtglaubige Beichtvater gab sich zu diesem gefährlichen Auftrage her. Die Intrike war zu gut angelegt, um fehl zu schlagen. Die Hexe erwiederte, der König sey unter der Gewalt der Zauberei, und nannte mehrere Personen als des Verbrechens schuldig. Die Königin ward aufgebracht über diese neue Unvorsichtigkeit des Beichtvaters, und vereinigte sich mit ihren sonstigen Gegnern, um seine Entlassung zu bewirken.

Der kranke Monarch verließ im April des Jahres 1700 die Hauptstadt und bezog das Eskorial, um der Verfolgung derer, welche ihn unaufhörlich plagten, seinen Nachfolger zu ernennen, zu entgehen, und sich in der Einsamkeit einige Ruhe zu verschaffen. In dieser Zurückgezogenheit schien er wieder zu Kräften zu kommen, und man fing an, seine

liche Wiederherstellung zu hoffen. Allein die, jedem Kranken eigene, rastlose Neugierde, vermochte ihn, seine Zuflucht zu einer in Spanien üblichen abergläubischen Gewohnheit zu nehmen. Er stieg hinab in das königliche Todtengewölbe, die Leichname seiner verstorbenen Verwandten zu besehen, und in der Meinung, die Fürbitte ihrer abgeschiedenen Seelen würde die Fortschritte seiner Krankheit hemmen. Wie der Sarg seiner Mutter geöffnet ward, machte dieser Anblick wenig Eindruck auf ihn. Als er aber den Leichnam seiner ersten Gemahlin ansichtig ward, der wenig Spuren der Verwesung an sich trug, und so blühend aussah, als bei ihrer Lebenszeit, ward er vom Schrecken ergriffen. Er schauderte zurück und schrie: „Ich werde bald bei ihr im Himmel seyn!" und verließ eilig das Gewölbe. Der Eindruck dieser fürchterlichen Bewegung auf einen schwachen Körper war tief und unverlöschbar. Seine todahnende Einbildungskraft brütete fortwährend über diesem Gedanken der Auflösung, und aus dem blühenden Ansehen der verstorbenen Königin zog er die Vorbedeutung seines eigenen baldigen Hinscheidens.

Da man voraussah, daß der kranke Monarch nicht wieder genesen würde, so wurden die Vorstellungen und Ermahnungen, sein Testament zu machen und seinen Nachfolger zu ernennen, immer dringender. Nach der gewöhnlichen Art schwacher Seelen, die durch fremdes Urtheil bestimmt werden, ließ er sich bald von der österreichischen, bald von der französischen Partei leiten. Der Name der Religion ward dabei oft gemißbraucht, indem man zu dem verwerflichsten Aberglauben seine Zuflucht nahm. Rechts- und Gottesgelehrte wurden im Geheim um ihr Gutachten befragt, ob der König ohne Verletzung seines Gewissens einen bourbonischen Prinzen zum

Er-

Erben seiner Reiche einsetzen könne? und Rechts- und Gottesgelehrte entschieden, durch Frankreichs großmüthiges Betragen gewonnen, und bewogen durch die drohende Gefahr, jene nach weltlichen, diese nach geistlichen Gründen, zu Frankreichs Vortheil. „Die Entsagungen der Mutter und der Gemahlin Ludwigs des Vierzehnten, sagten sie, sind geschehen, die Erstgebornen ihrer Nachkommenschaft zu verhindern, daß sie unter ihrer Herrschaft die zwo Monarchien nicht vereinigten: die Jüngern sind also durch die Lossagungen nicht gebunden; und indem Karl einen von diesen ernennt, thut er den Foderungen des Bluts, wie den Pflichten für seines Reiches Wohlfahrt ein Genüge."

Noch wankte der König, und konnte sich nicht entschließen, über seinen Nachlaß zu verfügen. Immer ward er von Gewissensbissen und Besorgnissen geplagt, allein diese hatten keinen Bezug auf Gerechtigkeit, auf das, was die Reichsgesetze oder die Wohlfahrt seiner Völker, oder der Friede von Europa erheischten. Die Furcht vor künftiger Strafe allein beschäftigte seine Gedanken. Um dieser ihn peinigenden Furcht, die er mit dem Namen Gewissen belegte, los zu werden, rieth ihm Portocarrero, sich an den Pabst zu wenden, und dessen Entscheidung einzuholen. Dieser Gedanke gefiel dem Könige, und freudig ging er in den ihn beruhigenden Vorschlag ein.

In Rom war alles schon so vorbereitet, daß man mit Zuversicht einer Entscheidung entgegen sehen konnte, wie sie gewünscht wurde. Der französische General Janson hatte den Pabst für Ludwig den Vierzehnten gewonnen, und auch unter den Kardinälen hatte Frankreich eine wichtige Partei. Der österreichische Graf Martinitz hingegen trat am

 päbst-

päbstlichen Hofe nicht leise genug auf, haderte ob der Etikette mit den Kardinälen, und war übrigens in einem ungünstigen Zeitpunkte erschienen, indem gerade damals einige Streitigkeiten mit dem Kabinette von Wien in Betreff einiger im Kirchenstaate gelegener kaiserlichen Lehen obwalteten. Es war daher ganz natürlich, daß der Pabst, der eine erneuerte Oberherrschaft in Italien verabscheute, die bestimmte Antwort ertheilte: „Spaniens Gesetze und der Christenheit Wohlfahrt machen es dem Könige zur Pflicht, die Monarchie dem Hause Bourbon zuzuwenden."

Was konnte der schwache, andächtige Karl anders, was besseres thun, als den vereinten Bemühungen seiner Räthe, den Wünschen seines Volks, dem Ausspruche des Statthalters Christi nachgeben? Von den Freunden Oesterreichs bestürmt, an deren Spitze die Königin stand, wankte er zwar noch eine Weile, aber der Sieg der französischen Partei war nicht mehr zweifelhaft. Der gebrechliche Körper des unglücklichen Monarchen erlag im Kampfe der streitenden Gefühle, und eine Krisis deutete auf eine nahe Auflösung. Um sein zartes Gewissen zu stärken, stellte ihm Portocarrero seinen jammervollen Zustand in der Ewigkeit vor, und rieth ihm, sich der Beihülfe der frömmsten Seelsorger zu bedienen, um sich mit Ergebung zum Tode vorzubereiten. Bei diesen traurigen Ceremonien wurden ihm die Gefahren seiner Seele vorgestellt, wenn er nicht durch seinen letzten Willen über die Krone geböte, und sein Land der schrecklichen Verheerung eines bürgerlichen Krieges preis gäbe. Die Rache der beleidigten Gottheit ward ihm vor Augen gehalten, wenn er sich vom Haß oder menschlichen Liebe leiten ließe, wenn er den Gefühlen dieses Leibes, der in Kurzem in Moder und Staub verfallen würde, nachgäbe.

Die

Die Oesterreicher wären nicht die Freunde, noch die Bourbons die Feinde seiner Seele, sagte man, und es wäre seine Pflicht, sich nach der Mehrzahl seines Geheimenraths, dieses uneigennützigen Sachwalters der Gerechtigkeit, dieses Organs der Volksstimme, zu richten.

Dieser quaalvolle Auftritt entschied endlich den langen Kampf. Das Testament ward eilig aufgesetzt, und zur Unterschrift vorgelegt. „Das Erbrecht der beiden Infantinnen, seiner Halbschwester Maria Theresia, Königin von Frankreich, und seiner Tante, Anna, der Mutter Ludwigs des Vierzehnten, folglich auch des Dauphins Recht auf die ganze spanische Monarchie, erkannte Karl in seinem Testamente für gültig und den Grundgesetzen des Reichs gemäß. Von Gefahren aber würde Europa, und Spanien von mächtigen Nachtheilen bedroht, wenn Spanien und Frankreich unter ein Haupt käme. Nicht der Dauphin, sondern sein zweiter Sohn, der Herzog von Anjou, wurde aus diesem Grunde zu des spanischen Monarchen Thronfolger und Alleinerben erklärt. Sollte dieser unbeerbt sterben, oder das französische Scepter übernehmen, dann folgte sein jüngerer Bruder, der Herzog von Berry; dann erst, unter gleichem Fall, der Erzherzog Karl mit seiner Nachkommenschaft, und nach diesem der Herzog von Savoyen. Zu Anerkennung des Herzogs von Anjou, als ihres rechtmäßigen Königes, foderte das Testament die Spanier auf das dringendste auf, den Thronerben selbst aber, in besondern Klauseln zum Glauben und zur Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau, zur fortzusetzenden Feier des öffentlichen Gottesdienstes in der königlichen Kapelle, um der österreichischen Regenten selige Ruhe zu befördern, und zur

Auf-

Aufnahme der Theresia, der Lieblingsheiligen des Sterbenden, unter die spanische Heiligenzahl. — Noch einige Verordnungen, in Ansehung einiger Stückchen Holz vom heiligen Kreutz und anderer verehrlicher Ueberbleibsel, schlossen, als Beweis von der Geistesbeschaffenheit des königlichen Erblassers, das Testament."

Karl ward von dem Gedanken, seine Blutsfreunde enterbt zu haben, heftig ergriffen, als ihm die Urkunde vorgelesen wurde. Er unterschrieb sie unter einem Strome von Thränen, und rief andächtig aus: „Gott ist es, der die Königreiche vergiebt, weil sie ihm angehören." Sieben Siegel und eben so viel auf der Rückseite unterschriebene Zeugen vollendeten die Formalität dieses letzten Willens. Zwei Tage nachher machte der sterbende Monarch ein Codicill, in welchem er seinen letzten Willen bestätigte und noch einige anderweitige Anordnungen traf. Gleich darauf fiel er in eine lebensgefährliche Ohnmacht, und stieß bisweilen die wehmüthigen Worte aus: „Ach, nun bin ich gar nichts mehr!" Er athmete noch einen Monat, aber schon hatte der Tod seine kalte Hand über ihn ausgestreckt. Mit jedem Morgen sah man zu Madrid der Verkündigung seines Abscheidens entgegen. Es erfolgte endlich am ersten November 1700, im neun und dreißigsten Jahre seines Alters.

Wenige Stunden nach des Königs Hinscheiden wurde das Testament, im versammelten Staatsrathe, geöffnet. Die Partei der Franzosen triumphirte, die Anhänger des Hauses Oesterreich murrten, und der Kaiser Leopold beschloß, die Erbschaft mit gewaffneter Hand in Besitz zu nehmen. So veranlaßte der entnervte Zustand und die körperliche Schwäche eines

ster-

sterbenden Königes einen der langwierigsten und ausgebreitetsten Kriege des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Opfer hundert tausende von Menschen wurden.

III. Napoleons Kaiserkrönung.

Im December 1804.

Durch die glänzendsten Waffenthaten und kluge Unterhandlungen hatte der Konsul Bonaparte Frankreichs Macht zu einer nie erwarteten Höhe erhoben, und sich selbst den weitverbreitetsten Ruhm erworben. Mit seinem Glücke wuchs auch sein Ehrgeitz, und sein Streben nach einer unumschränkten Herrschaft. Sein Konsulat, anfangs auf fünf Jahre bestimmt, wurde im August 1802 für lebenslänglich erklärt, und die Folge davon waren mancherlei Anordnungen, die der Regierung einen andern Charakter gaben. Die gesetzgebende, vollziehende und oberrichterliche Gewalt waren jetzt in der Person des ersten Konsuls vereinigt. Als Bonaparte, von einer dichten Schaar Generale umringt, von der Konsulargarde und den Mameluken eingeschlossen, sich den Eid der Treue schwören ließ, hörte man die Worte: „für die Freiheit und Gleichheit!“ nicht mehr.

Mancher eifrige Verehrer der republikanischen Regierungsverfassung, vornehmlich in der Hauptstadt, äußerte ziemlich laut seine Unzufriedenheit über die Neuerungen, die Bonaparte einführte. Dieß zog einigen angesehenen Männern das Schicksal zu, auf

auf ihre Güter, oder in entfernte Departements verwiesen zu werden. Andere fesselte der erste Konsul durch Auszeichnungen, hohe Würden und reiche Belohnungen an seine Person. In seinen Palläſten und an seinem Hofstaate herrschte fürstliche Pracht. Die alte Hofetikette galt jetzt von neuem, und schon im Jahr 1803 ging das Gerücht in Paris, daß im Kabinet des Konsuls berathschlagt worden sey, ob er sich konsularische Majestät nennen, oder ob er sich zum Kaiser von Gallien ausrufen lassen solle. So wie Verschwörungen, wahr oder erdichtet, dazu gedient hatten, ihm das lebenslängliche Konsulat mit allen monarchischen Formen zu verschaffen, so dienten sie auch zu Stufen, auf denen er den Kaiserthron bestieg. „Der Held, äußerten seine Anhänger, der das Wohl der Nation gegründet habe, möge doch auch dessen Dauer sichern. — Es gebe nur ein Mittel, alle Meutereien zu entkräften, nur eine Form, die alle Nachtheile des Wahlsystems entferne, die einer einzelnen Familie Vorrechte gebe, um dadurch die Rechte Aller desto fester zu begründen, die in allen Reichen als die Grundfeste der Ruhe, der Dauer und Macht angesehen werde.“

Daß Bonaparte solche Aeußerungen wohlgefällig aufnahm, läßt sich denken. Schon auf die ersten, noch dunkeln Anwürfe dieser Art antwortete er recht handgreiflich: „Es gebe Stürme, die nur dazu dienten, die Wurzeln einer Regierung zu befestigen.“ Bald darauf ließ er sein Amtsblatt aus englischen Zeitschriften, die freilich nichts davon wußten, wiederholen: „Allgemein und heftig spreche sich in Frankreich der Wunsch aus, die Zügel der Herrschaft in Bonaparte's Familie erblich zu wissen.“ Nach diesen vorbereitenden Schritten kam am dreißigsten April 1804 im Tribunal die Motion zum

Vor-

Vorschein: „Daß die Regierung der Republik einem Kaiser anvertraut, und das Reich in dem Geschlechte Napoleon Bonaparte's erblich werden solle." — „Jetzt erst, hieß es, herrsche die wahre Freiheit und Gleichheit, jetzt erst werde vollbracht, was die Nation in den ersten Jahren der Revolution gewollt. Die entarteten Bourbons hätten den Thron verwirkt. Lange Zeit hindurch hätte Niemand durch Glanz und Thaten verdient, die verjagte Dynastie zu ersetzen. Endlich habe die Vorsehung den wahren Heiland nicht länger vorenthalten; aber ihm müsse eine ganz andere Machtvollkommenheit beigelegt werden, als die schwache Konstitution von 1791 gab. Dem so sehr vergrößerten Reich gezieme auch ein größerer Name, und wie würde der altrömische Kaisertitel die Heere erfreuen!"

Kein Tribun wagte es, gegen diesen Vorschlag einen Laut hören zu lassen, als allein Carnot, ein eifriger Republikaner, derselbe, der auch vor zwei Jahren gegen das lebenslängliche Konsulat Bonapartes gestimmt hatte. „Ich bin weit davon entfernt, sprach er, dem ersten Konsul seine Ansprüche auf die Nationaldankbarkeit streitig machen zu wollen. Hätte er uns auch nur das bürgerliche Gesetzbuch gegeben, so würde er sie in vollem Maaße verdienen. Folgt aber daraus, daß wir ihm unser Theuerstes, unsre Freiheit, zum Opfer bringen müssen? Würde er durch den Umsturz derselben nicht sein eigenes Werk vernichten? Als Bonaparte das Konsulat antrat, war es leicht wahrzunehmen, daß er weiter dachte, und daß noch größere Veränderungen, als die damals vorgegangenen, uns bevorstanden. Man sah eine Menge monarchischer Einrichtungen an die Stelle der republikanischen treten; beruhigte aber zu gleicher Zeit die Gemüther gegen die

Besorgniß der Rückkehr der erblichen Gewalt. Endlich schlug man das lebenslängliche Konsulat vor; ich stimmte dagegen, und bleibe mir selbst getreu, wenn ich heute gegen die Erblichkeit stimme. Da ich mich aber gern stets den Gesetzen unterwerfe, welche mein Vaterland zu geben für gut findet, so werd' ich von dem Augenblicke an, wo die Erblichkeit der Gewalt in Bonaparte's Familie proklamirt seyn wird, der erste seyn, der der neuen konstitutionellen Hierarchie und dem Gesetze sich unterwürfig bezeugen wird. — Man wird mir sagen, daß ohne Erblichkeit die Regierung keine Festigkeit habe, daß die Monarchieen gewöhnlich am längsten dauern, und daß die verschiedenen republikanischen Systeme mehr oder weniger an Anarchie grenzen. Allein das römische Kaiserthum dauerte nicht länger, als die römische Republik; und die Erblichkeit sichert nicht das Glück der Völker, da ein großer Mann einen entarteten Sohn haben kann: Commodus war ein Sohn des Markus Aurelius. Und welcher Contrast ist zwischen den Zeiten, wo niedrige Schmeichler Roms Fürsten beherrschten, und den hohen Tugenden der Römer in den schönen Zeiten der Republik! — Die Erblichkeit ist besonders deswegen verderblich, weil die Familienverbindungen des regierenden Hauses nur zu oft Streitigkeiten und Kriege mit fremden Regierungen herbeiführen, wovon wir unter der vorigen Dynastie manche traurige Beispiele gehabt haben. Wir haben, wird man mir einwenden, nach manchen unglücklichen Versuchen nie dahin gelangen können, die Republik fest zu gründen, und alle Einrichtungen, die wir versucht haben, sind ohne Erfolg geblieben. Lag aber das Vergängliche dieser Einrichtungen in ihnen selbst, oder in dem Unglück der Zeiten? — Ein günstiger Augenblick zur festen Grün-

Gründung der Freiheit war nach dem Frieden von Amiens. Bonaparte hatte geschworen, sie zu vertheidigen; und hätte er sie uns gegeben, unsterblicher Ruhm würde ihm geworden seyn. Statt dessen will er aus Frankreich sein Erbeigenthum machen. Ist dieß wohl seinem Interesse angemessen? Ich glaube nicht. Ich weiß es, daß politische Körper Krankheiten unterworfen sind, die eine strenge Behandlung erfodern, und daß die in einer Hand vereinigte Gewalt dann das sicherste und wirksamste Mittel ist, den Gesundheitszustand zurückzuführen. Wir finden merkwürdige Beispiele davon bei den Römern, wo ein Curius, ein Cincinnatus, ein Fabricius zu Diktatoren ernannt wurden, sich dieser unumschränkten Gewalt zur Rettung des Vaterlandes bedienten, und dann sie niederlegten. Ehrgeiz suchte in der Folge diese Gewalt in der Hand eines Einzigen fortdaurend zu machen. Man weiß, was daraus erfolgte; Cäsar, der den ersten Versuch der Art wagte, ward das erste Schlachtopfer desselben. — Es giebt ein Land, das uns hätte als Muster dienen können: ich meine die vereinigten Staaten von Nordamerika. Statt uns aber durch die dortigen weisen Einrichtungen ermuntert zu fühlen, entfernen wir uns vielmehr weiter von der Freiheit. Denn wie können wir sie uns zu erhalten hoffen, da die ganze Vollziehungsgewalt in einer Hand sich vereinigt, und nichts, das sie mildern und mäßigen könnte, ihr entgegen gesetzt wird? — Und dürfte nicht die Stiftung einer neuen Dynastie dem allgemeinen Frieden hinderlich seyn? Würde man nicht vielleicht, wenn die fremden Mächte sie nicht anerkennten, die Waffen ergreifen, und um eines leeren Namens willen die Sicherheit der französischen Nation auf die Spitze stellen müssen? — Es giebt für die gegenwärtige

gierung kein Mittel, sich zu befestigen, als Gerechtigkeit, als Sorgfalt, daß die Gunst nicht über Verdienst und Talent siege. Aber man sagt, die Nation verlange diese Erblichkeit der monarchischen Gewalt. Ist denn die Meinung der öffentlichen Beamten die freie Stimme der Nation? Wäre die Erklärung einer entgegengesetzten Meinung etwa nicht mit Gefahren verknüpft? Ist die Preßfreiheit nicht dergestalt unterdrückt, daß die ehrfurchtsvollesten Reklamationen nicht mehr in öffentlichen Blättern erscheinen dürfen? — O, wurde denn die Freiheit nur dazu dem Menschen gezeigt, ihn zu überzeugen, daß er ihrer nicht genießen könne? Nein, ich kann sie nicht für ein Hirngespinst halten, und mein Herz sagt mir, daß es etwas Leichtes ist um eine freie Verfassung."

So sprach der freisinnige Carnot: aber er fand kein Gehör. Mehrere Redner traten auf, ihn zu widerlegen, und Flugschriften aller Art bearbeiteten zugleich die Stimmung des Volks. Bonaparte selbst versäumte kein Mittel, die Gemüther günstig für die bevorstehende Veränderung zu stimmen. Hoffnungen, Aussichten und Versprechungen, nichts ward gespart, um die Einzelnen zu gewinnen, während Jeder fürchtete, von dem Andern in Bereitwilligkeit übertroffen zu werden, und die Gnade des neuen Herrschers selbst durch die leiseste Bedenklichkeit zu verscherzen. Der daraus entstehende Wettstreit, allen Wünschen des neuen Selbstherrschers zuvorzukommen, ward von seinen Getreuen trefflich zur Erreichung seines Zweckes benutzt. So folgte endlich am achtzehnten May der Beschluß: „daß dem ersten Konsul die für ihn und seine Familie erbliche Kaiserwürde zu Theil werden sollte."

So:

Sobald dieser Beschluß gefaßt war, begab sich der Senat, von vielen Truppenkorps begleitet, nach St. Cloud, und überreichte dem Konsul das Dekret. „Die höhere Benennung, sprach Cambaceres, die Ihnen zuerkannt wird, ist nur ein Tribut, den die Nation ihrer eigenen Würde zollt, und ihrem Bedürfniß, Ihnen täglich Zeugnisse einer Ehrfurcht und Zuneigung zu geben, die mit jedem Tage wächst. Sie riefen den Sieg unter unsere Fahnen zurück; Sie setzten Regel und Oekonomie in den Staatsausgaben fest; Ihre Weisheit linderte die Wuth der Parteien; die Religion sah ihre Altäre wieder aufstehen; die Begriffe von Recht und Unrecht erwachten wieder in den Herzen der Bürger; ja dieses Volk (und dieß ist wohl das größte Wunder ihres Genies), welches die innere Gährung gegen allen Zwang ungelehrig, aller Macht feind gemacht hatte, lernte von Ihnen eine Gewalt lieben und ehren, die nur für seinen Ruhm und seine Ruhe geübt wurde. Eine schmerzliche Erfahrung hat das französische Volk gemacht an den Versuchen eines der Erblichkeit entgegen gesetzten Systems. Durch freie und überlegte Berathung kehrt es zurück auf den seinem Charakter angemessenen Pfad, und vertraut durch einen feierlichen Vertrag das Glück seiner Enkel den Abkömmlingen Ihres Stammes; diese werden ihren Tugenden nacheifern; jene werden unsre Liebe und Treue erben. Glücklich die Nation, die nach so vielen Verirrungen und Ungewißheiten einen Mann in ihrer Mitte findet, der würdig ist, den Sturm der Leidenschaften zu legen, alle Interessen zu vergleichen, alle Stimmen zu vereinigen. Glücklich der Fürst, der seine Macht von dem Willen, dem Vertrauen und der Liebe der Bürger erhält. Dürfte nun auch die Errichtung einer erblichen Regierung der Sank-

tion

tion des Volkes unterworfen werden, so flehet doch der Senat Ew. kaiserl. Majestät an, zu genehmigen, daß die organischen Verfügungen sogleich in Vollziehung kommen: und zum Ruhm und Heil ruft er aus Napoleon zum Kaiser der Franzosen."

Der neue Kaiser antwortete: „Alles, was zum Wohl des Vaterlandes beitragen kann, ist wesentlich mit meinem Glücke verbunden. Ich nehme den Titel an, den Sie für den Ruhm der Nation zuträglich glauben. Ich unterwerfe der Sanktion des Volkes das Erblichkeits-Gesetz. Ich hoffe, Frankreich werde die Ehre nie bereuen, mit der es mein Geschlecht umgiebt. Wenigstens würde mein Geist nicht mehr bei meinen Nachkommen seyn, sollten sie aufhören, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen."

Schon zwei Tage nach diesem Vorgange, am Pfingstsonntage, ward das neue Kaiserthum feierlich in Paris ausgerufen, und zugleich im Namen Napoleons, von Gottes Gnaden und durch die Verfassung der Republik, Kaisers der Franzosen, das organische Senatuskonsult über die Erblichkeit der Kaiserwürde in der Person Napoleon Bonaparte's öffentlich bekannt gemacht. Ein zahlreicher und glänzender Hofstaat, aus altem und neuem Adel gemischt, ward bei dem Kaiser, der Kaiserin, den Brüdern und Schwestern angestellt, und das Ceremoniell auf das sorgfältigste bestimmt. Alle Civil- und Militairkorps sandten von allen Seiten Glückwünschungsschreiben; alle Staatsbeamte, die in Paris zugegen waren, drängten sich herzu den Huldigungseid zu leisten. Man feierte in Prosa und Versen, wie es so des Volkes Art ist, den neuen Kaiser, Napoleon den Großen. Die Armee freute sich des ihrem siegreichen Anführer beizulegenden neuen und klin-

gen-

genden Titels: „Kaiserlicher Majestät," und deutsche Staatsphilosophen, welche früher die Demokratie für die einzige Bedingung bürgerlicher Freiheit erklärt hatten, entdeckten nun, daß eine rein-souveraine Alleinherrschaft unter allen Verfassungen der Erde für eben diese Freiheit die gedeihlichste sey, und daß der Stifter solcher rein-souverainen Alleinherrschaft an seinem Standorte nothwendig mit Liebe, die umfassend aus sich selbst herausgehe, walten, und auf das Innigste die Welt lieben müsse *). Anders dachten und sprachen jedoch manche, aus der Revolutionszeit noch übrige, Freunde der Freiheit in der französischen Hauptstadt und in den Provinzen. Besonders fehlte es in Paris selbst nicht an Privatcirkeln, wo der öffentlich zurückgehaltene Schmerz der Wehmuth und des Unwillens laut wurde. Man beklatschte in den Theatern Stellen, die gehässig auf die neue Regierung gedeutet werden konnten, und gegen den Enthusiasmus, mit welchem der Kaiser in den Departements empfangen wurde, bildete die stumme Gleichgültigkeit der Hauptstadt einen scharfen Kontrast. Napoleon war indessen klug genug, die Pariser, die er natürlich nicht lieben konnte, vorläufig machen zu lassen, was ihnen beliebte. Nur gegen

*) Woltmanns Geschichte und Politik. 1805. No. 1. Dagegen bewies ein Anderer von gleichem Bekenntniß, daß der Alliebende, eben weil er vortrefflich und groß, nothwendig gehaßt werden müsse. „Die Intelligenz kann wohl ein Gegenstand der Achtung und Bewunderung, aber nie der Liebe werden. Es spricht ganz offenbar für die Güte der französischen Regierung, und namentlich für des Regenten hohen Werth, wenn mit Wahrheit von ihm gesagt werden kann, daß er nicht geliebt werde." Europäische Annalen 1805. No. 6.

gen das National-Institut, das sich geweigert hatte, über die erbliche Kaiserwürde zu stimmen, konnte er seine Empfindlichkeit nicht ganz unterdrücken. Es ward ungnädig angesehen, und konnte, als es seine Huldigung darbringen wollte, nur mit Mühe zur Audienz gelangen.

Napoleons Kaiserwürde wurde sogleich von den meisten europäischen Mächten anerkannt. England, Rußland, die Pforte und Schweden aber verweigerten diese Anerkennung, und Oesterreich besann sich noch. Endlich faßte sein Monarch den Entschluß, sich für einen Kaiser von Oesterreich zu erklären. Der König von Schweden wollte diese Veränderung in der Würde des deutschen Reichsoberhaupts zum Gegenstand einer Reichstags-Berathschlagung machen; als aber auf seinen Vorschlag nicht geachtet wurde, rief er seinen Gesandten von Regensburg ab. England erkannte den Kaiser von Oesterreich nicht eher an, als bis ihm Rußland mit seinem Beispiele vorangegangen war.

Bald nach seiner Erhöhung ließ Napoleon die Vorbereitungen zu seiner Kaiserkrönung machen. Sie sollte mit außerordentlichem Glanz gefeiert werden, sich auszeichnen durch öffentliche Merkwürdigkeiten, und in dem Gedächtniß aller Franzosen ein dauerndes Andenken zurücklassen, so daß ganz Frankreich von diesem Tage an eine neue Epoche rechnete. Glänzende Feierlichkeiten, festliche Aufzüge, Versammlung einer zahlreichen Menschenmenge, rauschende Vergnügen machen auf jeden Volkshaufen einen lebendigen Eindruck; vorzüglich lebhaft mußte dieser Eindruck bei einem so leichten, beweglichen und vergnügungssüchtigen Volke seyn, wie die Franzosen sind. Wie einst Pipin die Usurpation der Carolinger über die Merovinger durch die Salbung des

Pab-

Pabstes Zacharias zu heiligen trachtete, so jetzt Napoleon jene über die Bourbons, deren Wiederherstellung, nach den gewöhnlichen Berechnungen aller Welt, ein eitler gefahrvoller Traum dünken mußte. Pius der Siebente wurde eingeladen, in Person nach Paris zu kommen, um den Kaiser zu salben. Die Debatten in dem heiligen Collegium für und wider diese Reise, und für und wider Napoleons Krönung dauerten lange und waren heftig. Der Mann, dem Napoleon das Geschäft anvertraute, die Intrigue, welche Pius den Siebenten über die Alpen gesprengt hat, in Rom durchzusetzen, war der Kardinal Fesch, ein Bruder der kaiserlichen Mutter. Diesem gelang es, mit Hülfe von vier Millionen Franks, die er zur gelegensten Zeit, unter die Glieder des heiligen Collegiums auszutheilen bekam, alle Bedenklichkeiten zu besiegen. Der Pabst selbst wurde hauptsächlich durch das Versprechen gelockt, die Kaiserkrönung vorzunehmen, daß er dabei eine Hauptrolle spielen und obendrein noch große Vortheile für die römische Kirche einerndten solle. Er konnte die Wiederkehr in den Schooß der Kirche, er konnte das französische und italienische Concordat, unter den vorhergegangenen Umständen, nicht anders als für glückliche Zufälle achten, und mußte wohl, der Kirche und dem Kirchenstaate zu Liebe, mit guter Art thun, was sonst unausbleiblich ertrotzt und erzwungen worden wäre.

Schmerzvoll verließ Pius am ein und dreissigsten October 1804 seine Residenz, und trat die Reise über die Alpen an. Er hatte besorgt, in Frankreich statt Hochachtung Verachtung anzutreffen, und man soll ihm in Rom sogar gesagt haben, das Volk werde ihn mit Koth werfen. Um diese Besorgniß zu beseitigen, und jedem Ungebühr vorzubeugen, hatte

aber die französische Regierung genau und streng das Ceremoniel vorgeschrieben, womit der heilige Vater von der Grenze an allen Orten empfangen und begleitet werden sollte, wobei Artillerieſalven, Glockengeläute, Ehrengarden, Illuminationen als etwas Gewöhnliches an der Tagesordnung waren. Mit Rührung und freudigem Erstaunen mußte sich Pius auf der ganzen Reise überzeugen, daß seine Besorgnisse völlig überflüssig gewesen waren. Ja, die Aufnahme, welche er überall fand, war so ehrenvoll, daß sie alle seine Erwartungen übertraf.

Durch die Frevel der Revolution war den Gemüthern der Menschen der verkannte Werth des religiösen Glaubens wieder einleuchtend geworden, und das Märtyrerthum Pius des Sechsten hatte dem Pabstthum eine Achtung der Völker, eine stille Gunst der öffentlichen Meinung gewonnen, welche Jahrhunderte von Glanz und Glück ihm nicht hätten verschaffen können. Zugleich kam ihm der Geist der Milde und Frömmigkeit, der auf Pius dem Siebenten ruhte, und seine würdige, dem Oberhirten der Kirche angemessene Persönlichkeit zu statten. Daher gestaltete sich die Reise, die er unter Thränen begonnen hatte, zum wahren Triumphzuge. Ueberall wurde er mit der größten Verehrung empfangen, und nicht blos die Felsenwege Savoyens, sondern auch die Heerstraßen Frankreichs waren mit einer andächtigen Menge besetzt, die von allen Seiten herbei strömte, um seinen Segen zu empfangen. Als er in Lyon die große Menschenmasse erblickte, die sich bei seinem Hervortreten an's Fenster zur Erde warf, hob er die Hände auf, um dem Himmel zu danken, daß er solche Frömmigkeit in einem Lande erhalten habe, wo der Unglaube so mächtig gewesen sey. Dieselben Auftritte wiederholten sich überall auf seiner

ner Reise. Auch die Bewohner von Paris entsprachen den Vorstellungen und Hoffnungen nicht, welche die gegenkirchliche Partei von ihrem Unglauben, ihrem Leichtsinn und ihrer Spottsucht hegte. Sie drängten sich überall Schaarenweise herbei, um den Pabst zu sehen und seinen Segen zu empfangen. Die vornehme Gesellschaft wetteiferte in ihren Achtungsbezeugungen mit dem Volke, die Damen des ersten Ranges führten dem heiligen Vater ihre Kinder zum Segen zu. Als ihn der Minister Fouché fragte, wie er Frankreich gefunden habe, antwortete er mit Rührung: „Gott sey Dank, ich bin mitten durch ein auf den Knieen liegendes Volk gereist."

Am fünf und zwanzigsten November gegen Mittag war der Pabst zu Fontainebleau angekommen, wohin ihm der Kaiser mit dem Minister Talleyrand und einem Theile seines Hofes entgegen gefahren, oder nach dem Ausdrucke der Journale, wohin er zur Jagd gereist war. Wie zufällig auch alles schien, so geschah doch alles mit abgemessenem Ceremoniel. Kaiser und Pabst stiegen zu gleicher Zeit aus, gingen auf einander zu und umarmten sich. Sofort erschienen sechs kaiserliche Wagen. Der Kaiser ließ den Pabst zur Rechten sitzen; auf beiden Seiten des Weges nach dem Schlosse zu paradirten Truppen und das Geschütz salutirte. An der Schloßtreppe empfingen den Pabst der Kardinal Kaprara und die Großoffiziere des Hofstaats, und führten ihn in seine Zimmer. Nachdem er sich ausgeruhet hatte, machte er dem Kaiser den ersten Besuch, den dieser nach einiger Zeit erwiederte u. s. w.

Getäuscht durch den glänzenden Empfang und durch die äußerliche Verehrung schmeichelte sich der Pabst, große Vortheile für die Kirche zu erlangen. Er hatte der Ehrlichkeit und Redlichkeit Napoleons,

 ohne

ohne alle weitere Sicherheit, als die Versicherung des Kardinals Fesch, getraut. Aber er war nur kurze Zeit in Frankreich gewesen, so sah er schon den großen Unterschied zwischen den Versprechungen, die man ihm, da er als Souverain in Rom wohnte, gethan hatte, und der Erfüllung derselben, nachdem er sich und seine heilige Würde so weit vergessen hatte, daß er nun, als Gast, in dem Thuillerien-Schlosse herbergte. Schon am Tage nach seiner Ankunft zu Fontainebleau erinnerte er, daß es seinen eigenen Unterthanen eine Freude machen würde, wenn er ihnen die Wiederherausgabe der alten Kirchenländer, als ein freiwilliges Geschenk des Kaisers der Franzosen bei ihrer ersten Unterredung, kundthun könnte, indem sie dann eben so gut, wie er selbst, von Napoleons Treue und Glauben überzeugt werden würden. Allein zur Antwort darauf wurde seiner Heiligkeit berichtet: der Kaiser wäre jetzt nicht darauf gefaßt, sich mit Erörterung politischer Angelegenheiten abzugeben, indem er vollauf mit dem Gedanken zu thun habe, wie er seinen hohen Gast auf gebührende Art bewirthen, und die große Ehre, die ihm widerfahre, und die große Freude, die er über einen solchen Besuch empfände, gehörig an den Tag legen solle. Sobald die Krönungs-Feierlichkeit vorbei wäre, würde alles und jedes, wie er hoffe, zu wechselseitiger Zufriedenheit beider Theile in Richtigkeit zu bringen seyn. Eitle Versprechungen! denn als der Pabst nach der Krönung den Kaiser ersuchen ließ, einen Tag anzusetzen, an welchem die Hauptpunkte der nöthigen Unterhandlung zwischen beiden Theilen erörtert und in Richtigkeit gebracht werden könnten, wurde er an den Minister Talleyrand gewiesen. Dieser aber antwortete: Er habe noch nicht die geringste Instruction, sähe ihr

in-

inzwischen täglich entgegen. So verfloß die Zeit, und von allen Versprechungen, die der Kardinal Fesch dem Pabst im Namen Napoleons des Ersten gegeben hatte, ging nicht eine einzige in Erfüllung. Alles wurde bis zum allgemeinen Friedensschlusse verschoben.

Die Krönungsfeier war zuerst auf den neunten November festgesetzt worden. Die verspätete Ankunft des Pabstes und die noch nicht beendigten großen Zurüstungen waren aber Ursache, daß sie erst am zweiten December vorgenommen werden konnte. Außer dem Pabst verherrlichte dieselbe die Gegenwart mehrerer, zum Theil eingeladener deutscher Fürsten, und die außerordentlichen Gesandten Anderer. Eine besondere Aufmerksamkeit bezeugte Napoleon dem Kurerzkanzler Fürsten von Dalberg, den bei dieser Veranlassung das National-Institut, an Klopstocks Stelle, zum auswärtigen Mitglied ernannte. Unter den außerordentlichen Gesandten, die nach Paris gekommen waren, wurde besonders der preußische ausgezeichnet.

Aus Frankreich selbst mußten, nach der Konstitution, bei der Krönung zugegen seyn: die Erzbeamten, die Minister, die Großbeamten des Reichs, der Senat, der Staatsrath, das gesetzgebende Korps, das Tribunat, das Kassationsgericht, die Erzbischöfe, Bischöfe, Großbeamten der Ehrenlegion, die Rechnungskammern, die Präsidenten der Appellationshöfe, der Wahlkollegien, der Kantonsversammlungen, der Konsistorien und die Maire's aus den sechs und dreissig ersten Städten des Reichs. Außer denen wurden aber noch eingeladen alle Präfekten und Unterpräfekten von allen hundert und acht Departements, alle Kommandanten der sieben und zwanzig Militair-Divisionen, Deputirte der Nationalgarden und Linien-

nientruppen, alle Präsidenten der Appellations- und Kriminalgerichte. Das National-Institut mußte auch bei dieser Veranlassung die Abgeneigtheit des Kaisers empfinden: es wurde nicht eingeladen. Da alle Hotels und öffentlichen Gebäude von den herbeiströmenden Neugierigen angefüllt waren, so wurden die Eingeladenen bei den Bürgern einquartirt, und diesen befohlen, anständige Wohnung und Bewirthung zu gewähren. Nimmt man nun die Zahl der neugierigen Reisenden aus Frankreich, Deutschland, Holland, der Schweitz, Italien und Spanien hinzu, so kann man leicht denken, welch eine Menschenmenge in jenen Tagen sich durch die Straßen von Paris drängte, so daß, hätten die Umstände auch den Engländern und Russen erlaubt sich einzufinden, nicht abzusehen war, wie das Menschengewühl bei Tage Raum zur Bewegung, und Nachts Schlafstätten gefunden hätte. Ganz Paris ward dadurch in Thätigkeit gesetzt, und die Bürger ließen sich von den Fremden die Opfer bezahlen, welche die Regierung bei dieser Gelegenheit von ihnen foderte. Daß die Policei-Agenten vermehrt, die Stadtwache verstärkt wurde, war wohl nothwendig.

Zu dem Hauptfest der Krönung ward die Kirche Notre Dame eingerichtet, und um Raum zu gewinnen, wurden nicht blos aus dem Innern alle Seitenaltäre und Gitter weggenommen, sondern auch auswärts eine Kapelle und mehrere Häuser weggerissen, und ein großer runder Platz für die Militairkorps und den Theil des Krönungszuges, der in der Kirche keinen Platz finden würde, bereitet. Außerdem war man am thätigsten auf dem Greveplatz, wo Ludwig der Sechzehnte blutete, und wo, wie in den blutigen Tagen der Revolution, noch jetzt die Guillottine ihre Schlachtopfer richtete. Diese Erinne-

nerungen ließ sich die neue Regierung nicht abhalten, hier, dem Stadthause gegenüber, ein großes Gerüst von Holzwerk aufzuführen, und quer ein drittes Gebäude von Holz, welches Stadthaus und Gerüst verband. In diesem Gebäude wurde Thron und Gallerie für den Kaiser, seine Gemahlin und den Hofstaat zubereitet, um von da aus bei dem Fest, welches die Stadt dem Kaiser gab, ein Feuerwerk anzusehen. Auch auf dem Marsfelde wurde gebaut. Unter den übrigen Zurüstungen zeichneten sich der Wagen und der Mantel des Kaisers am meisten aus; der letztere war aus Seidensammet, von Amarantenfarbe, und ganz mit in Gold gestickten Bienen übersäet; denn die Lilien in dem alten französischen Wappen sollen nur durch ungeschickte Künstler in dasselbe hineingekommen seyn; ursprünglich seyen es Bienen gewesen. Von ausgezeichneter Pracht war ausserdem der Schmuck der Kaiserin: das Kleid ganz mit Silber und Diamanten gestickt; der Gürtel eine breite Reihe Rosen aus Diamanten; das Halsband, das Diadem, aus den größten Brillanten zusammen gesetzt; das Diadem allein soll drei Millionen gekostet haben. Und da vorgeschrieben war, daß alle, die pflichtmäßig bei der Krönung zugegen seyn mußten, oder die Erlaubniß erhalten hatten, dabei zugegen zu seyn, im gestickten Kleide (die Damen im schwarzen Sammet) erscheinen mußten, so wurden vor allem die Sticker und Stickerinnen in Paris in jenen Tagen in die lebhafteste Thätigkeit gesetzt.

Die Festlichkeiten der Krönungsfeier begannen eigentlich schon am fünf und zwanzigsten November. An diesem Tage zog nemlich der Marschall Murat mit einem glänzenden Gefolge zu Pferde nach dem Stadthause, um seine Vollmachten als Gouverneur von Paris eintragen zu lassen. Er erschien dabei in dem

dem ehemaligen Kostüm der Marschälle von Frankreich, in einem reichen Kleide von dunkelblauem auf allen Näthen gesticktem Sammet. In den folgenden Tagen erschienen die Reglements über das Ceremoniel beim Krönungszuge, und über die Feierlichkeiten bei der Krönung im Innern der Kirche, die so genau und mit so ängstlicher Pünktlichkeit jede Kleinigkeit vorberechnet hatten, daß eine nachfolgende Beschreibung völlig überflüssig war. Selbst dieß war gehörigen Ortes angegeben: „Hier rufen die Anwesenden, es lebe der Kaiser und die Kaiserin.“

Man hatte die französischen Bürger über die Annahme der Kaiserwürde stimmen lassen, und am Tage vor der Krönungshandlnng begab sich der Senat in feierlichem Zuge nach den Tuilerien, um dem Kaiser seinen Bericht wegen dieser Stimmung abzustatten. Von 3,524,294 Bürgern hatten nicht mehr als 2579 dagegen gestimmt. Die meisten verneinenden Stimmen hatten sich in den deutschen und italienischen, die wenigsten in denjenigen Departements gefunden, wo der Bürgerkrieg gewüthet hatte. Als bejahende Stimmen wurden diejenigen eingetragen, welche aus irgend einer Ursache nicht gestimmt hatten. Als der Präsident des Senats, Francois de Neufchateau, dem Kaiser den Erfolg der Stimmung angezeigt hatte, sprach er: „Durch Sie, Sire, ist das Schiff der Republik in den Hafen gelaufen. Ja, der Republik! Dieß Wort könnte das Ohr eines gewöhnlichen Monarchen beleidigen; vor demjenigen aber ist es an seiner Stelle, dessen Genie uns die Sache genießen läßt, in dem Sinne, in welchem sie bei einem großen Volke denkbar ist. — Wäre eine reine Republik in Frankreich möglich gewesen; Sie, wir dürfen nicht zweifeln, würden nach der Ehre gestrebt haben, sie zu errichten: und dann wür-

würde es uns nie zu verzeihen gewesen seyn, sie nicht einem Manne vorgeschlagen zu haben, der persönlich groß genug ist, um keines Scepters zu bedürfen, und der Großmuth genug besitzt, um sein Interesse dem Vortheile seines Vaterlandes aufzuopfern. Mehr als einmal haben Sie über ein so großes Problem nachgedacht; allein selbst Ihrem Genie ist dasselbe unauflösbar geblieben ꝛc."

Napoleon antwortete: „Ich besteige den Thron, auf welchen der einstimmige Wunsch des Senats, des Volks und der Armee mich berufen hat, mit einem Herzen, welches ganz von dem Gefühle der großen Bestimmung jenes Volkes durchdrungen ist, das ich zuerst mitten aus den Lagern mit dem Namen des Großen begrüßt habe. Seit meinen Jünglingsjahren gehören alle meine Gedanken ihm, und ich darf es hier sagen: meine Freuden und meine Leiden haben keine andere Quellen mehr, als das Glück oder Unglück meines Volks. Meine Nachkommen werden diesen Thron lange erhalten: in den Lagern die ersten Soldaten und stets bereit, ihr Leben dem Vaterlande aufzuopfern; als Magistrate nicht vergessend, daß Verachtung der Gesetze und Erschütterung der gesellschaftlichen Ordnung nur Werk der Schwäche und Unentschlossenheit sey. Sie, Senatoren, werden Ihren Geist Ihren Nachfolgern hinterlassen; immer werden Sie die Stützen und die ersten Räthe des Thrones bleiben, der zu dem Glücke des großen Reiches so nothwendig ist."

Endlich brach der zur Krönung bestimmte zweite December an. Schon vor Tages Anbruch, um sechs Uhr Morgens, erscholl der Kanonen-Donner, der Stunde um Stunde den ganzen Tag hindurch wiederholt ward. Alle Straßen, vom Tuilerien-Pallast bis zum Dom, wurden mit zwei langen Reihen neu-

neugekleideter Infanteristen besetzt; und zahllose Schaaren von Zuschauern besetzten die öffentlichen Plätze, die Fenster und Dächer der Häuser. Zuerst zogen, der Anordnung gemäß, zu Fuß alle eingeladenen öffentlichen Beamten um sieben Uhr nach der Kirche. Um acht Uhr folgten Senat, Staatsrath, gesetzgebendes Korps und Tribunat, von Reitern begleitet, in Wagen. Um neun Uhr fuhr der Pabst von den Tuilerien ab; ihm voraus ritt nach alter Sitte auf einem Esel ein Geistlicher in braunem Mantel mit dem päbstlichen Kreutze. Die Nähe des heiligen Vaters hinderte nicht, daß dieser Vorreiter mit dem lautesten Lachen empfangen wurde, das ihn den ganzen Zug begleitete. Noch übler aber ging es dem armen Esel. Während in der Kirche mit stiller Feierlichkeit in den Pausen des Gesanges die Ceremonie vollzogen wurde, bot das Volk draußen mit dem lautesten Muthwillen den Esel zum Sehen und Küssen aus. Der Esel starb an den Folgen dieser Mißhandlungen einige Tage nachher.

Der Zug bewegte sich so langsam vorwärts, daß der Pabst erst gegen eilf Uhr in der Kirche ankam, wo er den für ihn bereiteten Thron bestieg. Da saß der zwei und sechzig jährige Greis einsam eine Stunde lang, an einem kalten Decembertage. „Er schien in tiefe Betrachtungen versunken zu seyn," sagte das Amtsblatt der Regierung; Andere hingegen berichteten, „er habe vor Kälte gezittert und bleich ausgesehen."

Um zehen Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, der den Kaiser und die Kaiserin nach der Kirche begleitete. Ein dichter Nebel hatte bisher auf der Stadt geruhet; wie konnte es nicht auffallen, daß, wie Napoleon erschien, der Nebel verschwand, und das Gestirn des Tages sich, gegen alle

le Hoffnung, der Herrschaft einer gewöhnlichen finstern Jahreszeit entzog, um ein so schönes Fest zu erleuchten. So berichteten wenigstens die öffentlichen Blätter. Achttausend Mann Kavallerie von der schönsten Haltung, in prächtiger Uniform, mit Musikkorps begleitet, eröffneten den Zug. Ueberhaupt waren an vierzig tausend Mann in Paris aufgestellt, so daß Manchem in Augenblicken, wenn der Kanonendonner erscholl, die Stadt einer belagerten glich. Auf das Militair folgten die Herolde, und nach diesen eine lange Reihe von Kutschen, worin die Minister, Großbeamten, Inhaber der Erzämter und die Prinzessinnen saßen. Nach diesen kam die prächtige Kutsche des Kaisers, fast ganz von Glas in den obern Theilen, mit einer goldenen Krone geziert, gezogen von acht mit Gold und Federn bedeckten weißen Pferden, die aus dem hannövrischen Marstalle hergebracht worden seyn sollen. Zur Seite gingen zwölf Pagen in reicher geschmackvoller Kleidung und eine Menge Bedienten in grüner Hoflivree mit breiten goldenen Tressen auf den Näthen. In der Kutsche des Kaisers saß auch seine Gemahlin, samt den Prinzen Joseph nnd Ludwig. Ihnen folgte abermals, ein langer Zug von Kutschen, welchen Gardisten zu Pferde und reitende Artilleristen schlossen.

Um zwölf Uhr trat Napoleon in den Tempel im kaiserlichen Ornate, mit Mantel, Krone, Scepter und der Hand der Gerechtigkeit, welche schon zum Ornate der Könige von Frankreich gehört hatte. Umgeben von den Großen des Reichs bewegten sich diese genau so, wie es das vorgeschriebene Ceremoniel verlangte. Nach dem Kaiser zeigte sich seine Gemahlin in einem blendend prächtigen Anzuge, mit

dem

dem kaiserlichen Mantel, aber ohne Ring und Krone. Ihr folgten die Prinzessinnen, welche ihren Mantel hielten; den Mantel der Prinzessinnen hielt ein Offizier. Dann kamen der Marschall Kellermann, der die Krone Karls des Großen, Marschall Perignon, der das Scepter desselben, Marschall Bernadotte, der das Halsband, Oberst Beauharnois, der den Ring des Kaisers, und Marschall Berthier, der den kaiserlichen Reichsapfel trug. Unter einem von Domherren getragenen Himmel gingen Kaiser und Kaiserin vorwärts, im Chor setzten sie sich auf Armsessel, und Gesang erscholl, begleitet von vier Musikchören, die mit fünfhundert der vorzüglichsten Tonkünstler aus Paris besetzt waren.

Der Kaiser gab, nachdem er ein stilles Gebet verrichtet hatte, Scepter, Gerechtigkeitshand, Krone und Mantel den Erzbeamten; dasselbe that die Kaiserin. Darauf führten vier Geistliche sie zum Altar; Kaiser und Kaiserin knieeten nieder, und der Pabst salbete sie auf das Haupt und die beiden Hände. Die Salbung wurde beim Kaiser abgetrocknet vom Oberkammerherrn, und das Tuch, womit es geschehen, dem Großalmosenier überreicht; bei der Kaiserin verrichtete dieses Geschäft ihre Ehrendame, und das Tuch empfing ihr erster Kaplan.

Nach der Messe segnete der Pabst die Kronen, Mäntel, Ringe und das Schwerdt; und der Kaiser ward abermals zum Altar geführt. Er nahm die Krone vom Altar, und setzte sie sich mit eigenen Händen auf. (Sie bestand aus in Gold gearbeiteten Eichen- und Lorbeerblättern.) Jetzt nahte die Kaiserin, kniete nieder am Altar, und der Kaiser setzte die ihr bestimmte Krone, nachdem er sie eine Zeitlang über seinem Haupte gehalten hatte, ihr auf. (Diese Krone bestand aus Palmen- und Myrthen-

zwei-

zweigen mit Diamanten besetzt, und war auch sonst sehr kunstreich und kostbar mit Perlen, Amathisten und Smaragden geschmückt.) Nun führte der Pabst die Gekrönten zu dem großen Thron am Ende der Kirche. Der Kaiser setzte sich, der Pabst sprach ein Gebet, küßte den Kaiser auf den Backen, und sagte, gegen die Anwesenden gewandt: Vivat Imperator in aeternum! und die Anwesenden riefen befohlnermaßen: es lebe der Kaiser und die Kaiserin. Den Schluß der Ceremonie machte, daß der Kaiser, sitzend, die Krone auf dem Haupte, und die Hand über dem Evangelium den in der Konstitution vorgeschriebenen Eid sprach, worauf ein Herold ausrief: „Der sehr glorreiche und sehr erlauchte Kaiser Napoleon, Kaiser der Franzosen, ist gekrönt und auf den Thron gesetzt; es lebe der Kaiser!" Alles rief: es lebe der Kaiser und die Kaiserin! und Artillerie-Salven verkündigten der übrigen Stadt die vollendete Krönung.

Indeß neigte sich der Tag zur Dämmerung, aber „tausend und tausend Feuer erhellten eine fröhliche und friedliche Nacht." Von mehreren hundert Fackeln umglänzt kehrte der Zug auf einem andern Wege über die prachtvoll erleuchteten Boulevards nach den Tuilerien zurück, und lauter Volksjubel jauchzte dem Kaiser und der Kaiserin. Schön war der Rückblick in die Erleuchtung der Baumreihen: aber beim Eintritt in die Tuilerien ward jener Eindruck verdunkelt durch den sonnenähnlichen Glanz, der von allen Seiten strahlte; Geschmack, Kunst und Reichthum hatten sich vereinigt, diesem Garten ein wahrhaft feenmäßiges Ansehen zu geben.

Auf das Krönungsfest folgten glänzende, mehrere Tage lang dauernde Festlichkeiten, die das große Ereigniß verherrlichten. Am dritten December wa-

waren in allen Theilen der Stadt hier Musikchöre, dort Sänger, hier Tanzsäle, dort Theater zur Belustigung des Volks aufgestellt; und Illuminationen und Feuerwerke schlossen den Tag. „Ordnung und Ruhe herrschten überall, wo die vergnügte Volksmenge sich anhäufte, und überall zeigte sich jene harmlose und offene Lustigkeit, jene unschuldige Freiheit, welche ein glückliches Volk charakterisiren.“ So berichtete das kaiserliche Amtsblatt; Andern dagegen war die wirkliche Volksruhe bei dem großen Menschengewühl an diesem Tage auffallend. Die Lustigkeit ging nicht vom Volke aus, sondern sie sollte demselben beigebracht werden. Nicht das Volk sang, sondern demselben wurde gesungen, und zwar von bezahlten Menschen, die nicht sangen, was Lust und Laune eingab, sondern was vorgeschrieben war. Nicht weil das Volk tanzen wollte, ward musicirt, sondern man musicirte, damit das Volk tanzen sollte.

Einen größern Anblick gewährte und einen tiefern Eindruck ließ die Fahnen-Vertheilung an die sämmtlichen Armeekorps und die Nationalgarden zurück, die am fünften December auf dem Marsfelde geschah. Unter Kanonendonner begab sich der Kaiser im feierlichen Zuge des Krönungstages nach der Militair-Schule auf dem Marsfelde, wo ihm das diplomatische Korps aufwartete. Darauf erschien er im Krönungsornate, unter neuen Artilleriesalven und allgemeinem Zujauchzen auf einem dazu erbauten Throne. Die Deputationen der Armeen und der Nationalgarden näherten sich. Vor dem Throne waren die neuen Fahnen aufgestellt. „Soldaten, sprach der Kaiser zu ihnen mit starker Stimme, hier sind eure Fahnen; diese Adler werden euch stets ein Zeichen der Vereinigung seyn. Ihr schwört, euer Leben aufzuopfern, um sie zu vertheidigen, und sie

durch

durch euren Muth stets auf der Bahn des Sieges zu behaupten; ihr schwört es." — „Wir schwören!" riefen die Stabsoffiziere. „Wir schwören!" wiederholten alle gegenwärtigen Korps, und unter abermaligem Abfeuern der Kanonen kehrte der Kaiser nach seinem Pallaste zurück. Am Abend dieses Tages gab der Kaiser ein feierliches Gastmahl mit Koncert und Ballet in den Tuilerien, wobei man es auszeichnete, daß an der kaiserlichen Tafel außer den französischen Prinzen und dem Pabste nur der Kurerzkanzler gespeist habe, der bei jeder Gelegenheit von dem Kaiser und der Kaiserin durch die ausgesuchteste Aufmerksamkeit und das freundschaftlichste Benehmen ausgezeichnet wurde. Die auswärtigen Gesandten des ersten Ranges hatten ganz gefehlt, weil ihnen erst an der dritten Tafel ein Platz angewiesen worden war. An der zweiten speisten die in Paris gegenwärtigen deutschen Prinzen.

Nach mehreren feierlichen Audienzen und Präsensationen in den folgenden Tagen gab am dreizehnten September der Senat ein Fest zur Feier der Krönung; und mit ausgesuchter Pracht den sechzehnten December die gute Stadt Paris, wie Napoleon sie rühmte, ein Fest auf dem Rathhause. „Ich bin in Ihre Mitte gekommen, antwortete der Kaiser den Municipalbeamten, um meiner guten Stadt Paris die Versicherung meines besonderen Schutzes zu ertheilen. Bei allen Gelegenheiten werde ich mir ein Vergnügen und eine Pflicht daraus machen, ihr besondere Beweise meines Wohlwollens zu geben. Denn ich erkläre Ihnen, daß in den Schlachten, in den größten Gefahren, auf dem Meere, mitten in den Wüsten sogar, ich beständig das Urtheil dieser großen Hauptstadt Europas im Auge gehabt habe, zunächst nach der für mein Herz

allmächtigen Stimme der Nachkommenschaft." — Abends wurde auf dem Greveplatz ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt, und am Schluß ein Luftballon mit einer Gallerie brennender Lampen in die Höhe gelassen *). Kleinere Feuerwerke wurden in mehreren Gegenden der Stadt abgebrannt; auf allen öffentlichen Plätzen wurde Fleisch und Wein ausgetheilt, und Musikchöre luden zum Tanze ein. Den Ball auf dem Stadthause eröffneten die Prinzen und Prinzessinnen; doch tanzten jene mit Damen der Stadt, diese mit jungen Bürgern. Der Kaiser tanzte nicht selbst, sprach aber viel mit den Damen.

So endigten sich die Krönungsfeierlichkeiten. Die aus den verschiedenen Gegenden Frankreichs Eingeladenen reisten wieder zurück in ihre Heimath, die obersten Beamten auf eigene Kosten, die Maire's auf Kosten ihrer Städte. Den untern Beamten, Präfekten, Unterpräfekten ꝛc. ward einige Entschädigung von der Regierung bewilliget. Die ganze

---

*) Auch dieses physische Experiment mußte sich durch eine Merkwürdigkeit auszeichnen. Der Ballon sank nemlich erst am folgenden Tage, den siebenzehnten December gegen Abend in den See von Bracciano, sechs Meilen nordwärts von Rom. Auf einem Blatte, das der bekannte Luftschiffer Garnerin beigefügt hatte, mit der Bitte, den Ballon, wo er zur Erde komme, mit Sorgfalt zu behandeln, las man, daß er vier und zwanzig Stunden vorher, bei dem Feste der Stadt Paris, aufgestiegen sey. Der Astronom la Lande berechnete, daß dieser Ballon in zwei und zwanzig Stunden zweihundert und drei und vierzig Lieues (fünf und zwanzig auf den Grad) zurückgelegt habe. Die Geschwindigkeit des damals herrschenden Nordwestwindes sey also gewesen zehn Lieues die Stunde; gewöhnliche Winde legten in der Stunde nur sieben Lieues zurück.

ze Krönungsceremonie mit Ornaten, Bauanstalten, Feuerwerken hatte achtzig Millionen Franken gekostet. Wenige Tage nach dem Ablaufe der Festlichkeiten eröffnete der Kaiser das gesetzgebende Korps und wiederholte feierlich, vor den Augen des gesammten Europa Versprechungen, die in ein Paar Monaten auf das schaamloseste gebrochen wurden. „Ich will, sprach er, Frankreich nicht mehr vergrößern, meinen Einfluß auf die großen Geschäfte keineswegs steigern, aber auch den bereits erlangten nicht verlieren und unsre Integrität behaupten. Kein Staat wird mehr mit dem Reiche vereiniget werden, dessen Thron meine Nachkommen lange behaupten sollen, aber ich werde nicht aufgeben, was mich an die von mir geschaffenen Staaten fesselt.“ —

So wenig sich der Pabst in Paris gefallen konnte, so mußte er, doch wider seinen Willen den ganzen Winter über daselbst zubringen. Die Behandlung, welche er erfuhr, war im Ganzen seiner Würde entsprechend, und nachdem das Gewühl der Feierlichkeiten und Vergnügungen vorüber war, gewann er an öffentlicher Achtung bei Volk und Vornehmen. Nur seine Segensprechungen am Fenster seiner Wohnung über den darunter versammelten Volkshaufen blieben ohne Andacht, selbst oft ohne Achtung und Anstand. Er hatte es angefangen, sich um eine bestimmte Stunde am Fenster zu zeigen und hinter den Scheiben die Zeichen des Kreutzes und der Segnung zu machen. Dieß veranlaßte, daß, wer den heiligen Vater sehen wollte, um diese Zeit dort sich einfand, die Meisten aus bloßer Neugier. Wenige daher, wenn der Pabst erschien, nahmen auch nur den Hut ab. Zögerte er zu erscheinen, so riefen Muthwillige, wie man im Theater den Anfang des Schauspiels fodert. Und ging er, so klatschte

man, oder rief Da Kapo! und die Ausgelassensten stellten sich vor den Volkshaufen hin, und wiederholten mit Grimassen die Ceremonie, so daß die Policey mitunter genöthiget wurde, einzugreifen.

Nichts war dem heiligen Vater lästiger, als die zahlreichen Deputationen des Senats, des gesetzgebenden Collegiums, des Tribunats, des National-Instituts, der Gerichtshöfe ꝛc., die ihm bei jeder Gelegenheit beschwerlich fielen. So weit es von ihm selbst abhing, war seine Tagesordnung sehr einfach, und immer dieselbe. Er stand alle Morgen regelmäßig um fünf Uhr auf, und ging alle Abende vor zehen Uhr zu Bette. Die ersten Stunden des Tages brachte er im Gebet zu; erst wann die Messe vorbei war, nahm er sein Frühstück zu sich; dann verrichtete er seine Geschäfte bis ein Uhr, und hielt seine Mittagsmahlzeit um zwei Uhr. Zwischen drei und vier Uhr hielt er seine Siesta oder sein Mittagsschläfchen. Darauf wartete er die Vesper ab, brachte eine Stunde bei der kaiserlichen Familie zu, oder nahm einige Besuche der Glieder der Geistlichkeit an. Wie von ihm der Tag mit einigen Stunden der Andacht angefangen wurde, so ward er auch beschlossen. Seine Frömmigkeit war aufrichtig und ungeheuchelt, und er war nirgend so gut an seinem Platze, als vor dem Altare. Wenn er die göttliche Vorsehung um Segen für seine Zuhörer anrief, so sprach er mit Vertrauen, wie mit einem Freunde, der die Reinigkeit seines Herzens kennt, und der sein Gebet in Gnaden zu erhören geneigt und gewohnt ist. Er war eifrig, aber nicht fanatisch; jedoch eben so abergläubig als andächtig. Sein Kabinet in Paris war auf allen Seiten mit Reliquien, Rosenkränzen und dergl. angefüllt; aber er brachte von den vier und zwanzig Stunden, die der Tag

hat,

hat, gemeiniglich acht mit Beten und Meditationen auf den Knieen zu. Er legte sich zum öftern selbst Bußen auf, beobachtete die Fasttage gewissenhaft, und hielt seine Gelübde mit religiöser Pünktlichkeit.

In Paris, wo alles in Mode besteht, wurde es eine beinahe allgemeine, dem Pabst eine Art von Huldigung zu beweisen. Dieß ging so weit, daß es Napoleons Eifersucht erregte, der seinen Verdruß in einer minder aufmerksamen Behandlung seines Gastes ausließ. Selbst die Freiheit wurde dem heiligen Vater verkümmert, nach eigener Wahl die Stätten zu besuchen, wo er seine Andacht verrichten wollte. Es scheint, daß Napoleon schon damals mit dem Gedanken umging, den Pabst für immer zurückzuhalten, und daß er die Sache nur aufschob, weil „die Birn noch nicht reif sey." Als er selbst im Frühjahr 1805 nach Italien reiste, ward daher auch dem Pabste Heimkehr, gleichsam in seinem Gefolge, gestattet; an den Poststätten erhielt Pius die Pferde, die eben erst von den Fuhrwerken des vorauseilenden Kaisers zurückgekehrt waren. Es war verboten, ihm öffentliche Ehrenbezeugungen zu erweisen; dennoch übertraf sein Empfang in Lyon und Turin bei weitem die für den Kaiser veranstalteten Feierlichkeiten. Am letzten Orte trennten sich Beide, indem Napoleon die Straße nach Mailand, Pius den Weg nach Rom einschlug. Er kam daselbst mit dem schmerzlichen Gefühle an, die beschwerliche Reise umsonst gemacht zu haben. Für die Kirche hatte er weiter nichts gewonnen, als daß die beeidigten Priester ihren im Anfange der Revolution geleisteten Eid nun förmlich zurücknehmen mußten, ein Vortheil, der wohl nicht einmal ihm selbst das Gefühl aufwog, sich in dem Urtheil der Nationen entwürdiget zu haben.

Vierte Abtheilung.

Kriegerische Ereignisse.

I. Zur Geschichte des dreissigjährigen Kriegs.

Aus Chroniken und Urkunden.

1. Die Schweden am Rhein.

Schweden, das jetzt zu den Mächten vom zweiten Range gezählt wird, that im dreissigjährigen Kriege Wunder der Tapferkeit. Gustav Adolph und seine Generale, Herzog Bernhard von Weimar, Horn und Oxenstierna, waren die Helden ihrer Zeit; sie überwältigten ganz Deutschland, und drangen siegreich bis nach Böhmen, Oesterreich und ins Elsas. Wenn ihnen auch schon zuweilen das Glück seine Launen zeigte, so erreichten sie doch den Hauptzweck, nemlich Gewissensfreiheit und Gleichheit der Rechte für die verschiedenen Konfessionen. Bei den raschen

Fort-

Fortschritten und dem Glück ihrer Waffen ergriff der Schrecken viele Fürsten, die sich schon in Verbindung gegen sie eingelassen hatten. Man suchte entweder Separatfrieden, oder Neutralität zu erhalten, um der Rache des Feindes zu entgehen.

Unter den Fürsten, die um Neutralität unterhandelten, befand sich Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, als Herzog von Jülich und Berg. Gustav Adolph erwiederte, daß er nicht dagegen sey; nur wollte er sich den Durchzug durch diese Länder bedingen, dabei aber versichert seyn, daß seine Feinde die Neutralität auf die nemliche Bedingung anerkennten. Da dieß aber der Herzog nicht beibringen konnte, so wurde die Unterhandlung abgebrochen, weil der König von dieser Bedingung durchaus nicht abgehen wollte, und der Kaiser die Neutralität in einer Reichsangelegenheit verabscheute.

Nachdem der kaiserliche General, Graf von Pappenheim, in Sachsen einrückte, zog sich der schwedische General Baudissin gegen Minden. Hier wurde er mit Hessischen und andern Hülfsvölkern verstärkt, worauf er einen Zug nach dem Westerwald und dem Erzstift Kölln zu machen beschloß. Bei dieser Gelegenheit wendete er sich ins Bergische, überfiel die Stadt und Abtei Siegburg unfern Bonn mit ihrem wohlverwahrten Kastell unvermuthet, und nahm es mit Sturm, wobei er viel Wein, Frucht und Munition eroberte. Der Abt hatte sich mit den Seinigen noch eben zu rechter Zeit über den Rhein geflüchtet, jedoch in solcher Eile, daß fast alle Pretiosen zurückblieben. Plünderung und Mißhandlung jeder Art bezeichneten die Ankunft der Schweden, und wurden um so mehr mit hastiger Raubgier fortgesetzt, als man bei dem damals vorherrschenden Sektenhaß besonders auf die geistlichen

Besitzungen mit einer gewissen Wollust, selbst die Menschlichkeit unter die Füße trat.

Drei Jahre währte diese schwedische Okkupation, und die Leiden der Einwohner waren grenzenlos. Die Verarmung stieg so hoch, daß man selbst das Kirchengut angreifen mußte, um alle Foderungen der Schweden zu befriedigen, und die Kontributionen aufzubringen. Der damalige schwedische Kommandant zu Siegburg, Abraham Loyson, Obristlieutenant des Görzischen Regiments, benutzte das Elend der Einwohner, um seinen eigenen Beutel zu füllen. Nachdem er mehrere umliegende Orte, und überhaupt alle feste Punkte besetzt hatte, richtete er seine Aufmerksamkeit auf den Flecken Deutz am Rhein, der Stadt Kölln gegenüber, mit einer Benediktiner-Abtei. Die Köllner hatten aber den Ort, mit Bewilligung des damaligen Kurfürsten Ferdinand, so wie ihre Stadt selbst, in Eil befestiget, mit Thürmen umgeben und mit tausend Mann besetzt. Der General Baudissin griff sie an, drang durch die Werke in Deutz, drückte die Garnison gegen die Kirche hin, wurde aber aus Kölln von den Schanzen und Bollwerken tapfer beschossen. Er schickte hierauf einen Parlementair mit einem Trompeter herüber an den Magistrat, allein dieser wurde nicht vorgelassen, sondern mit harten Worten abgewiesen. Der General zog daher, da er mit Drohungen nichts ausrichten konnte, und die Prise zu wichtig fand, wieder ab. Doch aber erhielt Deutz ein unvergeßliches Andenken von den Schweden, denn bei ihrem Abzuge verfolgte die Garnison den Nachtrab, machte einige Engländer und Schotten davon gefangen, und sperrte diese in die Urbanuskirche ein. Einer fiel davon in gänzliche Wuth, und zündete das Pulvermagazin an, welches in der Nähe war, wodurch

er

er sich mit etwa dreihundert Menschen und vielen benachbarten Häusern in die Luft sprengte.

Der Abt von Siegburg konnte es indessen nicht verschmerzen, seine zuvor niemals bezwungene Festung in des Feindes Händen zu sehen. Es wurden daher alle Mittel versucht, sich derselben wieder zu bemächtigen. Zuerst wurden Vertraute beauftragt, den Kommandanten Loyson zu sondiren, ob er nicht durch Geld zur Uebergabe zu bewegen sey. Allein dieser Versuch scheiterte, da dieser Offizier seine Pflicht und die Folgen des Verraths sehr wohl kannte. Der Abt entwarf hierauf einen andern Plan. Ein rascher Ueberfall sollte die Schweden so herauswerfen, wie sie hereingekommen waren. Zu dem Ende ließ er am siebenzehnten Juni 1633 ungefehr fünfhundert Mann aus Andernach, Bonn und Kölln, nebst der kurfürstlichen Leibkompagnie von ungefehr dreihundert Mann, in finsterer Nacht heranrücken, an verschiedenen Orten große Sturmleitern, die, um weniger bemerkt zu werden, schwarz angestrichen waren, anlegen, und erwartete selbst in der Ferne den Ausgang. Sobald dieß aber die Schildwachen gewahr wurden, und Lärm machten, wurde auf die Stürmenden so tapfer gefeuert, daß sie weichen und alles Sturmzeug, desgleichen Hacken, Gabeln, Mauerbrecher, Winden und sonstige Instrumente nebst etlichen Todten und Verwundeten im Stich lassen, und unverrichteter Sache wieder abziehen mußten.

Im folgenden Jahre bewog der Abt den General Grafen von Mannsfeld, der damals in der Nähe von Kölln eine Armee zusammen zog, ihm Siegburg mit Gewalt wieder zu verschaffen. Dieser machte auch eine große Rekognoscirung mit sechs Kanonen, erklärte aber, daß ohne förmliche Belagerung dem

Orte

Orte nichts anzuhaben sey, und ging deswegen unverrichteter Sache wieder zurück.

Endlich wurde in dem zwischen der Krone Schweden und den konföderirten Ständen einer, und dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm anderer Seits, am fünften December 1635 zu Worms errichteten Versöhnungsvertrag festgesetzt, daß alles schwedische Volk vom Kloster und Städtchen Siegburg abgeführt werden sollte. Allein die Räumung ging sehr langsam von statten, denn im October 1636 wurde man erst der beschwerlichen Gäste los, indem Stadt und Festung von den Schweden an die Pfalz-Neuburgischen übergeben wurde. Aber auch diese blieben nicht lange im ruhigen Besitz von Siegburg, denn im Jahr 1640, da die Ordnung zu fliehen an den Schweden war, und die Kaiserlichen das Kriegsglück gleichsam gefesselt hatten, fiel denselben auch Siegburg, und zwar durch eine List in die Hände, die auf folgende Art in Ausführung gebracht wurde.

Der Oberst Mauter, Befehlshaber der Avantgarde, stellte sich in einen Hinterhalt, und befahl zugleich einigen Soldaten, in Bauerkleidern zu Siegburg Heu und Stroh zum Verkauf hereinzufahren. Sobald diese herein waren, überfielen sie die Wachen, er aber eilte auf ein gegebenes Zeichen mit seinem Volke so rasch hinzu, daß die Pfalz Neuburger nicht einmal Zeit bekamen sich zu ordnen, sondern in größter Verwirrung herausgetrieben wurden, ehe sie zur Besinnung kommen konnten.

Bei Gelegenheit der schwedischen Okkupation, hinterließ der damalige Pastor Winand Menner handschriftlich folgenden, in lateinischer Sprache abgefaßten Bericht, als Beweis des erlittenen Undankes.

Kund und zu wissen sey allen, die Gegenwärtiges lesen oder lesen hören werden. Demnach leider im Jahr 1632, am Vorabend vor Simon und Juda, hiesige Stadt und Gotteshaus Siegburg durch den schwedischen Feldherrn und General Baudissin überrumpelt, eingenommen, ausgeplündert und in das äußerste Verderben gesetzt worden, und so auch ich von allem beraubt war, ist nach einigen Tagen auf vieles Anhalten der Bürger durch den General erlaubt worden, daß der katholische Gottesdienst in unsrer Pfarrkirche wie vorher wieder gehalten werden durfte. Nachdem dieß ohngefehr sechs Wochen gedauert, bin ich auf den Berg gegangen, um über einige Gegenstände mit dem Sekretair des Kommandanten Loyson zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit ging ich mit Peter Fabrizius, Bürger und Organisten dahier, mit betrübtem Herzen in die abteiliche Kirche, in welcher zu meiner größten Bestürzung alles zerstört und zerschlagen war. Als wir an die große Sakristei vor dem Altar der heiligen Apostel kamen, sah ich durch das Schlüsselloch der zweiten Thür, zu meiner größten Verwunderung, daß auf dem Tisch eine rothe und weiße Mitre, seidene Handschuhe, kurz alles was Ihre fürstliche Gnaden in Pontificalibus gebrauchten, als wenn sie noch gegenwärtig wären, unverrückt lag. Eben so sahen wir die beiden Kapellen, die rothe vom verstorbenen Prälat von Hochkirchen, die andere roth und weiß von Ihro fürstlichen Gnaden angeschafft, ganz unbeschädigt an ihren gewöhnlichen Orten aufgehangen, auch sahen wir auf dem großen Tisch zur linken Seite die schöne von Kammertuch mit Binnenwerk ausgearbeitete Alben, ferner die Scheffenkist noch ungeöffnet, kurz alle zum Gebrauch für den Gottes-

dienst

dienst erforderliche Zierrathen, jedes an seinem gewöhnlichen Orte.

Ich konnte die Thränen kaum zurückhalten; wir schwebten zwischen Furcht und Hoffnung, beschlossen aber endlich, damit so kostbare Gegenstände nicht in die Hände raubsüchtiger Soldaten kämen, und um vielleicht einiges, wenn auch nicht alles zu retten, dem Kommandanten Loyson die Sache anzuzeigen, wie sie wäre. Dieser, da er unsern Vortrag hörte, wollte es anfangs nicht glauben, denn wie er sagte, hätte er solche Leute bei sich, welche alle Schätze, wenn sie auch in den tiefsten Brunnen versteckt lägen, mit leichter Mühe finden könnten, sie würden also gewiß diese binnen sechs Wochen ausgespürt haben. Da er sich aber mit uns auf Verlangen an Ort und Stelle begab, und sah, daß unsre Angabe wirklich wahr sey, ließ er den hiesigen Bürger und Schlosser Johann Boers berufen, welcher, da er mit seinen Hauptschlüsseln das eiserne Schloß nicht öffnen konnte, dasselbe mit einem großen Eisen sprengen mußte.

Wie mußten wir aber erstaunen, als der Kommandant erklärte, solche Sachen könne er nicht gebrauchen, und mir auftrug, ich sollte mich gleich nach Kölln begeben, und dem Abten berichten, was ich gefunden und gesehen. Dabei sollte ich vortragen, wenn der Abt ihm ein Pferd von hundert Dukaten in Werth schicken wolle, er alles dieß getreu ausliefern werde.

Ich eilte nun nach Kölln. Weil aber der Prälat eben abwesend war, begab ich mich zu den in der Weberstraße logirenden Kapitularen, denen damals der Prior von Koltzem vorstand. Dieser fürchtete, der Schwede möchte das Pferd samt den Kostbarkeiten behalten, wollte mit kluger Umsicht han-

deln,

deln, und versprach daher auf Treue und Glauben, das Pferd in dem verlangten Werth zu schicken, sobald der Kommandant die bezeichneten Gegenstände abgegeben haben würde. Aber dieses Mißtrauen wurde übel vergolten, denn da ich am folgenden Tage zurück kam, fand ich, daß die kostbaren Alben mit allem was nur von Leinen war, schon von diesen Paramenten weggenommen worden; sogar fand ich den Kommandanten am Tisch mit einer Mitre auf dem Kopf. Er brachte in diesem Aufzug des schwedischen Königs Gesundheit aus, welches seine Tischgenossen erwiederten. Nachdem er mich endlich angehört hatte, sagte er: er brauche keine Pferde, sondern Geld: er habe sich über den Werth der verschiedenen Ornamente erkundiget, und wisse wohl, daß sie mehr als achthundert Dukaten werth wären. Doch sagte er endlich, wenn der Prälat dafür zweihundert Dukaten geben, und wegen der Bezahlung hinreichende Bürgschaft leisten wolle, so würde er auch jetzt noch alles in meine Hände liefern.

Ich eilte nun mit diesem zweiten Vorschlag von neuem nach Kölln, und fand den Abt jetzt an seinem Hof daselbst. Sobald er hörte, was von den Ornamenten noch vorhanden war, versprach er sogleich bei der Ueberlieferung den gefoderten Einlösepreis von zweihundert Dukaten erlegen, oder hinreichend verbürgen zu wollen. Auf Verlangen stellte sich auch wirklich der damalige Pfalz-Neuburgische Rentmeister des Amts Levenberg, Johann Koch, als Bürge dar, worauf dann der Kommandant auch wirklich die übrigen Zierrathen in zwei Kisten verschlossen, in meine Hände überlieferte. Allein da ich mit diesen kostbaren Sachen, selbst mit größter Lebensgefahr, in Kölln anlangte, nahm zwar der Prälat mich und diese theuren Sachen sehr gütig

auf,

auf, wollte aber vom bezahlen nichts wissen, sondern sagte nun: diese Effekten gehörten ohnehin ihm und der Abtei zu, ich sollte nur bei ihm bleiben, er wüßte zuverläßig, daß die Schweden nicht lange mehr in Siegburg bleiben würden u. dergl. m. So mußte ich nun viele Monate zu meinem größten Schaden in Kölln bleiben, und wagte es nicht, mich in Siegburg sehen zu lassen. Loyson griff inzwischen seinen Bürgen an, und zwang diesen, die zweihundert Dukaten zu erlegen, welcher mich hierauf fast täglich mit Briefen behelligte, um die Rückzahlung vom Abt zu erwirken.

Nach vielen fruchtlosen Versuchen erhielt ich endlich, daß diejenige Schuld von zweihundert köllnischen Thalern, die Aschenbrochen Rente genannt, welche die Erben Daniel Flach zum Reichenstein, worunter Johann Koch wegen seiner Frau mit gehörte, der Abtei mit einigen Zinsen verschuldeten, an Zahlungsstatt einbehalten werden sollte. Ich vertröstete also den Rentmeister Koch damit, daß er dieses in Abschlag annehmen möchte; der Rest würde auch schon folgen, besonders da der Prälat allem Anschein nach nicht lange mehr leben würde. Allein die Erben Flach, welche ihre Bezahlung nicht erhielten, und der Pfarrkirche ein mit sechs Prozent verzinsliches Kapital von hundert Reichsthaler verschuldeten, welche Zinsen zum Unterhalt des Pastors bestimmt sind, glaubten sich vorerst an mir, als demjenigen, der das ganze Geschäft betrieben, halten zu müssen, und fingen deswegen mit dem Jahr 1636 an, mir die Zinsen für eine Schuld, die doch eigentlich nur dem Abt zur Last fiel, zurückzuhalten, und zahlten mir keinen Heller mehr. Aus der Zeit meiner Pfarrverwaltung bis zu meinem Absterben ist also leicht zu berechnen, wie viel Rückstand mir geblie-

ben

ben ist. Wenn aber nach Christi Worten der Arbeiter seinen Lohn verdient, so darf ich Gott und seine Heiligen zu Zeugen nehmen, daß mir durch die ungerechte Zurückhaltung meines Salarii von den Erben Flach das größte Unrecht zugefügt worden ist.

Damit also nach meinem Tode die obige Schuld an mich und die Kirche nicht verloren gehe, wo ich doch übrigens durch die erprobte Treue, um meinem Herrn diese Ornamente zu retten, schon mehr als hundert Gulden verloren habe, so schließe ich mit dem Wahlspruch: Jedem das Seine. Dieses ist zur Nachricht und Stütze der Wahrheit von mir ge- und unterschrieben. Winand Menner, Pastor zu Siegburg.

II. Die Schweden in Hessen.

Im Jahr 1798 wurde zu Hochweichsel, im Hessen Darmstädtischen Amte Butzbach, das Dach des Kirchthurms reparirt. Bei dieser Gelegenheit fand man in dem Knopfe des Thurms folgende Schriften von der Hand des damaligen Pfarrers zu Hochweichsel, Johann Peter Nebel. Sie enthalten eine detaillirte Schilderung einiger in unserm Vaterlande, zu den Zeiten des dreissigjährigen Krieges, vorgefallener Scenen.

1.

Kläglich Gerichtsschreiben an Fürstlich Hessische Herrn Präsidenten, Vice-Canzler und Räthe zu Marpurk ꝛc. von der noch wenigen Bürgerschaft zu Wetter abgegangen.

Wohledle, Strenge ꝛc. Was Gestallt der Königlich Schwedische Feldmarschall, Allexander Leßlie, Rit-

Ritter, und seine Armee in unsern gnädigsten Fürsten und Herrn Landen arrivirt, sich als ein Feind erzeiget und uns mit Feuer und Schwerdt verfolgen lassen, haben wir arme Unterthanen zu Wetter, mit großem Seufzen und Wehklagen der ermordeten Menschen, Plünterungen und Schündung unserer Weiber und Jungfrauen, auch unserer selbst eigenen Tormentirung und Gefängniß tief schmerzlich und unerwindlich mit Verlust unserer Mitbürger, auch unserer Haab und Güter erfahren müssen. Es kann auch keine größere Tyranney von Türken und Heiden gegen Menschen und Vieh, so auf Gassen und Feld darnieder gemacht wurden, immermehr begangen werden als bei uns armen unschuldigen Unterthanen (indem sie uns abgefallene Kaiserliche Schelmen gescholten) exerciret ist, da sie nicht allein, ehe sie Hanau entsezten, die Bürger, deren Weiber und Kinder primo intuitu, so viel sie deren antrafen, etliche erstochen, erschossen und tormentiret, Sondern auch Weiber und Jungfrauen, auch unmündige Mägdlein, wollen die Wittiben geschweigen, in den Pfarrhäusern, in den Kirchen selbst, auf dem Kirchhof und in den Schulen genothzüchtiget, hierzu die Kirchen zu Pferdeställen gemacht, darinnen gemordet, die Menschen mit Aexten, und Schwertern hart beschädiget, Arm und Bein entzwey geschlagen, und zu einem Raubhaus gemacht, drey Kelche daraus genommen, die Kanzel und Altar ihrer Tücher beraubet, alles zerschlagen, die Kirchthür in Brand gesteckt, die Orgel und Uhr zerschmissen, die Weiber, und Jungfrauen und Schüler, gleich auch den Männern, mit unausdenklicher Marter gepeiniget, der Armen Hospitalhaus angegriffen, die Blinden, die Lahmen und armen Leute theils erstochen, theils erschossen, andern mit Aexten die Köpfe zerspalten, an-

dern

dern die Schultern, Arme und Beine, das Gesicht durchhauen, einer jungen Matron, so sich darein salvieren wollen, die posteriora mit einer Axt hinweggehauen, daß sie herab bis auf die Knie gehangen, ein armes Mägdlein todtgeschossen, eine arme Kranke fremde Kindbetterin, deren puerperium eines Tages alt, übel geschlagen und aus ihrem beschwerlichen Lager geworfen, einem andern Mann auf der Gasse mit einem Handbeil den Kopf in zwei Theile gehauen, daß jeder Theil die Ohren bedeckt, und gestorben, andere gehauen und gestochen, wie sie dann auch die Pfarrer gehangen und gestochen, andere haben sie gewürget und geprügelt, daß das Blut zu Nasen, Ohren, Mund und Augen herausgelaufen, andere an ihre pudenda gebunden, und gezogen, daß ihnen der Schaum für den Maul gestanden, auch die Augen dik vor dem Kopf gelegen, daß sie fast sterben müssen, eine Bürgerin geschraubet, daß die Nägel von den Fingern gesprungen, die Schülerknaben gepeiniget, andere mit zwanzig Stichen verwundet, die Leute zu offenbahren, das Rathhaus aufgeschlagen und alle Geheimniß zerstreuet, die Stadtsiegel mitgenommen, und in einer Summa, also mit der Bürgerschaft gehandelt, daß man gemeynet bei solchem Morden, Schänden, Kreischen, Berennung des Thurms und Tormentirung der Bürger, es würde der jüngste Tag vorhanden seyn. Zu diesem haben sie alle Pferd, Vieh und alles geraubt, alles verwüstet und hinweggeführet, unsere Wittiben und Jungfrauen mitgenommen, andern ins Korn nachgerannt, und welche sie bekommen, jämmerlich zerschlagen, daß nicht genugsam davon zu sagen und zu schreiben ist.

Als sie nun von Hanau wieder kommen seyn, seind sie vom ersten Tag bis auf die heutige Stunde

einer

einer nach dem andern truppenweis eingefallen, den Leuten nachgerannt in die Früchte und Gras, solche ganze Truppen weiß durchstreift, und Menschen durch Hunde ihnen entgegen jagen und hezen lassen, etliche erstochen und jämmerlich erschlagen, daß die Erde und der Himmel Zeugen über solch Blutvergiessen geben können. Hierzu haben sie, ein Trupp den andern, das Thor und Städtlein in die Händ gegeben, und einer gehauset mit Morden, Stechen, und Rauben, wie der andere, alles aufgeschlagen, zerschmissen, aufgebrochen und mit Wägen und Geschirr hinweggeführt, daß nichts mehr übrig ist, weder an Vieh, noch Frucht auch sogleich die Leute ermordet und zerhaket, daß sich einer hierhin der andere dorthin in Wiesen, Wälder und Früchte verkriechen müssen, bis endlich einer nach dem andern mit blutigem Haupt und Wunden hervorgekommen ist, zu diesem sind noch viele Leute aus, von welchen in acht Tagen keine Kundschaft eingelangt. Hierzu haben sie das Vieh auf den Gassen erschossen, und todt liegen lassen, daß ein großer Gestank sich erreget, und die Leute alle aus der Stadt weichen müssen, seyen drey Tag in Wäldern gelegen und verschmachtet, und kürzlich davon zu reden, ist die Stadt Wetter Seithero des Hanauischen Entsazes nie kein Tag von Plünderung frei gewesen, sondern alle Tage mit vier, fünf, bis sechs Parthien, mit bei sich habenden Wagen ausgeplündert und ruiniret worden, bis auf diesen Tag. Mittler Zeit seyen die armen übrigen Unterthanen also erschrocken und ausgehungert, daß sie weder Form, noch Gestallt des Lebens haben, deswegen sie auch sich alles ferneren Unglück begeben. Da keiner aus allen ist, so von allem ein halb Kopfstück werth, auch nicht die Kleider am Leibe haben behalten können,

nen,

nen, daher auch den armen Unterthanen zu Wetter keine größere Feindseligkeit commiriret werden kann, und obwohl die Execution mit Plünderung, Feuer und Verwüstung an Frucht anbedreuet wird, so ist allbereit, ohne Betrachtung auf die überflüssige Schärfigkeit ergangen. Zu diesem wissen wir armen Leute nicht, ob wir wegen ausgestandenen Tormentirungen, Peinigung, Schreken und Hunger die Zeiten wieder erleben und unsere Häuser länger bedürfen mögen. Weilen dann alles das Uebel uns armen Menschen zu Wetter mit hoher Unschuld begegnet, müssen wir es Gott und unserm gnädigen Fürsten und Herrn, in deren Gnaden und schuldigen Gehorsam wir bleiben wollen, klagen und befehlen, wissen uns auch nicht mit einem Heller von fernerer Feindseligkeit zu salviren, als mit dem heiligen Wort Gottes, dessen wir doch seithero des ersten feindlichen Angriffes und Tyranney gros Mangel gelitten, wann uns von Jugend auf solches nicht in die Herzen wäre eingepflanzt worden. Würde auch von Nöthen seyn, etliche Reuter und Officirer nach Wetter zu schicken, sintemal kein Mensch mehr seither Pfingstdienstag bis dahero in der Stadt gewohnet, auch kein Auffenthalt mehr da ist, dan die Partheyen vom ersten Tage an nie kein Stund auser der Stadt blieben, dahero alles an Frucht und Vieh, beneben allen andern Mobilien den Menschen entzogen seyn, und gibt's der Augenschein selber, was vor Zerstörung und Ruin in der lieben Stadt, und was vor Versehrung in der lieben wachsenden Jugend und drukenten Frücht vorgangen, und ist kein Zweifel, daß derjenige, so das Städtlein gekannt, nunmehro aber sehen sollte, den jämmerlichen Zustand nicht mit Thränen seiner Augen betrauern und beweinen müsse, da nichts mehr als Hund und Katzen daselbst sich, in Zerreis-

sung des ermordeten Viehes, jezt befinden, wird auch sich allhier, in der Stadt Margkburg, wie in gleichem Frankenberg und Grafschaft Wittgenstein und Berlenburg, der Oerter sie sich begeben, genugsam ausweisen, wie die Leute, so noch vor 4. Wochen genugsam nach Notturft gehabt, jezt selbsten unschuldig an Bettelstab gesezt, vor ihren Thüren um das Brod bitten und schreyen. Imgleichen wird die Erde, das Feld und die Strasse, die Kirche, wie imgleichen die Frucht auf dem Feld, über das vergossene Blut Zeugnis geben, welches Gott geklaget seyn wolle. Dieses alles können wir E. Str. E. E. und Hochg. unterthänig ohnverhalten. Göttlicher Protecktion hiermit empfehlend E. Str. E. E. und Hochg. unterthänige

Wenige übrige Bürgerschaft und Amtsunterthanen zu Wetter.

2.

Klagbericht an Herrn Landgrafen Georgens Fürstl. Gnaden von dero Unterthanen zu Wetter, am 17. Juni 1636 abgangen.

Durchlauchtigster Hochgeborner Fürst, Gnädiger Fürst und Herr,

Nachdem Ew. Fürstl. Gnaden beampten zu Wetter, aus ernstlichem Anbefehlen, den Verlauf verübter Exorbitantien und Plünderung, so allhier von den Schwedischen und Niederhessischen vorgangen, zu berichten, als haben Ew. Fürstl. Gnaden wir aus Pflichtschuldigem Gehorsam unterthänig die wahre Beschaffenheit nachfolgend ohnverhalten sollen. Den 5. Junj, als der Cron Schweden Feld Marschalk Allexander Leßlin ein Schreiben an Burgermeister und Rath um eine ansehnliche Proviantlieferung und

Bei-

Victualien mit großen Promessen, zugeschiket, hat die Stadt, zu der armen Leut Nutzen, von Haus zu Haus, alle befindliche Victualien an Bier, Brod und Mehl aufzeichnen lassen, sich auf Erforderung darauf haben zu richten. Als nun der GeneralQuartiermeister auf 3. Regiment Quartier begehrt, und man ihme des Herrn Feld Marschalks Schreiben, und dessen Promessen vorzeigen wollen; approchiren die übrige Völker alsobald gar die Pforten auf, drangen sich gewaldsamer weiß in die Stadt nehmen etliche hundert Kühe und Pferd, schlugen die Kirch auf, zerschmissen Kisten und Kasten. Morgens zu früher Tages zeit kommt eine andere Parthey von 300. Mann, berennen die Stadt, occupiren die Pforten, und weilen die Mannschaft gering, brachen sie an einem Thor ein, schlugen, schossen, stagen die Bürger, hieben sie mit Aexten und Beilen, brachen die Kirch auf, plünterten den Gotteskasten, nahmen 3. Kelche und der Armen Opfergeld, zerschlugen die Orgel, stürmten die Pfarrhäuser, schlugen und stagen die Pfarrer, die Weiber und Jungfrauen, so in den Pfarrhäusern waren, nothzüchtigten sie, jung und alt, sowohl die von 10. — 70. Jahren, stürmten das Spitalhaus, schlugen die Blinden und Lahmen daraus, hauten sie mit Aexten in die Häupter, Arme, Bein und Leiber, plünterten alles aus, schossen ein unmündiges Mägdlein todt, zwangen einen blinden Mann, so 12. Jahr blind gewesen, auf jeder Achsel einen Sack Frucht zu tragen, und als er solches nicht vermocht, schlugen sie ihn zweimal mit einer Axt auf den Kopf und stachen ihn mit einem Schwerdt todt. Eine fremde arme vertriebene Frau, so ins Kindbett gekommen, haben sie hin und wieder gewalket, und bei ihr gesucht. Eine andere Junge, so das refugium in's Spital gesucht, haben sie mit

Aexten und Beilen also zerfleischet, daß die posteriora über die Beine und Knie gehangen, item solchen tyrannischen Actum im Spital erwiesen, mit den kranken, lahmen, blinden, armen leuten, daß ein Türk nicht mehreres thun und denken können, haben sonst andere Leut auf den Gassen todt uud über die 200. in- und ausländische Personen gepeutschet und verwundet, die armen Schülerknaben gepeiniget, und zweyen jederem 20. Stich gegeben und verwundet, andere sonst mit Peinigung angehalten, die habhafte Leute zu benennen, solche habe sie geknebelt, daß das Blut zu Nasen und Mund, Gesicht und Ohren herausgeloffen, andere gewichst. andere mit ihren pudendis angebunden, und mit Stricken gezogen, die Hände auf den Rucken gebunden und exerciret, bis der Schaum vor den Mäulern gestanden, andere mit Schrauben tormentiret, daß ehe die Nägel von den Fingern gesprungen, andern Arm und Beine entzwey geschlagen. Den Glokenthurm, weilen sie nicht darauf kommen können, angesteckt, das Uhrwerk zerschlagen, die Böden aufgebrochen, die Diehlen ins Feuer gelegt, zersagen, Kasten verbrennt, leinen Werk und Kleider ins Feuer geworfen, die Menschen aufm Thurm zu dämpfen. Als auch die Weiber und Jungfrauen accordirt umb eine Ranzion, und herab gestiegen, haben sie solche in der Kirche, Kirchhof, Schul und Pfarrhaus, wie imgleichen Rathhaus gedrüket und genothzüchtiget. Ew. Fürstl. Gnaden Speicher aufgebrochen und groſsen Schaden gethan, die Stein in der Kirche aufgebrochen und gegraben, das Rathhaus aufgeschlagen und alles zu Stücken geschmissen, das Stadtsiegel mitgenommen, und viele Haustöchter mit weggeführt, imgleichen Wittiben und Eheweiber, deren etliche sich aufm Weg ranzioniret, andere sind entrissen,

sen, andere aber noch aus, haben einen Bürger mitgenommen, selbigen geknöbelt, unter den Armen gebunden und mitgeschleift, endlich auf der Wiesen bei der Hein: Mühl gar niedergeschossen. Ob auch wohl der Hospital sich wegen der Kindbetterinnen salviren wollen, und ein weiß Tuch ausgehängt, so hat doch solche Tyranney darinn kein Ende nehmen wollen, sondern es sind alle blinde, lahme und ungestalte Menschen also darinnen zerfleischt worden, daß es schrecklich zu sehen. Diese Parthei hat 6. ganzer Stunden geplündert, gestochen, geschossen, gemordert, geschändet und also gehandelt, daß solches vor dem Richterstuhl Gottes schwer wird zu verantworten seyn. Als diese Parthey allen ihren Muthwillen verübt und fortgerukt, kommt eine andere, nicht so stark, handelt im vorigen Tractat, als obs mit einander aufgelegt gewesen, fuhren fort alles mögliche mit Pferden und Geschirr fortzubringen, und hat solches gewährt, bis in die Nacht. Den dritten Tag morgens frühe kommt eine andere Parthey mit Wagen und Geschirr, handelt wie die vorigen auch, und wann die Menschen sich nicht in die Wälder und tiefe Gründe verborgen, ist nicht zu glauben, daß ein Mensch davon kommen wäre, da sie ausdrüklich vorgaben, das Land wäre ihnen zum Raub und Brand frey gegeben. Nach dieser Parthey kommt eine andere zu Fuß, welche sonderlich keinen Schaden nach Muthwillen exercirt, sondern sich mit den fragmentis begnügen liessen, obs Freund oder Feind gewesen, ist unbewußt, da sie in währendem vorigen Reuter Raub in den Gärten sich aufgehalten und nach der Reuter Abzug in die Stadt gangen, sich nmgesehen und als weder sie den Bürgern, noch die Bürger ihnen getrauet, seind sie oben hinausgegangen, sich umgesehen. Das ist der Summa:

marische Verlauf dieses unseres Elendes. Was sonsten für specivelia verübet worden, ist Gott bekannt und soll mit nächstem, beneben möglicher specification, abgeraubter Pferd und Kühe, unterthänig berichtet werden. Gott wolle Ew. Fürstl. Gnaden samt dero herzlich vielgeehrten Fürstlichen Gemahlin und allen Fürstlich Hoch Angehörigen in erwünschtem Wohlstand erhalten, und uns von fernerer Tyranney und dergleichen Affliction behüten und bewahren, den Gesunden Fried, den Beschädigten Gesundheit, den Todten eine fröhliche Auferstehung verleihen. Dieses alles haben wir wenige Unterthanen zu Wetter, ohne des Ampts erlittenen Schaden, so unbekannt, Ew. Fürstl. Gnaden nicht verhalten sollen: deren gnädigen Schuz und Gnade wir uns, nächst Gott befehlen. Actum Wetter, den 17. Junii 1636.

3.

Als auch dieses 1636. Jahr im Monat Junii ein stark Regiment Polaken zu Pferd an den Rheinstrom gekommen, etliche Tage mit Raub und Plündern übel verfahren, seyn von diesen Polaken den 5. Juli. an die 300. stark in dieser Gemark und Feldung Hohenweisel ankommen, dieses Dorf auszuplündern, wie sie dann den Anfang solcher Plünderung auch gethan, etlich und zwanzig Sturmläufer über die Heggraben sich begeben, welchen Menschen sie antrafen, mit Schwert, Säbel, Bley und Pulver ums Leben zu bringen vorhabens, indem sie nun also wüthend einfallen, retiriren sich die armen Leut allhier mit ihrem Viehelein, Weib und Kindern auf den Kirchhof, greifen zum Gewehr, daß auch an die 3. Stunden diese Tyranney der Polaken zurückgehalten, inmittels hat der große Trupp auf dem

Fel-

Felde im Meinung, diesen Flecken Hohenweisel ganz und gar aufs äusserste zu ruiniren. So ihnen aber der allmächtige Gott nicht zulassen wollen, sondern ihr Vorhabens mehrentheils gnädiglich abgewändet, dieser Gestalt, als ein ziemlich starker Seccurs junger Mannschaft aus Butzbach dieses Unglück abzuwenden gekommen, und die Polaken sie ansichtig wurden, sind sie abgewichen, seind aber in diesem Anlauf beschädiget worden, eine Mannsperson, Burger und Mussikant allhier, genannt Wechartshanß, welcher den 1zten dito gestorben, ein alter 90. jähriger Mann, Gielhanß Reuter, auf den Tod verwundet, eine schwangere Frau durch einen Schenkel geschossen, ein Soldat durch eine Hand geschossen; auch 2. Polaken todt verblieben, haben an Vieh 200. Stk. Schaaf, welche unseres gnädigen Fürsten und Herrn gewesen, im Wald davon getrieben und 2. Ochsen.

Sonsten ist dieser und aller Orten eine sehr große Verderbung des langwährenten nunmehro Sechzehn jährigen teutschen Krieges. Dieser Wetterauisch und umliegende Kreiß hat wegen der Statt Hanau ein sehr großen Schaden gelitten, hat keine Bauung der Felder oder sonsten keine Handthierung getrieben werden können, seind viel tausend Menschen Hungers gestorben, Pfarrer, Schulmeister und andere Diener haben müssen im Elend hin und herziehen, auch viele im Elend sterben müssen. Es hat sich in dieser Hungersnoth in einem Nassauischen Dorf, Ruppertshofen genannt, zugetragen, daß eine Mutter mit ihren armen Kindern großer Hungersnoth halber ihren todten verstorbenen Vater angegriffen zu essen; und etwas von seinem Leibe gekocht. Viel Menschen, welche gestorben und nicht begraben werden können, haben die Hunde zerrissen. In Sum-

me

me, Elend, Hunger und Kummer ist so groß gewesen, dergleichen sint die Welt gestanden, nicht wohl größer gewesen. Dieser Orten, Gott Lob und Dank, kann man noch ein Achtel Korn, vor 5. auch 7. Thaler, 12. Fl. bekommen, ein Maas Butter 2 Fl, eine Kuh vor 30. Fl. hätten auch längstens ganz und zumal von Haus und Hof abweichen müssen, wenn nicht unser vielgeliebter und gnädiger Landsfürst und Herr Herr Philipps, Landgraf zu Hessen, Graf zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain und Nidda, bei uns so mild fürst- und väterlich im Lande geblieben und beschützet hätte. Nun der allmächtige getreue himmlische Gott und Vater wolle unsern gnedigen Landesfürsten und alle Deroselben Fürstliche Angehörige, bei guter Leibesgesundheit erhalten, zeitlich und ewig seegnen, uns allen lieben edlen Frieden wieder in unserm Vaterland gnedig geben und bescheeren. Amen. Amen. Amen. Herr Jesu Christ. Amen.

II. Heldenmüthige Aufopferung.

Außerordentlicher Muth weckt das Staunen und die Verehrung der Mit- und Nachwelt. Thaten, welche die Größe bewähren, derer der Mensch fähig ist, sind wahrhaft unsterblich. Helden entflammen das empfängliche Gemüth noch nach Jahrhunderten zu hohen Thaten. Ob sie gesiegt oder gefallen, gilt der Nachwelt fast gleich; aber wie sie gekämpft haben, bleibt ein Erbtheil der Menschheit. Man fühlt

sich

sich stolz, einem Geschlechte anzugehören, das solches vermochte.

Das Heer des Sultan von Damaskus war in Galilea eingefallen. Fünfhundert Johanniter und Templer eilten herbei, das Land der Christen zu beschützen, und lieferten den Unglaubigen eine Schlacht. Fast alle fanden auf dem Schlachtfelde ihren Tod, erdrückt durch die Ueberzahl der Feinde. Aber hören wir die Wunder, welche die alten Kroniken von diesem Kampfe erzählen. Diese unbezwinglichen Krieger, sagen sie, rissen, nachdem sie alle ihre Pfeile verschossen; aus ihren Körpern die feindlichen, und schossen sie auf die Unglaubigen zurück. Durch Hitze und Anstrengung erschöpft, stillten sie mit ihrem eigenen Blute ihren Durst, und stärkten durch das, was sie schwächen sollte, ihre Kräfte. Nachdem ihre Lanzen und Schwerdter zerbrochen waren, stürzten sie sich in die Feinde, ergriffen sie, wälzten sich mit ihnen auf der Erde, und dräuten noch im Tode den Unglaubigen. Aber aus dieser Heldenschaar hervor strahlte noch Jakob von Maillé, Ritter des Tempels. Auf einem weißen Pferde stand er der Einzige noch auf dem Schlachtfelde, und kämpfte unter einem Haufen von Todten. Von allen Seiten umringt, verweigerte er sich zu ergeben. Erschöpft fällt sein Pferd zu Boden, und zieht ihn zur Erde. Schnell erhebt sich jedoch wieder der unerschrockene Ritter, und stürzt, von Blut, Staub und Pfeilen bedeckt, mit erhobener Lanze in die Reihen der Unglaubigen, die über diese Kühnheit erstaunen. Endlich fällt er durchbohrt, und kämpft noch fallend. Die Sarazenen glaubten, dieß sey der heilige Georg, von dem die Christen behaupten, daß er vom Himmel in ihre Reihen niedersteige. Sie näherten sich voll Ehrfurcht der von Wunden zerrissenen

senen Leiche. Sie wischten sein Blut ab; sie theilten seine Kleider und die Reste seiner Waffen. In ihrer rohen Verehrung gingen sie so weit, daß sie mit Theilen seines Körpers Theile des ihrigen berührten, in Hoffnung tapfere Kinder zu erzeugen.

Dieser heldenmüthige Kampf fiel am ersten May des Jahres 1187 vor. Der Großmeister des Tempels und zwei seiner Ritter entgingen allein dem Tode. Die gefallenen Ritter wurden zu Nazareth in der Kirche der heiligen Maria beerdiget. Die Christen sprachen hiebei mit dem Propheten: „Töchter von Galilea, zieht an die Trauergewänder, und ihr Töchter Sions, weint über das Unglück, das bedroht die Könige Judäa's."

III. Die schröcklichste Höllenmaschine.

Als der englische Admiral Russel unter König Wilhelm dem Dritten, am neun und zwanzigsten May 1692 die große Schlacht bei Hogue, an der Küste der Normandie geliefert hatte, verfolgte er seinen Sieg damit, daß er acht französische Häfen bombardirte. Dabei bediente er sich der sogenannten Höllenmaschine, jedoch ohne die erwartete Wirkung. Diese Höllenmaschine, die ihren furchtbaren Namen mit der That führt, war ein Schiff von 350 Tonnen, doch länger als Fahrzeuge von dieser Größe zu seyn pflegen. Der Kiel war neunzig Schuh lang. Außer dem Wasser ward es rund herum mit Ziegelsteinen gemauert. Inwendig auf dem Boden la-

gen

gen dreihundert Pulvertonnen, über diesen eine Decke von Theer, Schwefel, Harz, Pech, Hanf, Stroh und Reisern; dann eine Reihe dicker Balken, welche, damit sich das Feuer besser ausbreiten konnte, durchlöchert waren. Auf diesen Balken befanden sich dreihundert und vierzig Karkassen, gefüllt mit Granaten, Feuer- und Kettenkugeln, geladene, in gepichte Leinwand gewickelte Pistolenläufe und die Böden voll gläsernen Flaschen. Die leeren Räume zwischen diesen Karkassen hatte man mit eisernen Stangenstücken und brennbaren Materialien angestopft, über das Ganze aber gepichte Leinwand gelegt. In dem Schiffe befanden sich sechs Oeffnungen, durch welche die Flammen mit so vernichtender Gewalt herausbrachen, daß sie auch den härtesten Stoff verzehrten, und durch nichts als heisses Wasser gedämpft werden konnten.

Zum erstenmale wurde diese höllische Erfindung 1693 vor St. Malo angewendet. Drei Tage lang beunruhigte die brittische Flotte die ganze umliegende Gegend und die Stadt selbst, damit der benachbarte Adel nebst den Befehlshabern der Provinz und einer zahlreichen Soldateske sich in dieselbe begeben, und nun auf einmal umkommen möchten. Hierauf ward den dreissigsten November um Mitternacht das Höllenschiff bei frischem Winde gegen die Stadt geschickt. Schon war es auf Pistolenschuß-Weite vor den Ort gekommen, wo es vor Anker gelegt werden sollte, als ein widriger Wind dasselbe auf einen Felsen trieb, so daß es nicht völlig heran kam. Es bekam eine Oeffnung, das Wasser drang ein, und das Pulver in den untersten Karkassen ward angefeuchtet. Da steckte es der darauf befindliche Kriegsbaumeister in Brand. Es folgte ein unbeschreiblicher Schlag. Drei Meilen in der Runde erbebte die Erde, es

blieb keine Glasscheibe und kein irdenes Gefäß ganz: dreihundert Häuser wurden ihrer Dächer beraubt. Die Mauern an der Seeseite stürzten ein; hoch über die Stadt hinaus flog die über zweitausend Pfund schwere Schiffswinde, und zerschmetterte im Niederfallen ein Haus bis auf den Grund. Zum Glück für die Bewohner war das Schiff aus seiner Richtung, und daher von den dreihundert und vierzig Karkassen keine einzige in die Stadt gekommen.

IV. Die Russen zu Anclam in Pommern.

Im Jahr 1713.

Neun Jahre lang hatte der kriegslustige König Karl der Zwölfte von Schweden glänzende Siege über seine zahlreichen Feinde erfochten: aber in der Schlacht bei Pultawa (den neunten Julius 1709) ging sein Glücksstern unter. Von den Russen geschlagen, ergaben sich seine vornehmsten Offiziere mit dem Rest der Truppen den Siegern, und Karl selbst fand mit Mühe eine Freistätte bei den Türken. Unter den Städten, die von den Siegern besetzt wurden, befand sich auch Anclam in Vorpommern, zwischen Stettin und Wolgast. Russische und sächsische Kriegsvölker rückten in die Stadt ein, und bezeichneten ihre Ankunft durch entsetzliche Contributionen, Lieferungen und Erpressungen, die sie den unglücklichen Einwohnern auferlegten. Die ersten Magistratspersonen und die angesehensten Bürger der

Stadt

Stadt wurden verhaftet und bedroht, nach Moskau abgeführt zu werden, wenn den Foderungen nicht schleunig Genüge geleistet würde. Es war aber unmöglich, die harten Foderungen der Feinde zu erfüllen. Die Pest hatte das Jahr vorher grausam gewüthet, und kein Haus war ohne Trauer geblieben. Jetzt folgte das schrecklichste Elend des Krieges, und unter allen Klassen der Einwohner herschte Jammer und Elend; aber die bangste Stunde sollte erst noch schlagen.

Der schwedische General Steenbock war in Rügen gelandet, hatte nach einigen glücklichen Gefechten sich nach Westen gewandt und Altona in Brand gesteckt. Jetzt standen die vereinigten dänischen und russischen Heere vor Tönningen. Ergrimt über Steenbocks Grausamkeiten, befahl der Czar Peter der Große von Rußland, den Brand von Altona durch die Einäscherung sechs pommerscher Städte zu vergelten. Unter diesen, der Vernichtung geweihten Städten, befand sich Greifswald, Stettin und Anclam.

Es war am ersten April 1713, als der dumpfe Ton der Glocke sämmtliche Bürger der Stadt zum Rathhause rief. Niedergebückt von der Last der Leiden, wankte jeder Hausvater nach dem Markte; aber die schreckliche Nachricht, welche ertheilt werden sollte, erwartete man nicht. Galavoye, Hauptmann der kaiserlichen Garde, und Puschkin, Adjutant des Fürsten Menzikof, erschienen in Begleitung mehrerer Truppen, und machten der versammelten Bürgerschaft bekannt, daß die Stadt ausgeplündert und hiernächst angezündet werden sollte. Man war durch Leiden schon gewöhnt, auch das Härteste zu erwarten; aber dieser Schlag war zu hart. Todtenbläße verbreitete sich über alle Gesichter, Jammer und

Weh-

Wehklagen hörte man überall, und jede Hoffnung der Rettung verschwand, als auch Einwohner von Wolgast erschienen, die weinend das Schicksal ihrer bereits niedergebrannten Stadt erzählten, und hier Aufnahme suchten, bei Nachbarn, denen ein gleiches Unglück bevorstand. Alle Bitten waren vergebens; die sonst gutmüthigen Offiziere weinten selbst, indem sie den strengen Befehl ihres Fürsten vorschützten. Alles, was sie bewilligen konnten, war, daß jeder Einwohner zwei Hemden und ein Brod und die Kranken ein Stück Bette mitnehmen durften.

Die Plünderung nahm, auf ein gegebenes Zeichen, ihren Anfang. Kisten und Kasten wurden erbrochen, jedes Gewölbe durchsucht, und Pechkränze an den Häusern befestiget. Der Magistrat ermahnte die Bürger zur Standhaftigkeit und Ausdauer, erklärte, daß er sein Amt mit dem Untergange der Stadt niederlegen, jedoch treu mit seinen Mitbürgern ausharren werde, und flehte, daß sie sich unter einander nicht verlassen, sondern ihren letzten Bissen Brod theilen möchten. Dann entließ er sie mit Segenswünschen.

Drei Tage ward geplündert, und man erwartete die Ankunft des Obristen Staff, der die Mordbrennerei leiten und die Stadt anzünden sollte. Am dritten Morgen rief die Glocke die Einwohner zusammen, und ungeachtet Staff noch nicht eingetroffen war, so sollte doch die Schreckensscene vor sich gehen. Jeder Hausvater erschien, sein Weib am Arm, die jüngsten Kinder tragend. Man stellte sie in Reihen, und von Wache begleitet ging der Zug in dumpfem Schweigen zum Thore hinaus. Jeden Augenblick fürchteten die bleichen Leichengestalten das schreckliche Knistern der Flamme hinter sich aufschlagen zu hören, welche ihr letztes Hab und Gut verzehr-

zehrte. Man führte sie auf einen nahen Berg, um das schauerliche Schauspiel mit anzusehen. Tausend Thränen benetzten den Hügel, zahllose Seufzer stiegen zum Himmel, und die tröstende Stimme der Prediger fand keinen Eingang in die Herzen der Gebeugten. Aber während man in quaalvoller Erwartung dem Untergang der Stadt entgegen sah, kam keuchend auf einem weißen Pferde ein Courier angesprengt, und ehe noch eine Stimme gehört werden konnte, winkte schon sein weißes Tuch Gnade, Gnade! — „Gnade!“ ruft jeder mit ihm. Ein frohes Getümmel erhebt sich, Einer fällt dem Andern, mit Freudenthränen im Auge, um den Hals, und die vorher Todfeinde waren, sinken einander versöhnt in die Arme.

Aber woher kam die Rettung? — Der menschenfreundliche König Friedrich der Vierte von Dänemark, von den mordbrennerischen Planen des Czars unterrichtet, hatte sich zu dem Fürsten Menzikof begeben, und ihm gesagt: „Altona war mein, mein gebührt die Rache, nicht den Russen. Ich verbiete daher die Einäscherung der pommerschen Städte.“ Menzikof schützte den strengen Befehl des Czars vor, den er bei Verlust seines Kopfes befolgen müsse. Drei Tage ward unterhandelt, und als endlich am vierten der edle König zornig auf den Tisch schlug, so gewährte Menzikof, welcher überzeugt zu seyn glaubte, daß das Unglück schon geschehen wäre, den Antrag des Königs, und unterzeichnete den Befehl, die Stadt zu schonen, und die geplünderten Effecten zurück zu geben. Ein dänischer Offizier übernahm es, der Verkündiger der Rettung zu seyn, und eilte auf den Flügeln des Windes nach Anclam. Aber er wäre doch zu spät gekommen, und hätte nur die rauchenden Mauern der Stadt gesehen, wenn nicht

ein

ein besonderer Umstand einen Aufschub verursacht hätte. Der Oberste Staff, dem das Anzünden der Stadt übertragen war, gerieth nach der Einäscherung von Wolgast mit dem dänischen Admiral Carlson, der mit den dänischen Schiffen bei Greifswald lag, in Streit. Carlson, über die verübten Greuel empört, ermahnte ihn, nicht so eilig mit seinem Auftrage zu seyn; allein der rohe Staff achtete diese Vorstellung nicht. Da ihn darauf Carlson einen Mordbrenner nannte, zog Staff den Degen, und es entstand zwischen den beiden Generalen ein Zweikampf, der mit dem Tode des biedern Carlson endete. Hierüber erhob sich ein Aufstand auf der Flotte, welche ihren Admiral liebte. Man wollte den Obrist Staff tödten, und es war kein anderes Mittel, ihn vor der Wuth der empörten dänischen Soldaten zu schützen, als daß der sächsische Generalmajor Saison ihn durch seine Truppen verhaften ließ. Dieß veranlaßte den Aufenthalt, durch welchen Anclam gerettet ward, und Carlsons Blut löschte die bereits angezündeten Mordfackeln, welche die Stadt verderben sollten.

Jährlich wird der Tag der Erhaltung gefeiert; das Geläute aller Glocken begrüßt ihn. Festlich geschmückt ziehen die Bürger zur Kirche, die Geschichte des Jahres 1713 wird vorgelesen. Ein Augenzeuge hat einen Theil seines Vermögens zur Feier des Tages vermacht, von dessen Zinsen die Armen erquickt, und Preise an die Fleißigsten in der Schule vertheilt werden.

V.

V. Kinderraub.

Die Russen, welche während des siebenjährigen Krieges in das Königreich Preußen einfielen, verübten daselbst die schröcklichsten Greuel, und bezeichneten beinahe jeden ihrer Schritte mit Mord, Brand und Verwüstung. Vielen Eltern nahmen sie ihre kleinern und größern Kinder weg, führten sie nach Kurland, Polen und Liefland, und verkauften sie daselbst.

Der Kantor des Dorfes Kinten hatte das Unglück, daß ihm seine sechsjährige Tochter weggenommen wurde. Er beschloß nach Kurland zu reiten, um da seine Tochter aufzusuchen, weil er vermuthete, daß sie nach diesem Lande hingeführt seyn würde, und er machte sich auch wirklich auf den Weg. Auf der Reise traf er mit einem Bauer, Nameus Bormann, aus dem Dorfe Bitthenen, zusammen, der auch zwei Kinder durch den Raub verloren hatte, und von väterlicher Liebe angespornt, mit großen Gefahren und Beschwerlichkeiten dieselben in Kurland aufsuchen wollte. Beide Väter setzten nun ihre Reise in Gesellschaft fort. Als sie in Kurland angekommen waren, wanderten sie von einem Edelhofe zum andern, um ihre Kinder aufzusuchen, anfangs schien es aber, als werde keiner von beiden so glücklich seyn, den Zweck zu erreichen. Endlich erfuhren sie jedoch, daß auf Rossau, einem dem Herrn von Mirbach gehörigen Gute, eine Anzahl der von den Russen verkauften Kinder befindlich sey. — Herr von Mirbach hatte nemlich solche unglückliche Kin-

der aufgekauft, und zwar in der Absicht, sie, wenn ihre Eltern sich meldeten, oder ausgemittelt werden könnten, denselben zurückzugeben; wenn ihm aber dieß nicht gelingen würde, selbst dafür zu sorgen, daß sie zu nützlichen Menschen erzogen würden.

Nachdem die beiden Väter vernommen hatten, daß in Rossau Kinder aus Preußen sich befänden, so begaben sie sich wirklich nach diesem Orte hin, gingen zum Herrn von Mirbach und sagten ihm, warum sie gekommen wären. Er führte sie in ein geräumiges Zimmer, wo sie fünfzehn Kinder, theils Knaben, theils Mädchen, fanden. Herr von Mirbach hatte dieselben für fünftausend Rubel gekauft, und ließ sie durch eine dazu aufgestellte Person gehörig verpflegen. Schnell überschauten die zwei Reisenden diese Kinder; aber nur einer von ihnen sah seine Wünsche erfüllt. Der Kantor von Kinten fand nemlich seine Tochter unter den Kleinen. Von der Winterkälte, in der man sie fortgeschleppt hatte, waren ihr die Füße erfroren, aber sie fingen schon an zu heilen. Die Freude des Vaters, der seine Tochter wieder sah, war eben so groß, als die Betrübniß des Mannes, der keines seiner beiden verlornen Kinder fand.

Bald wurde indessen die Freude des Vaters dadurch unterbrochen, daß er befürchtete, ein Lösegeld für seine Tochter geben zu müssen, das er nicht werde bezahlen können. Diese Furcht ließ er sich auch merken; und Herr von Mirbach stellte sich, um ihn hernach desto mehr zu überraschen, als wollte er ein Lösegeld verlangen. Er fragte den Vater: wie viel er für seine Tochter geben wolle! Der Kantor antwortete: „Herr, ich habe nur zwei Rubel, die ich von Menschenfreunden unterwegs bekommen habe: mehr kann ich ihnen nicht geben!“ Auf die

Fra-

Frage, wo dieß Geld sey? legte er seine zwei Rubel auf den Tisch. Da nun Herr von Mirbach weiter fragte, wovon er auf der Rückreise leben wollte, wenn er dieß Geld für seine Tochter bezahle? so stand der arme Mann verlegen da, und wußte nicht, was er sagen sollte. Der edle Mirbach aber schob nicht nur die zwey Rubel zurück, sondern legte noch zehn dazu, als ein Geschenk zur Bestreitung der Kosten auf der Rückreise, hierauf erkundigte er sich bei dem tief gerührten Manne, wie er seine Tochter fortzubringen gedenke? „Ich habe die Reise zu Pferde gemacht, antwortete der Kantor, und ich will meine Tochter auf mein Pferd nehmen, und mit ihr zu der weinenden Mutter eilen.“ Aber der edle Mirbach meinte, daß dieses bei der Winterkälte für das Kind gefährlich seyn könnte, und er versprach deswegen dem Manne, daß er ihm eine kleine russische Kalesche schenken wolle. Dieses Versprechen hielt er auch, die Kalesche wurde dem Manne überbracht, der dann sein Pferd davor spannte. Auch wurden ihm auf Befehl des Herrn von Mirbach noch einige Stücke Betten gereicht, damit das Kind darinn eingewickelt werden konnte.

Der Kantor fuhr, innig gerührt durch die Menschenliebe des edlen Mirbach, mit seiner Tochter in seine Heimath. Dem betrübten Bormann, der seine Kinder nicht gefunden hatte, sprach Mirbach Trost zu, und behielt diesen Mann noch einige Tage auf dem Gut Rossau, damit er sich von den Beschwerlichkeiten der Reise erholen konnte.

VI. Schicksale eines preussischen Freiwilligen in der Schlacht an der Katzbach.

Von ihm selbst erzählt.

Der Morgen des sechs und zwanzigsten Augusts 1813 brach an, trüb und dämmerig, wie seine jüngsten Brüder, und, gleich ihnen, im Geleite heftiger Regenschauer. Als wir uns von der feuchten Erde, die uns zum Nachtlager gedient hatte, erhoben, und uns vergebens nach einer Erquickung umsahen, und nach Erwärmung bei der empfindlichen Kälte, gingen wir murrend an unsere Geschäfte, nicht ahnend, daß der heutige Tag ein Ziel der Leiden (für Viele im freudigen, für Manche im ernsten Sinne) seyn sollte. Unsre Eskadron lag vor dem Vorwerk, Brechekshoff, und Mangel an Fourage trieb uns alle dorthin, um Futter zu holen. Jezuweilen hörte man einen Kanonenschuß; aber Alle waren der Meinung, daß es bei diesem schrecklichen Wetter zu keiner Affaire kommen könne. In einem Stalle, wo ich mein treues Roß mit Heu reichlich versorgte, überließ ich mich einem kurzen, erquickenden Schlafe. Als ich erwachte, donnerten die Kanonen ernster, als vorher, und ich eilte auf meinen Posten zurück. Eben war der lange vermißte Marketender angekommen und brachte alles mit, was der verschmachtende Krieger bedurfte, sich wieder zu erholen von den Entbehrungen der letzten Tage. Es ging, trotz des nahen Kanonendonners, recht lebhaft

bei

bei seinem Wagen zu, als der Befehl zum Aufbruch kam.

In wenigen Minuten war das Regiment formirt, und wir marschirten ungefehr tausend Schritte von dem alten Lagerplatz, als wir wieder Halt machen mußten. Man war der Meinung, es werde ein leichtes Gefecht seyn, und wir würden den Rückzug zu decken haben. Aber immer näher donnerten die Kanonen, und schon sahen wir einzelne Granaten über uns wegziehen und vor uns niederfallen. In diesem Augenblick kam der Rechnungsführer des Regiments an unsern Rittmeister herangeritten, und bat ihn, einige Leute zu kommandiren, welche die angekommenen Rationen und Portionen fassen sollten. Ich ward dazu aufgerufen; da ich aber sehr demüthig bat, mich in diesem entscheidenden Augenblicke nicht fortzusenden, so ward ein Anderer zu diesem Geschäfte bestimmt, der sich ihm auch willig unterzog.

Während dem fand sich ein Dragoner-Offizier ein, dessen Pferd unter ihm erschossen war. Er erzählte, daß schon ein bedeutender Theil der Avantgarde im Gefecht sey, und daß die Sache heute ziemlich ernsthaft werden könnte. Da ließ der Rittmeister sich vom Marketender noch eine Bouteille Wein holen. Der Bote kam mit dem Verlangten zurück, brachte aber zugleich die Nachricht: jetzt würde es dem Handelsmanne zu arg, er habe sich eben auf und davon gemacht.

Da jetzt die feindlichen Batterien uns schon sichtbar wurden, der Kugeln immer mehrere vor und hinter uns niederschlugen, und Alles mehr und mehr den Anschein gewann, daß es heute doch etwas ernsthaft werden dürfte, so ließ der Rittmeister sich seinen großen Säbel reichen und umgürtete sich damit.

Kaum

Kaum war dieß geschehen, als das Regiment eine Kehr-Schwenkung machte, und ungefehr tausend Schritte zurückging. Vor uns her ritt ein Uhlane, der wahrscheinlich als Ordonnanz irgend einen Befehl zu überbringen hatte. Da zog eine Granate über uns weg, senkte sich, und in einem Augenblicke fiel der Uhlane vom Pferde, zuckte noch einmal mit Händen und Füssen, und lag dann regungslos da. So nahe hatte ich den Schlachtentod noch nicht gesehen, und nun kam doch ein unheimliches Gefühl über mich. Wir machten wieder Front nach dem Feinde zu, und setzten uns dann in Eskadrons-Intervallen. Schon nach einer Viertelstunde debouchirte die Infanterie kolonnenweise durch unsere Intervallen und avancirte raschen Schrittes gegen die feindlichen Massen. Jetzt galoppirte eine preußische halbe Batterie vorbei, marschirte dicht vor uns auf, und begann ein heftiges Feuer. Deutlich war es zu bemerken, wie es auf der vom Feinde besetzten Anhöhe immer reger und lebendiger wurde, als die Kugeln unsrer Batterie dahin schlugen. Jetzt aber wurde unser Schießen auch wieder furchtbar erwiedert. Das Feuer dauerte mehrere Stunden. Endlich erscholl das Kommando: „Lanzen los! Fertig zur Attaque!“ — Der Trompeter blies Trab, und endlich tönte die Fanfare: es ging auf die nächste Batterie los. Die ward gleich genommen, und nun ging es unaufhaltsam weiter — nur leider zu schnell; denn wir hatten es im raschen Eifer des Vordringens nicht beachtet, daß wir keinen Hinterhalt mehr hatten. Die Verwirrung auf dem Schlachtfelde war indeß schon grenzenlos und der Sieg bereits entschieden. Die feindliche Infanterie hatte die Gewehre weggeworfen, und eilte schon in wilder

Flucht

Flucht der Katzbach zu. Lustig sprengten unsre Reiter daher, und tödteten, was nicht entfliehen konnte.

Je regelloser der feindliche Rückzug ward, je tollkühner jagten wir nun auch hinterher, und bemerkten es kaum, als wir von mehreren Regimentern französischer Chasseurs umzingelt waren. Kaum nahmen diese unsre Siegestrunkenheit wahr, als sie sich gegen uns wandten, und nun galt es wohl persönlichen Muth und ruhige Besonnenheit; denn immer wilder und ungestümer drängte die Masse auf unser Häuflein ein. Ich war nur wenige Minuten im Gefecht, als ich zwei Hiebe im Gesicht erhielt; ein Blutstrom floß auf meinen Mantel nieder, und mehrere Zähne fielen mir aus dem Munde; aber Schmerz empfand ich in diesem Augenblicke nicht. Plötzlich überschlug sich mein Pferd, und stürzte, aus tiefer Brustwunde blutend, todt unter mir zusammen.

Ich raffte mich auf, und da ich mich von Franzosen rings umgeben sah, wollte ich bereits um Pardon rufen, als ich einen meiner Bekannten, mit einem Beute-Pferde an der Hand, daher sprengen sah. Ich rief ihm zu, mich mitzunehmen; er kam näher. Die Franzosen, bereits von den mecklenburgischen Husaren und litthauischen Dragonern verfolgt, achteten nicht auf mich, und so gelang es mir, den Zügel jenes Beutepferdes zu erfassen und meinen linken Fuß in den Bügel zu bringen. Aber durch meine Wunden entkräftet und von dem hohen Gepäck gehindert, wollte es mir nicht sogleich gelingen, in den Sattel zu kommen. In demselben Augenblicke jagten wieder feindliche Reiter herbei, und hieben nach mir und meinem Kameraden. Der letztere sprengte davon; ich fiel aus dem Bügel, und lag nun, von Feinden umringt, hülflos am Boden.

Nun

Nun war kein anderer Rath, als sich zu ergeben. Die Eile aber, welche meine Sieger anwandten, sich davon zu machen, erlaubte ihnen nicht einmal, mir die Waffen abzufodern, und so ward ich denn als wohl armirter Gefangener weiter transportirt. Bald erlaubten mir meine Kräfte nicht mehr, der retirirenden Kavallerie zu Fuße nachzukommen, da der Regen meine Kleidung um das Dreifache erschweret hatte, mein Blutverlust mich immer mehr ermattete, und die Flucht des französischen Heeres immer wilder ward. Einige male versuchten die Herren zwar, und nicht erfolglos, mir durch wohlgemeinte Fuchtel neue Kräfte einzuflößen; auch schlugen sie zuweilen ihre Pistolen auf mich an. Dieß letztere Mittel fruchtete aber weit weniger, als das erstere; denn bei solchen Drohungen blieb ich immer regungslos stehen, da mir der Tod in diesen Augenblicken als etwas sehr Gleichgültiges erschien. Uebrigens hatte ich höchstens eine halbe Stunde lang denselben Transporteur; denn immer übergab mich einer dem Andern, da Jeder so schnell als möglich davon zu kommen suchte.

Einen komischen Auftritt kann ich mitten in diesem heroischen Trauerspiele nicht unerwähnt lassen. Mitten auf dem mit Leichen besäeten Schlachtfelde begegnete ich einem, gleichfalls gefangenen, Offiziere von der schlesischen Landwehr. Er hatte einen Säbelhieb in der Nase erhalten, deren Spitze wirklich ganz herabhing. Diese herabhängende Spitze hielt er nun ängstlich an dem Hauptstücke fest, und wimmerte immerfort und in sehr schlechtem Französisch: „Ach, mein Herr, ich bitte Sie, einen Chirurg, einen Chirurg!“ diese wehmüthige Bitte, wegen einer so unbedeutenden Wunde an einen Franzosen gerichtet, der sein Feind war, und selbst vor Angst

nicht

nicht wußte, wohin er sich retten sollte, hatte für mich etwas so höchst possirliches, daß ich mich, trotz meiner eigenen, verzweiflungsvollen Lage, des lauten Lachens nicht erwehren konnte. —

Endlich bekümmerte sich Niemand mehr um mich, aber ich war mitten unter der französischen Armee, die ihre Ueberreste hier zu sammeln suchte. Preußische und russische Kugeln schlugen hier ein, und tödteten nicht nur Feinde, sondern auch manchen verwundeten Gefangenen. Französische Artillerie kam jetzt in vollem Jagen an; ich bat um Erlaubniß, mich auf die Kanonen setzen zu dürfen, da ich zu Fuß nicht mehr weiter könne. Sie ward mir verweigert, doch mit dem Zusatze: „Fürchten Sie nichts, man wird Ihnen kein Leid zufügen.“

Immer mit fortgerissen von dem eilenden Strome, befand ich mich endlich an einem tiefen, sehr breiten und mit Wasser überfüllten Graben. Jenseit desselben stand noch viel feindliche Kavallerie aufmarschirt. Indem ich vergebens einen Uebergang über diesen Graben suchte, bemerkte ich plötzlich, mit Erstaunen, daß sich disseits kein Franzose mehr befinde. Zuletzt sah ich sogar Kosaken heranrücken, und endlich trabte, zu meiner größten Freude, kaum hundert Schritte hinter mir, ein Kosak, der einen französischen Chasseur gefangen hatte und auf dessen Pferde mit sich fortführte. Auf meinen Zuruf kam er heran, erkannte mich für einen Preußen, und nöthigte den Franzosen, vom Pferde zu steigen. Das geschah; der Kosak visitirte noch den Mantelsack seines Gefangenen, theilte christlich mit ihm, und hieß ihn dann sich zu seinen Leuten zu begeben. Ich aber kletterte mühsam auf den Gaul, und nach einer halben Stunde des schrecklichsten Trabens kamen wir in ein großes Dorf, in dessen stattlichem Schlosse

ein

ein russischer Chirurgus mir den ersten Verband anlegte.

Wie ich nun mit fünf Wunden, die ich, außer den erwähnten, an meinem Körper entdeckte, diese Nacht auf einer elenden Streu in einer Bauerhütte zubrachte; wie ich, nach manchen Fährlichkeiten, endlich nach Schweidnitz und dann in die Gegend von Brieg kam, wo überall Freunde- und Verwandten-Pflege sich liebevoll zu meiner Wiederherstellung vereinigten: das alles gehört nicht mehr in die Geschichte dieses Tages. Den vierzehnten October war ich wieder völlig hergestellt, und reiste fröhlich meinem Regimente nach, das ich aber, im Gefolge der glorreichen Tage bei Leipzig, erst am Rheine wieder fand.

VII. Kriegsdrangsale der Stadt Wittenberg.

Im Jahr 1813.

Keine Stadt in Sachsen hat seit dem Ausbruche des Krieges im Jahre 1806 mehr gelitten, als Wittenberg. Die härtesten Trübsale ergingen über die unglücklichen Bewohner Wittenbergs im Jahr 1813, als Napoleon befohlen hatte, die Stadt in eine Festung umzuschaffen. Der französische Gouverneur zu Wittenberg, Baron Lapoive, äußerte nach dem Empfange dieses Befehls, bei Annäherung der Feinde müßten die Vorstädte abgebrannt werden. Auf diese Schreckensnachricht begaben sich mehrere Ein-

Einwohner der Vorstädte zu dem Gouverneur, und baten ihn, er möchte ihnen bestimmte Nachricht ertheilen, um ihre Maaßregeln darnach ergreifen zu können. Der Gouverneur gab den Bürgern die tröstliche Versicherung, er betrachte die Vorstädte von Wittenberg nicht als wirkliche Festung, und werde sie deswegen nicht abbrennen lassen. Dieser bestimmten Zusicherung ungeachtet, ließ Lapoſve am sechsten April, nachdem er es nur einige Stunden vorher hatte bekannt machen lassen, den größten Theil der Vorstädte, ohngefehr zweihundert und zehen Häuser, anzünden und in einen Schutthaufen verwandeln.

Der Geniekommandant hatte genau bestimmt, wie weit alle Häuser abgebrannt, und wie viele noch stehen bleiben sollten; er hatte deshalb die Grenzlinie durch hohe Pfähle bezeichnet. In die Gebäude, welche sich außer der Grenzlinie befanden, wurden in der Geschwindigkeit von den unglücklichen Bewohnern der Vorstädte ihre Habseligkeiten gebracht, und gerade diese Gebäude wurden mit von den Soldaten zuerst angesteckt. Man bat, man stellte den kommandirenden Offizieren vor, daß in diesen Gebäuden, da es versprochen gewesen sey, sie nicht abzubrennen, sehr viele Habseligkeiten der Unglücklichen befindlich wären; man möchte daher mit dem Abbrennen dieser Häuser so lange warten, bis man sie räumen könnte. Alles Bitten, alles Flehen war vergebens! Einer der kommandirenden Offiziere ritt durch die Straßen, und rief den Soldaten zu: „Schonet nicht, brennt alles ab; die Wittenberger sind lauter preußische und russische Spitzbuben.“

Bei dem Abbrennen und Anstecken der Gebäude bemerkte man, bei den gemeinen Soldaten sowohl

als bei den Offizieren, durchaus keine Regung des Mitleids; vielmehr brannte man alles mit freudigem Muthe nieder, und man lachte über die Thränen, die von den Einwohnern vergossen wurden. Ja die Soldaten zündeten sogar die Betten, welche die armen Leute zu retten suchten und aus den Häusern heraustrugen, muthwillig an. Alle Vermache und Keller wurden geplündert; sogar zugemauerte Keller wurden aufgebrochen, und alle verborgenen und in Sicherheit gebrachten Habseligkeiten wurden herausgeholt und geraubt. Bei dem Abbrennen selbst wurden die Thore der Stadt gesperrt, und kein Einwohner durfte den armen Vorstädten zu Hülfe eilen. Offiziere selbst begingen bei dieser Gelegenheit unglaubliche Gräuelthaten. Ohnweit der sogenannten königlichen Ziegelei drangen Offiziere und Soldaten in ein Haus ein, um es in Brand zu stecken. Bei dieser Gelegenheit erblickten sie eine der schönsten Bürgerstöchter, welche eben damit beschäftigt war, eine vor Schrecken gestorbene Person aus dem obern Stockwerk auf die Straße zu schaffen. Diese Jammerscene rührte die Kannibalen so wenig, daß sie sogar diesem armen Mädchen mit Gewalt seine Unschuld rauben wollten; die Geängstete konnte sich nur durch einen gefährlichen Sprung aus dem Fenster retten.

Ein Fischer in der sogenannten Fischerei, welche zu den Vorstädten mit gehörte, bat dringend, man möchte ihm nur noch eine Viertelstunde Zeit lassen, um seine Habseligkeiten zu retten; diesen stach ein Soldat, anstatt ihm Gehör zu geben, mit dem Degen durch den Arm. Mehrere Gebäude, welche sich außer der bezeichneten Linie befanden, wurden nicht abgebrannt, weil man den kommandirenden Offizieren und Soldaten Geld dafür gab. Einige Einwoh-

wohner waren glücklich genug, ihre Häuser mit zwanzig Thaler zu retten. Ein Unteroffizier sagte zu dem Besitzer eines Hauses, daß, sobald er für seinen Offizier und seine Soldaten dreißig Thaler und vier Kannen Branntwein erhielte, ihm das Haus nicht abgebrannt werden sollte. Als der geängstete Einwohner sich zu dieser Contribution bequemte, blieb das Gebäude stehen.

Fünfhundert Familien wurden durch das Abbrennen der Vorstädte Wittenbergs in Armuth gestürzt und beinahe an den Bettelstab gebracht. Solche Gräuelthaten verübten die Franzosen in dem Lande ihrer Bundesgenossen.

VIII. Grausamkeiten der Türken und Rache der Griechen.

Scene aus dem Befreiungskriege, vom Jahr 1822.

Jahrhunderte lang hatte Griechenland die Fesseln unwürdiger Knechtschaft getragen, als es im Frühling 1821 sich gegen seine Unterdrücker erhob, und, im Gefolge ruhmvoller Erinnerungen, den Kampf für politische Freiheit und Unabhängigkeit wagte. Einen solchen Frevel zu strafen, und die Griechen wo möglich noch mehr zu demüthigen und zu unterjochen, säumte die Pforte keinen Augenblick. Zu Land und zu Wasser begann ein furchtbarer Kampf, Ströme Blutes wurden vergossen, die schönste Landstriche in grause Wüsteneien verwandelt, Städte und Dörfer vom Feuer verzehrt.

Die

Die ganze christliche Welt richtete die Aufmerksamkeit auf die Gegenden, wo sich solche Auftritte ereigneten, und überall vereinigte man sich in Wünschen für die Sache der Griechen. Was sie unternahmen erschien als eine Angelegenheit der unterdrückten Menschheit, als Nothwehr gegen ungerechte Gewalt. Indessen lenkte sich der Sieg bald auf die Seite der Unterdrückten, bald ihrer Unterdrücker. Am erfolgreichsten war der Kampf der Griechen zur See; theils weil die Türken von jeher die Marine vernachläßiget, und ihre Schiffe gewöhnlich nur durch Griechen bemannt hatten; theils weil, nach den ersten gelungenen Versuchen der griechischen Flotten, mehrere Inseln der allgemeinen Sache sich anschlossen, und die Fahne der Freiheit gegen die türkische Zwingherrschaft erhoben. Unter diesen Inseln war auch Chios oder Scios, eines der größten und reichsten Eilande des griechischen Archipelagus, das die Morgenländer nur den Garten Griechenlands zu nennen pflegten. Ermuntert von ihren Landes- und Glaubensgenossen, welche der türkischen Flotte ein siegreiches Treffen bey Mytilene geliefert hatten, vereinigten sich die Chioten in dem Entschlusse, ebenfalls das Joch der Sklaverei abzuschütteln. Sie machten den Anfang damit, daß sie die türkische Besatzung verjagten, welche sich in die Castelle warf, und von hier aus den Kampf mit deu Landeseinwohnern fortführte. Es fielen große Unordnungen vor, aber immer blieb es zweifelhaft, wer sich zuletzt als Sieger behaupten werde.

Das Schicksal wollte, daß die gerechte Sache unterliegen sollte. Um Chios zu züchtigen landete im April 1822 eine starke türkische Flotte unter den Befehlen des Kapudan-Pascha, eines Wütherichs von seltener Unmenschlichkeit. Da die Chioten die ange-

bore-

botene Amnestie verwarfen, so setzte er fünfzehn tausend Mann der wildesten asiatischen Truppen ans Land. Die Insulaner vertheidigten sich muthvoll, aber sie wurden geschlagen, und nun wurde binnen wenigen Tagen der reiche Fruchtgarten von Chios in ein großes Leichenfeld und eine schauderhafte Brandstätte verwandelt. Von hundert und zehntausend Einwohnern, vertheilt in eine Stadt und sechs und sechzig Dörfer, retteten sich nur zwanzigtausend in Bergschluchten, oder auf das gegenüber stehende feste Land, oder auf griechischen Schiffen. Weiber und Kinder, die das Schwerdt verschonte, wurden als Sklaven fortgeführt, und ihre Zahl belief sich auf fünf und vierzig tausend. Dreissig tausend andere Menschen jedes Alters und Geschlechts, wurden schonungslos, und zum Theil unter den entsetzlichsten Martern, erwürgt. Selbst die Mastixdörfer, deren durch manche Privilegien begünstigte Einwohner sich während des Aufstandes ruhig verhalten hatten, und aus denen der Sultan bedeutende Einkünfte zog, entgingen nicht dem Schicksale der Zerstörung.

Solche nie gesehene Grausamkeiten reitzten die Bewohner der benachbarten Inseln, welche sich kein besseres Loos versprechen durften, sich aufs äußerste zu vertheidigen, und die Barbareien zu rächen, welche ihre Brüder auf Chios erduldet hatten. In einem Kriegsrathe, den die Griechen auf der nahen Insel Ipsara hielten, wurde beschlossen, einen Versuch zu wagen, die türkische Flotte in Brand zu stecken.

Der Ramasan, jene Zeit, während welcher die Anhänger Mahomeds bei Tage fasten und die Nächte hindurch in schwelgerischen Genüssen ihre Orgien feiern, hatte seit einem Monate begonnen. Sorglosigkeit, die stete Gefährtin der Lüste und des Vergnü-

gnügens, herrschte allenthalben unter den Türken; köstliche Weine von Chios und Cypern flossen im Uebermaaß, und bereiteten, wenigstens dießmal, eine den Griechen heilsame Trunkenheit. Es war bekannt, daß der Kapudan-Pascha in der Nacht des Bairam den Offizieren seiner Flotte ein kostbares Gastmahl geben werde, nach dessen Beendigung er laut die Siege verkündigen wollte, welche die egyptischen Truppen in Griechenland davon trugen. Man wußte, daß Schauspieler und Gaukler bei eben diesem Feste sein Schiff überfüllen würden; auch hatte man berechnet, daß in jener Nacht die störende Klarheit des Mondlichts von einer schützenden dichten Finsterniß umwölkt werden würde. Das Zusammentreffen dieser verschiedenen Umstände schien von der Hand der Vorsehung herbeigeführt, um den Erfolg der Unternehmung zu sichern. Dieß war der günstige Zeitpunkt, den die Griechen zur Ausführung ihrer Rache wählten.

Obgleich im Allgemeinen unerschrocken, bewarb sich dennoch nur eine kleine Zahl von Ipsarioten um die Ehre, mitten unter die feindliche Flotte die verheerende Flamme zu tragen. Unter ihnen zeichnete sich Constantin Canaris aus, aus Ipsara gebürtig, und gleich den Söhnen seines Vaterlandes von frühen Jahren an zum Seedienste bestimmt. Häufige Reisen auf dem mittelländischen Meere hatten ihn bei seinem Gewerbe oftmals nach Marseille gebracht. Einfach, arm und unbeachtet, bald im Kreise einer unbekannten dürftigen Familie, bald am Bord seines Schiffes, galt er allgemein für einen stillen sanften Mann, der jedes Geräusch vermied, und in seinem friedlichen Sinne an dem rohen geschäftslosen Leben der Matrosen, seiner Gefährten, kein Gefallen hatte. Unter diesem äußerlichen Schein von Ruhe, und ohne

ne daß Canaris selbst es ahndete, glomm jedoch in seinem Innern das Feuer der Vaterlandsliebe, das ihn, als Flamme ausgebrochen, zum Helden Griechenlands machen sollte. Als die langersehnte Freiheit seinem Vaterlande lächelte, bot auch er seinen Arm zum Kampfe an, und jetzt, da die auf Chios verübten Grausamkeiten gerächt werden sollten, war er der erste, der sich an die Spitze der gefahrvollen Unternehmung stellen wollte. Seine eigenen Landsleute erstaunten über den Ausdruck der Begeisterung, mit der er schwur, das Schiff des Kapudan-Pascha in Asche zu legen. Alles wich der unwiderstehlichen Macht des Heldenmuths, der in ihm erwachte, und einstimmig übertrug man ihm die Ausführung eines Plans, dessen Gelingen mit den größten Gefahren verbunden war. Als Gefährte wurde ihm Georg Pepinis zugetheilt. Er eilte nun, um den Seinigen den letzten Abschiedsgruß zu bringen. Für sein Leben zitternd, doch zurückgehalten von der Ueberzeugung, daß ihre Bitten nur fruchtlos seyn würden, und beseelt von dem Feuer der Vaterlandsliebe, billigt sein Weib dieß Unternehmen, ja sie bestärkt und ermuthigt ihn dazu.

Zwei Briggs waren bereits in Brander umgestaltet worden, die eine Bemannung von drei und vierzig Matrosen erhielten, unter jenen ausgewählt, die freiwillig sich gemeldet hatten. Die Erzbischöfe und die sämmtliche Geistlichkeit unterließen nichts, was dazu beitragen konnte, sie in ihrem Entschlusse zu befestigen. Mit großer Feierlichkeit wurden die Brander eingesegnet, und ihre Führer, im Fall sie den Tod finden sollten, als Märtyrer der Freiheit erklärt, worauf der Patriarch von Alexandrien ihnen gebot, sich segelfertig zu machen, und den Willen des Herrn zu erfüllen.

Am achtzehnten Juni 1822, bei den letzten Strahlen der Abendsonne, gingen diese beiden Brander im Angesicht aller Einwohner der Insel, die am Ufer sich versammelt hatten, unter Segel; vor allen von den heißen Segenswünschen der Flüchtlinge aus Chios begleitet. Das Gebet der Frauen, das gedankenvolle Schweigen der Männer, bezeichneten die Größe der vorhandenen Gefahr, und die edle Hoffnung des Erfolgs. Mit unverwandten Blicken nach den Brandern, folgten ihnen die Ipsarioten, bis die Dunkelheit sie ihrem Auge verbarg. Kinder und Säuglinge nur allein kannten den Schlaf in dieser Nacht der Angst und Unruhe; Greise, Krieger und Frauen frugen das Schweigen, riefen den Himmel und die Meereswinde an, aber weder dieses Schweigen, weder der Himmel noch Meereswinde linderten ihre Unruhe. Bei den ersten Lichtstreifen des anbrechenden Tages erst konnten sie die beiden Fahrzeuge, die Hoffnung des Vaterlandes wieder unterscheiden, welche durch die eingetretene Wind- und Meeresstille in der Richtung der spalmadorischen Inseln festgehalten wurden.

Zwei feindliche Fregatten lagen auf Vorposten gegenüber. Bei ihrem Anblicke fühlten Canaris Begleiter ihren Entschluß wanken; aus Furcht, daß man sie erkannt habe und ihr Untergang nun unvermeidlich sey, fangen sie schon an zu murren und suchen ihren Anführer zu bewegen, eine, wie sie es nennen, so verwegene Unternehmung aufzugeben. „Was fodert ihr von mir? redet Canaris sie an; wenn Furcht euch abschreckt, wohl, so stürzt euch in's Meer, und schwimmt nach Ipsara's Ufer zurück, ich aber bleibe.“ Dieß war das Rettungsmittel, das er seinen Gefährten vorschlug. „Laßt euch durch diese Windstille nicht beunruhigen, fügte er hin-

hinzu, die unsern Feinden eben so hinderlich seyn wird als uns; gegen zehn Uhr wird sich ein günstiger Wind erheben."

So viele Kaltblütigkeit und Sicherheit bestärkte auf's neue den Muth der Ipsarioten, welche, errö-thend über ihre Schwäche nur darauf dachten, dieselbe wieder gut zu machen. Und wie Canaris es vorher gesagt hatte, schwellte ein gelinder Wind um halb zehn Uhr die Segel der Brander und trieb sie in den Kanal von Chios. Sie hatten entgegengesetzten Wind, und waren genöthigt zu laviren, um sich gegen den Feind zu erheben, der, als er sah, daß sie bei hellem Tage ihm entgegen steuerten, der Meinung war, sie segelten nach Smyrna, und daher nicht den kleinsten Verdacht faßte. Schwerfällige und langsame Wendungen des Schiffes, so wie ein nachläßig ausgeführtes Manöver dehnten die Kriegslist der Griechen bis zur einbrechenden Nacht hinaus. Gegen sieben Uhr des Abends kamen sie einem der Schiffe so nahe, daß sie angerufen und auf die Höhe zurückgewiesen wurden. Ueberdruß und Langeweile, während einer so ermüdenden Windstille länger noch unter Segel zu liegen, und sehnliche Ungeduld, ihre nächtlichen Orgien zu beginnen, bewogen endlich die Schiffsmannschaft der Observations-Fregatten, bei den spalmadorischen Inseln wieder vor Anker zu legen. Die Brander beschäftigten die Aufmerksamkeit nicht ferner mehr; diese setzten das Laviren fort, gleichsam als ob sie auf der Nordseite aus dem Kanal auszulaufen gedacht hätten; im Ernste aber geschah es, um den günstigen Augenblick zur Ausführung ihres Plans abzuwarten. Sobald die Dunkelheit völlig angebrochen war, wendeten sie das Steuer, und nahmen ihre Richtung gerade gegen den Feind.

Während der Dauer seines Manövers hatte Canaris sich von der Lage und Richtung der Türken genau in Kenntniß gesetzt; er hatte sich die Stellung des Admiralschiffes, das eine halbe Meile vom Lande entfernt lag, fest eingeprägt. Diese Kenntniß und Beobachtung genügte; allein es schien als habe eine göttliche Hand das Werk der Rache noch begünstigen wollen. Bei dem letzten Schimmer des scheidenden Tages waren alle feindlichen Schiffe erleuchtet worden; vor allen übrigen zeichnete sich das Fahrzeug des Kapudan-Pascha durch kleine farbige Lampen aus, welche an den Masten und im Segelwerk, so wie an der ganzen Länge seiner Batterien nach vertheilt waren, und mitten durch die dichteste Finsterniß es funkelnd kenntlich machten. Der Wind blies leicht; Canaris und der Gefährte seines Ruhmes steuerten auf gleicher Höhe, indes Einer derselben auf die Kapitana-Bey segelte, während der Andere seine Richtung nach dem Admiralschiff nahm. Sie selbst leiteten eigenhändig ihr Fahrzeug. Nur der kaum hörbare Zuruf, daß jeder still und ruhig auf seinem Posten sich verhalten möge, waren die einzigen Worte, welche die Griechen sprachen.

Ein verworrener Lärm von Stimmen und Instrumenten, welche zur Verherrlichung dieses Freudenfestes ertönten, unterbrach allein die tiefe Stille der Nacht. Schon flossen die ausserlesensten Weine, schon sammelten unkeusche Knaben mit den Lippen; von der Zunge ihrer berauschten Zuschauer, die kleine Silbermünze, den würdigen Preis ihrer wollüstigen üppigen Tänze, als plötzlich ein heftiger Stoß den Koloß erschüttert. Die Gesänge verstummten, die schmetternden Töne der Instrumente wurden unterbrochen, und in diesem ersten Augenblick des Schreckens und des Schweigens vernimmt man deutlich

lich ein Geschrei der Rache: „Sieg dem heiligen Kreutze!“

Canaris hatte das Bogspriet seiner Brigg an das Schiff angehackt, und jeder der übrigen Griechen die ihm angewiesene Verrichtung mit Ruhe ausgeführt; die an eisernen Ketten befestigten Enterhacken waren in das Tau- und Segelwerk geschleudert worden. Der unerschrockene Anführer, auf alles bedacht, hatte ungeachtet des Ungewitters, das drohend über seinem Haupte schwebte, selbst sich überzeugt, daß der Brander fest angehackt sey; und nur alsdann erst ließ er seine Gefährten die Schaluppe besteigen. Allein am Bord des Branders zurückgeblieben, legte er nun mit eigener Hand das Feuer an und richtete, die Verwegenheit aufs höchste treibend, sein Fahrzeug nach dem Hindertheil des Admiralschiffs, von da aus war es, wo sein und seiner Gefährten Siegesgeschrei zu den Ohren der erschrockenen Türken drang.

Ein Ausruf des Schreckens und der Bestürzung beantwortet das Siegesgeschrei der Glaubigen, und schon prasselt eine verheerende Flamme von allen Seiten empor. Umsonst stößt Kapudan-Pascha seine Gotteslästerungen aus; das zerstörende Element greift unaufhaltsam um sich. In gedrängten Haufen ziehen die Osmanen auf den entgegen gesetzten Theil des Schiffs, von wo aus die Flamme auflodert, sich zusammen; das Feuer erreicht sie auch dort und hüllt sie in einen Glutmantel. Die von dem heftigen Schwanken des brennenden Schiffs aufgeregten schäumenden Fluthen verschlingen jeden, der eine Zuflucht in den zur Rettung des Admiralschiffs herbei eilenden Böten sucht. Der Admiral selbst hatte ein kleines Boot bestiegen; es entkam, als plötzlich ein Hauptmast des großen Schiffes niederfällt,

das

das Boot das ihn trägt bedeckt und ihn ins Meer stürzt, aus dem man ihn halb leblos zieht, um bald darauf seinen letzten Athem am Gestade von Chios auszuhauchen.

Unterdessen entfernten sich Canaris und seine muthvollen Gefährten, bei dem röthlichen Scheine des Brandes, der auf ihrer siegreichen Stirne wiederglänzte, von dem Schauplatze ihrer Heldenthaten. Bald trafen sie mit Pepinis wieder zusammen. Mit brüderlichem Freudenruf begrüßten die Helden sich bei ihrem Wiedersehen, und von einem heiligen Gefühle ergriffen, warfen sie vor dem Ewigen sich auf die Kniee, dem sie ihren frommen Dank für das Gelingen dieser kühnen That zum Himmel sandten.

Ein schreckliches Schauspiel entfaltete sich nunmehr auf der Oberfläche des Meeres. Das Admiralschiff, der Herd einer schrecklichen Feuersbrunst, bildete einen flammenden Wirbelwind, aus dem sich ein furchtbares Geheul erhob. Der Brander des Pepinis, der an die Kapitana-Bey schlecht angehackt war, trennte sich von dieser ohne gänzlichen Erfolg; nachdem er ein anderes Schiff erreicht hatte, wurde er, von diesen beiden Feuermassen umgeben, auf den Wellen umhergetrieben. Das Geschütz des Admiralschiffs, durch die Feuerglut erhitzt, entlud sich mit Heftigkeit; einige Kanonen zersprangen, und schleuderten nebst den Kugeln ihre vom Feuer gerötheten Ueberreste weit umher. Brennende Balken, glühendes Eisen und Trümmer jeder Art, durch eine furchtbare Explosion plötzlich herausgeschleudert, vermengten sich in den Lüften mit verstümmelten halb verbrannten Menschenkörpern, um dann vereint in den Abgrund der Wellen zu versinken. Auf's neue lag tiefes Schweigen nun über dem Abgrund; da vernahm man in der Ferne die Gesänge und den

feuch-

feuchten Ruderschlag von Canaris und seinen Gefährten, welche, eine Pulvertonne und ein geladenes Gewehr in ihrer Mitte bereit haltend, um im Fall sie von dem Feinde erreicht würden, diese in Brand zu stecken, davon zu segeln und aus der Meerenge auszulaufen.

Chios war gerächt, und der ehrlose Menschenschwarm, der das Leichenhaus mit den gemordeten Söhnen jenes Landes angefüllt hatte, zernichtet von der Erde verschwunden. Aber sieben bis achthundert seiner blühendsten Jungfrauen, die Geitz, Ueppigkeit und Unzucht bis jetzt verschont und zu spateren Opfern aufbewahrt hatte, fanden sich noch am Bord des Schiffes, als es in die Luft flog. —

Die aufgehende Morgenröthe des neunzehnten Junius beleuchtete den sieghaften Triumph der Griechen, und die schmachvolle Schande der Unglaubigen. Verbrannte Masten, zerbrochene Segelstangen und verstümmelte Leichen trieben auf dem Meere weit umher. Ein schwärzlicher Rauch, der von den benachbarten Küsten empor stieg, bezeichnete die Stelle, wo das von dem Brander des Canaris ergriffene Schiff und die gleichfalls an's Ufer verschlagene Kapitana-Bey gestrandet waren. Die auf gut Glück umher irrende Flotte der Barbaren, die Niederlage von zweitausend dieser Feinde, die gänzliche Zernichtung ihrer Beute, und ihrer Kriegskasse waren die Trophäen der kühnen Unternehmung.

Während jener Nacht, in welcher der Racheplan ausgeführt wurde, harrten die Einwohner von Ipsara angstvoll des wiederkehrenden Tages. Sie hatten am Horizonte einen auffallend hellen Schein wahrgenommen; Einige unter ihnen behaupteten, selbst einen dumpfen Schall gehört zu haben. Demohngeachtet aber gaben sie sich der gewissen Ueberzeu-

zeugung immer noch nicht hin, als mit einem male, von einem günstigen Winde getrieben, die beiden kleinen siegreichen Fahrzeuge sichtbar wurden, und, indem sie neben der Kreutzesflagge das verabredete Siegeszeichen wehen ließen, auf die Insel steuerten. Bei ihrem Anblicke mischten sich Thränen und Freudengeschrei in das wiederhallende Geläute der Glocken und der Donner des Geschützes. Alle Einwohner drängen sich in Schaaren nach dem Gestade; selbst schwache Greise wanken herbei, um die Wonnetrunkenheit und das Entzücken des Vaterlandes zu theilen. Niemals noch schlugen so viele Herzen zugleich vereint mit solcher Heftigkeit. Canaris, aufrecht stehend und den Griff des Steuerruders haltend, womit er bemüht ist seine Schaluppe noch zu lenken, erhebt seinen Arm und verkündet schon von Ferne durch Geberden die Vernichtung des Feindes. Er landet, und der Strom seiner freudetrunkenen Landsleute stürzt nach dem Orte, wo er an's Ufer steigt. Ein Jeder will ihn sehen, Jeder ihn befragen; er ist die Ehre des Vaterlandes.

Man überzählte die Muthigen; drei und vierzig waren es bei ihrer Abfahrt, und eben so viel kehrten wieder glücklich heim; keine Waisen, keine Wittwen blieben traurend zurück, und auch nicht eine Thräne hatte der Sieg gekostet. Die Wiederkehrenden begaben sich zuerst in die nahe Kirche, um dort ihre siegreichen Häupter vor der Majestät des höchsten Herrn zu beugen, dessen geweihten Leib sie von der Hand des Bischofs von Myrina empfingen. Bescheiden wies Canaris jeden Siegeskranz zurück, und entzog sich dem jubelnden Beifall, der ihn bis zu seiner einfach niedern Wohnung begleitete.

Fünfte Abtheilung.

Reiseabentheuer.

I. Des schwedischen Naturforschers Linné ausländische Reisen.

Von sehnsuchtsvollem Verlangen getrieben, durch ausländische Reisen seine Kenntnisse zu erweitern, und sich zugleich den Weg zur Beförderung in seinem Vaterlande zu bahnen, beschloß Linné in seinem acht und zwanzigsten Lebensjahre diejenigen Länder zu besuchen, die seinem wißbegierigen, emporstrebenden Geiste die meiste Nahrung versprachen. Sein Blick war zunächst auf Holland, England und Frankreich gerichtet.

Die Natur selbst schien den Mann für die Wissenschaft bestimmt zu haben, deren Reformator er wurde. Als der erstgeborne Sohn eines schwedischen Landpredigers erwuchs er gleichsam im Garten unter Blumen und Gewächsen der mannigfaltigsten Art. Sein Vater hatte nemlich, sobald er Pastor ge-

geworden war, einen der schönsten Gärten in der ganzen Umgegend angelegt, den er mit auserlesenen Bäumen und den seltensten Blumen besetzte. So oft es seine Amtsverrichtungen erlaubten, brachte er die Zeit in diesem Garten zu. Auch die Mutter, während sie schwanger war, besuchte fast täglich den Garten, und nahm an den Beschäftigungen ihres Mannes Theil. Mit ihrem Erstgebornen auf den Armen kam sie fast täglich dahin. Wenn der Knabe schrie, und auf keine andere Art beruhigt werden konnte, so steckte sie ihm immer eine Blume in die Hand, wo er dann gewöhnlich sich erheiterte und schwieg. Diese so zu sagen angeborne Neigung zu den Pflanzen ward in der Folge dadurch vermehrt, daß der Knabe seinen Vater oft dieß und jenes Besondere von Gewächsen anführen hörte; daß er bald die schwedischen Namen einer großen Menge von Gewächsen lernen mußte; daß er sich beständig in dem Garten aufhalten durfte, und daß er Erlaubniß erhielt, sich einen eigenen Garten im Kleinen zu schaffen, wo er auf einem engen Raume eine Probe von allem hatte, was sich in dem größern Garten fand.

Die Liebe zu Pflanzen und Gewächsen begleitete den Knaben, der zum Studiren bestimmt war, auch auf Schulen. Wenn daselbst Eloquenz, Metaphysik, Moral, Griechisch und Hebräisch oder Theologie getrieben wurde, so war er unter seinen Mitschülern immer einer der schlechtesten; einer der besten hingegen in den mathematischen, und besonders in den physikalischen Stunden. Als er in seinem zwanzigsten Jahre auf die Hochschule nach Lund abgehen sollte, stellte der Rektor des Gymnasiums zu Wexiö über ihn das bemerkenswerthe Zeugniß aus: „Die Jugend auf Schulen kann mit jungen Stäm-

Stämmen in einer Baumschule verglichen werden, wo es sich zuweilen, wiewohl selten ereignet, daß junge Bäume, obgleich man den größten Fleiß auf sie gewandt hat, nicht arten wollen, sondern durchaus Wildlingen gleichen, wenn sie aber in der Folge versetzt und umgepflanzt werden, ihre wilde Art verändern und schöne Bäume werden, die liebliche Früchte tragen. Nur in dieser Absicht, und in keiner andern, sende ich diesen Jüngling zur Akademie ab. Vielleicht kann er daselbst in ein Klima kommen, das sein besseres Gedeihen begünstiget."

Linné hätte eigentlich Theologie studiren sollen; aber daran war nicht zu denken. In Lund und Upsala besuchte er blos medicinische Kollegien, hauptsächlich aber war es Botanik, der er Tag und Nacht mit nie ermüdendem, brennendem Eifer oblag. Seine Mutter betrübte sich aufs äußerste, als er einst von Lund nach Hause kam, und sie nun sah, daß er nichts that, als Pflanzen auf's Papier kleistern, denn jetzt erst überzeugte sie sich mit großem Kummer, daß aus ihrem lieben Sohne nie ein Pastor werden würde. Da seine armen Eltern ihn nur sehr nothdürftig unterstützen konnten, so mußte er oft mit dem äußersten Mangel kämpfen. Es fehlte ihm einst an Geld, um seine Schuhe besohlen zu lassen, daher ging er auf bloßen Füßen, mit etwas Papier, das er in die Schuhe legte. Doch fand er auch wohlwollende Gönner unter den Professoren, die sich seiner annahmen, und die Studenten, welche er in der Naturgeschichte unterrichtete, und mit denen er botanische Exkursionen anstellte, erleichterten ihm ebenfalls sein Fortkommen. Mit einer mäßigen Unterstützung aus der Universitätskasse zu Upsala durchwanderte er einen großen Theil von Lappland in naturhistorischer Hinsicht, legte in einem Jahre

über

über tausend Meilen zurück, sah sich aber nach seiner Rückkunft abermals dem Mangel Preis gegeben. Von einem Freunde der Naturgeschichte unterstützt, machte er mit sieben muntern Jünglingen eine Reise durch Ost-Dalekarlien und die Gebirge, bis zu der Kupfergrube Roraas in Norwegen, und von dort wieder über das Gebirge durch West-Dalekarlien nach Fahlun, und hielt daselbst mineralogische Vorlesungen. Zu seinem weitern Fortkommen war es aber durchaus nothwendig, daß er auswärts reisen, und auf einer auswärtigen Hochschule die medicinische Doctorwürde erlangen mußte. Da aber dazu Geld erfodert wurde, so blieb ihm nichts anders übrig, als eine reiche Braut zu suchen, die ihn unterstützte. Er machte Bekanntschaft mit der Tochter des Stadtarztes Moräus zu Fahlun, und seine Huldigungen wurden günstig aufgenommen. Nachdem er so weit gekommen war, wandte er sich an den Vater, und hielt bei ihm förmlich um seine älteste Tochter an. Zu seiner und Anderer Verwunderung erhielt er ein rasches Ja, und die Zusicherung einer Geldunterstützung, um auf einer holländischen Hochschule die mediciniſche Doctorwürde anzunehmen. Nur die Mutter war mit dieser Verlobung nicht zufrieden *).

Am

---

*) Die hier folgende Beschreibung von Linné's ausländischen Reisen ist, mit wenigen Auslassungen, von ihm selbst in schwedischer Sprache abgefaßt, handschriftlich hinterlassen, und erst 1823 durch den Druck im Original bekannt gemacht worden, mit vielen andern Nachrichten, die sich auf sein Leben beziehen. Einem solchen Manne kann man es wohl verzeihen, wenn er sich selbst allzuoft Weihrauch streuet, und mit eitler Selbstgefälligkeit von seinen Verdiensten spricht.

Am Neujahr 1735 trat Linné seine Reise ins Ausland an, in Gesellschaft des Medicinä Studiosus Claes Sohlberg. Er besuchte seinen Geburtsort Rushult in der Provinz Smaland, und fand seine Mutter nicht mehr, die im vorigen Jahre in einem Alter von fünf und vierzig Jahren entschlafen war. Die Reise ging durch Helsingborg und Helsingör, von wo er über Travemünde und Lübeck nach Hamburg absegelte. Hier wurde ihm von dem Licentiaten Sprekelsen, dem Professor Kohl und dem Doktor Jänttsch viel Höflichkeit erzeigt. Er vergnügte sich hier, die schönen Gärten zu besehen und was sonst merkwürdig war, wie auch unter andern Sachen das Museum des Bürgermeisters Anderson und dessen Bruders Hydra mit sieben Köpfen. Er war der Erste, welcher sah, daß dieses Mirakel nicht der Natur, sondern der Kunst angehörte. Als dieß bekannt wurde, war man der Meinung, daß der ungemäßigte Preis, der auf ein solches Wunderwerk gesetzt war, bald in Nichts zerfallen würde. Linné mußte daher seine Abreise beschleunigen, um der Rachsucht der Gebrüder Anderson zu entgehen. Er begab sich in Altona zu Schiffe nach Amsterdam, und war auf der Reise in der größten Gefahr, in der See begraben zu werden.

In Amsterdam hielt er sich etwa acht Tage auf, um die Pracht, worauf hier große Unkosten verwendet waren, zu sehen. Dann reiste er zu Wasser nach Harderwyk, wo er, nach vorhergegangenem Tentamen und Examen, de nova hypothesi febrium intermittentium disputirte und den $\frac{1}{2}\frac{3}{4}$ Junius promovirte. Nunmehr war sein Geld ausgegeben, dessen Summe, als er aus Schweden ging, sich auf sechshundert Thaler Kupfermünze belief. Daher schloß sich Linné an Claes Sohlberg an, weil

weil er seinen Schwiegervater, dessen Denkungsart ihm bekannt war, nicht beschweren wollte. Die Reise ging von Harderwyk nach Amsterdam, wo Linné den Professor der Botanik Burmann besuchte, hernach über Harlem nach Leyden, wo Linné den Garten und den Professor van Royen sah.

Johann Friedrich Gronov, Doctor der Medicin, war der Wißbegierigste, den Linné in Holland fand. Diesen besuchte er, Gronov besuchte ihn wieder, sah sein Systema naturae in der Handschrift mit großer Verwunderung, erbot sich dasselbe auf seine Kosten auflegen zu lassen, und der Druck wurde angefangen. Auf Gronovs Zureden besuchte Linné den großen Börhave, und erhielt nach achttägigem Ansuchen die Erlaubniß, zu ihm zu kommen. Börhave zeigte dem schwedischen Naturforscher seinen Garten außerhalb Leyden, mit allerhand Bäumen, welche das Klima ertragen konnte, und Linné entfaltete seine Einsicht in die Botanik und die Literargeschichte dieser Wissenschaft. Börhave rieth ihm daher, keineswegs jetzt Holland gleich zu verlassen, wie er vorhatte, sondern sich daselbst niederzulassen und zu leben. Da aber Linné dessen ungeachtet bei dem Vorsatze blieb, über Amsterdam nach Schweden zurückzugehen, bat er ihn, Burmann in Amsterdam zu grüßen. Den Tag darauf kam Linné zu Burmann, welcher ihm ein prächtiges Zimmer, Aufwartung und Kost an seinem eigenen Tische anbot. Linné trug kein Bedenken, diese gute Gelegenheit bis auf das nächste Jahr anzunehmen. Mittlerweile gab er seine Fundamenta botanica und seine Bibliothek in Amsterdam heraus, ergötzte sich an Burmanns Arbeit über die Zeylonschen Pflanzen, und besuchte fleißig den medicinischen Garten in Amsterdam.

Linné hatte kaum einige Monate diese Gelegenheit bei Burmann benutzt, als der reiche Banquier Georg Clifford ihn besuchte. Dieser hegte eine besondere Neigung zur Botanik, und hatte einen unvergleichlichen Garten auf seinem Landeigenthume (Hartecamp) zwischen Leyden und Harlem eingerichtet, dessen Unterhaltung ihm jährlich zwölf tausend Gulden kostete. Er lud Linné ein, seinen Garten zu sehen, und wurde in die größte Verwunderung gesetzt, als er bemerkte, daß Linné die unbekanntesten indianischen Gewächse, die er nie vorher gesehen hatte, sogleich kannte, sobald er nur die Blume geöffnet und deren Theile gezählt hatte. Dieß bewog ihn, Burmann zu überreden, daß er ihm den Linné überlassen möchte, den ihm Börhave wegen seiner großen Einsicht in die Botanik empfohlen hatte. Also blieb Linné bei Clifford, wo er leben konnte wie ein Prinz, alle Pflanzen verschreiben durfte, die im Garten mangelten, und die Bücher kaufen, die in der Bibliothek fehlten. Er war auch nun im Stande in der Botanik fortzuarbeiten, da er alle Gelegenheit hatte, die er nur wünschen konnte. Er arbeitete auch Tag und Nacht darin, und suchte allererst seine Flora Lapponica unter die Presse zu bringen, welche auch in Amsterdam gedruckt wurde, durch Beförderung einer dasigen Gesellschaft, die mit Burmann verbunden war, und welche Linné oft besuchte.

Inzwischen kam Artedi *) von London und traf

*) Peter Artedi, aus Ingermanland gebürtig, hatte zu Upsala, gemeinschaftlich mit Linné, die Arzneiwissenschaft studirt. Beide schlossen den Bund vertrauter Freundschaft, wiewohl sie an Statur und Sinnesart ganz ungleich waren, sagt Linné; denn Artedi war lang gewachsen, saumselig, ernsthaft; Linné klein, wild, ha-

traf den Linné in Leyden gerade an einem Tage, wo dieser dorthin gereist war. Er klagte, daß sein Geld in London ausgegangen sey, daß er neue Kleider haben müßte, und zu Büchern, zur Promotion und zur Rückreise Geld brauchte, aber zu allen diesen keinen Zugang wisse. Linné tröstete ihn, indem er sagte, er sey jetzt nicht in Upsala unter Zwang und Verfolgung, und er wolle es so einrichten, daß alles gut werden sollte. Albert Seba, der deutsche Apotheker in Amsterdam, hatte kurz vorher Linné's Beihülfe zur Ausarbeitung des dritten Theils seines Thesaurus verlangt. Aber Linné, der eben zu Clifford gekommen war, konnte dieß Anerbieten nicht annehmen. Außerdem handelte der dritte Theil, welcher nun gedruckt werden sollte, von den Fischen, welche Linné am wenigsten geliebt hatte. Darum nahm er den Artedi mit sich nach Amsterdam, und empfahl ihn bei Seba als den größten Ichthyologen. Artedi übernahm die Arbeit gegen Zusicherung einer anständigen Vergeltung, und befand sich wohl in Amsterdam. Er war schon so weit gekommen, daß nur noch sechs Fische zurück waren, als er des

Abends,

---

stig, lebhaft. Artedi liebte die Chemie und besonders die Alchemie, eben so sehr wie Linné die Gewächse. Artedi besaß freilich einige Einsicht in die Botanik, so wie Linné in der Chemie. Da aber diese Nebenbuhler sahen, daß sie einander nicht einholen konnten, verließ ein Jeder des Andern Fach. Darauf begannen Beide zu gleicher Zeit mit Fischen und Insekten; doch da Linné den Artedi nicht erreichen konnte, so verließ er sie völlig, eben wie Artedi die Insekten. Artedi bearbeitete die Amphibien, Linné die Vögel. Es war zwischen ihnen eine beständige Eifersucht, heimlich zu halten was sie gefunden hatten, und konnten doch nie über drei Tage Stich halten, sondern mußten gegen einander mit ihren Entdeckungen prahlen."

Abends, da er von Seba nach Hause ging, in die Gracht fiel und jämmerlich ertrank. Sobald Linné dieß erfuhr, eilte er nach Amsterdam und suchte Artedi's Manuscripte in der Ichthylogie zu retten. Da aber der Wirth eine Rechnung von mehr als zweihundert Gulden machte, suchte Linné den Seba zu bewegen, die Manuscripte einzulösen. Dieser gab aber blos fünfzig Gulden zum Begräbniß, weswegen Linné sich an Clifford wandte, der die Handschriften einlöste, die Linné weiterhin in Ordnung brachte.

Auf Cliffords Kosten reiste Linné 1736 nach England, wo er nicht allein die Gärten in Chelsea und Oxford besah, sondern sich auch daraus die meisten seltenen Pflanzen verschaffte, welche eingekommen und noch unbeschrieben waren. Er besuchte die gelehrtesten Männer in seinem Fache, und besah in London Sloane's unvergleichliches Museum. In Oxford ward er freundlich aufgenommen von Doktor Shaw, der in der Barbarei gereist war, und sich zu Linnés Schülern zählte, weil er mit vielem Vergnügen dessen System gelesen hatte. Der berühmte Botanist Dillenius begegnete dem Linné anfangs höhnisch, da er dessen Genera, die er halb gedruckt aus Holland erhalten hatte, als gegen sich geschrieben ansah. In der Folge aber hielt er ihn einen ganzen Monat bei sich zurück, ohne ihn eine Stunde des Tages in Ruhe zu lassen. Endlich entließ er ihn mit Thränen und Küssen, nachdem er ihm vorher angeboten hatte, bei ihm zu leben und zu sterben, da sein Professorslohn für Beide hinlänglich sey.

Linné kam nach Holland zurück und bereicherte Cliffords Garten mit vielen lebenden Pflanzen und sein Herbarium durch viele getrocknete Specimina.

Seine Genera plantarum, die er in Upsala zu bearbeiten angefangen hatte, wurden nun mit allem Fleiße in Leyden gedruckt, und Linné ward am dritten October zum Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, unter dem Namen Dioscorides der Zweite, ernannt.

Börhave suchte den Linné zu überreden, auf öffentliche Kosten nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und von dort nach den Kolonien von Amerika zu gehen, um den holländischen Gärten allerlei seltene und besondere Gewächse zu verschaffen, da er dann bewirken wollte, daß Linné nicht allein Reisegeld, sondern auch bei seiner Rückkunft eine Anstellung als wirklicher Professor erhielte. Aber Linné lehnte dieses Anerbieten ab, unter dem Vorwande, er könne die warmen Himmelsstriche nicht vertragen, da er in den kalten aufgewachsen sey, obgleich er andere Gründe hatte, nemlich daß er zu Hause verlobt war. Er hatte mittlerweile Cliffords ansehnliches Herbarium in Ordnung gebracht, auch die Pflanzen im Garten vermehrt und geordnet. Nun blieb noch übrig, da Clifford ihm jährlich nicht nur ansehnliche Geldsummen gegeben, sondern ihn noch genährt und wie seinen eigenen Sohn gehalten hatte, daß Linné das große Werk: Hortus Cliffortianus angriff, und es nicht allein ausarbeitete, sondern selbst die Correcturen durchsah. Dieß geschah in drei Vierteljahren, welches ein Anderer nicht in mehreren Jahren nachahmen würde. Und in eben der Zeit, da er den Hortus Cliffortianus bearbeitete, belustigte er sich, wenn er von dieser Arbeit ermüdet war, mit der Critica botanica, die er in Leyden drucken ließ. Aber von aller dieser Arbeit ward er auch im Herbst des Jahres 17 7 so ausgemergelt, daß er die holländische Luft nicht mehr vertragen konn-

konnte, obgleich er in allem Wohlstande lebte, den ein Sterblicher wünschen mag. Er reiste nach Leyden hinein, um Börhave zu hören, wenn es ihm beliebte. Er konnte durch Amsterdams Gassen mit zwei Paar Pferden fahren, sich in Amsterdam aufhalten, sobald er wollte, zu Hartecamp in dem schönsten Garten wohnen, wenn er Vergnügen fand, und hatte dort alle Aufwartung von Koch und Bedienten. Alle, welche ihn besuchten, konnte er jederzeit mit der glänzendsten Bewirthung aufnehmen.

Als Clifford sah, daß Linné ihn verlassen wollte, machte er ihm die Anerbietung zu bleiben, auf seine Kosten in Leyden zu leben, und Börhave zu hören wann er Lust hätte. Sein Wunsch war, Linné möchte wenigstens so lange bei ihm verweilen, bis die botanische Professur in Utrecht, nach des alten Serruriers Tode, erledigt würde, da er denn derselben sicher seyn könnte. Bis dahin versprach Clifford ihm Gehalt zu geben. Aber ungeachtet aller Erbietungen, ungeachtet alles Wohllebens und Ehre, welche Linné genoß, da alle Botaniker ihn wie ein kleines Orakel aufsuchten, nahm er Abschied von Clifford; denn er sah wohl ein, daß er nicht im Stande sey, bei einer so erwünschten Gelegenheit das starke Arbeiten zu unterlassen. Außerdem verlangte ihn zu Hause, denn das holländische Klima ist für einen Schweden auf die Länge nicht gesund.

Als Linné von Clifford Abschied nahm, um über Paris in sein Vaterland zurückzukehren, erhielt er von demselben hundert Dukaten für die Beschwerde mit dem Hortus Chiffortianus. Er kam durch Leyden, und verabschiedete sich auch hier von seinen Freunden und Bekannten. Der Professor van Royen wurde bestürzt, daß Linné das Land verlassen wollte. Er bot ihm alle erdenklichen Vortheile an, wenn

 er

er nur blos ein halbes Jahr bei ihm bleiben wollte, um den akademischen Garten mit ihm in Ordnung zu bringen, und ihm bei der Ausarbeitung desselben behülflich zu seyn. Zugleich wünschte er, Linné möchte ihm seine Fundamenta botanica demonstriren, wodurch seine Grundsätze bei einer so glänzenden Akademie öffentlich verbreitet, und die Linnéischen Namen, die er im Hortus Cliffortianus und in seinen andern Schriften gebraucht hätte, in einem so berühmten Garten eingeführt werden würden.

Linné entschloß sich und blieb da, zum großen Leidwesen Cliffords, der ihm so ansehnliche Vortheile angeboten hatte. Linné suchte sich bei diesem damit zu entschuldigen, daß er aus keiner andern Ursache geblieben sey, als um sich und seinen würdigen Gönner Clifford zu ehren. Der Garten zu Leyden war nach Börhave's Methode eingerichtet. Diese beschloß der Professor van Royen gänzlich umzuwerfen, und dagegen die Linnéische Methode einzuführen. Aber Linné konnte nicht zugeben, daß derjenige gekränkt würde, der ihm so viel Gutes gethan hatte. Weil indessen Börhave's Methode nicht bestehen konnte, so half er van Royen eine eigene ausarbeiten. Die Pflanzen in Leyden wurden nun von Linné und van Royen gemustert. Sie erhielten neue Namen und wurden aufgestellt, und Linné gewann van Royens gänzliches Vertrauen. Er war inzwischen fast jeden Tag bei seinem Gronov, und half ihm bei seiner Flora Virginica, die beinahe zu einer Zeit mit dem Hortus Leydensis herauskam, welche beide die Linnéischen Namen und Grundsätze angenommen hatten. Aber damit auch die Nächte nicht ungenützt verstreichen möchten, gab Linné hier seine Classes Plantarum und seines verstorbenen Kameraden Artedi Ichthylogie in fünf Theilen heraus,

zu-

zugleich Corollarium generum und Methodum sexualem.

Als 1738 das Amt eines ordentlichen Arztes in Surinam erlediget war, erhielt Börhave den Auftrag, es zu besetzen. Er suchte deswegen den Linné zur Uebernahme desselben zu bewegen, indem er ihm vorstellte, daß sein Vorgänger, als der einzige Arzt daselbst, innerhalb fünf Jahren einige Tonnen Goldes erworben hätten. Und was für herrliche Pflanzen nicht in einem so schönen Lande gefunden würden! Da aber Linné sich zurückzog, trug ihm Börhave auf, einen Andern vorzuschlagen, weil Keiner mit den jungen Aerzten, die zugleich Kenntniß in der Naturgeschichte besaßen, besser bekannt war. Er empfahl also Johann Bartsch aus Königsberg, seinen getreuen Freund, der von ihm nicht allein die Botanik, sondern auch besonders die Insektenkunde erlernt hatte. Dieser ward sogleich angenommen, und reiste dasselbe Jahr nach Surinam ab, allein zu seinem Unglück.

Während sich Linné in Leyden aufhielt, war ein Klubb eingerichtet worden, dessen Mitglieder waren: Doctor J. Fr Gronov, Doctor van Swieten, Doctor Linné, Joh Lawson, ein gelehrter Schotte, der viel gereist war. Dieser letztere, ein besonderer Freund von Linné, fragte ihn oft, ob er Geld gebrauche? und wenn er antwortete: nein! zog er sechzig, achtzig bis hundert Gulden heraus, und gab sie ihm mit den Worten, er behalte für sich noch genug. Er besaß viel Verstand, und liebte den Linné und Gronov über die Maßen. Die übrigen Mitglieder des Klubbs waren: Lieberkühn, ein großer, grober Preuße, der unvergleichliche Mikroskope hatte; Joh. Kramer, ein liederlicher, zerlumpter Deutscher, ein Genie sonder Gleichen alles zu behal-

behalten, was er lesen hörte, der auch Studiosus in allen Fakultäten war, und Joh. Bartsch, ein schlanker, hübscher munterer, gelehrter und sittlicher Jüngling. Wenn dieser Klubb sich versammelte, lag es dem Wirthe ob, etwas aus seinem Fache zu demonstriren, z. B. Gronov in der Botanik, van Swieten in der Praxis, Linné in der Naturgeschichte, Lawson in der Geschichte und den Alterthümern, Lieberkühn über mikroskopische, Kramer über chemische, und Bartsch über physikalische Gegenstände.

Ehe Linné von Leyden Abschied nahm, war der kranke Börhave von seiner Hydrops Thoracis, auf welche eine starke Engbrüstigkeit folgte, schon so angegriffen, daß er nicht mehr im Bette liegen konnte, sondern aufsitzen mußte. Er hatte lange vorher schon befohlen, niemand zu ihm zu lassen. Linné war auch der einzige, welcher hineinkommen durfte, um seines großen Lehrers Hand zu küssen, und mit betrübtem Herzen von ihm Abschied zu nehmen. Der schwache Greis hatte doch noch so viel Kraft in seiner Hand, daß er Linné's Hand zu seinem Munde führte, und sie ebenfalls küßte. Seine letzten Worte, die er dabei sprach, waren: „Ich habe meine Zeit und meine Jahre gelebt, und gethan, was ich vermocht und gekonnt habe. Gott schütze Sie, dem dieß alles noch bevorsteht. Was die Welt von mir verlangte, hat sie erhalten; aber sie verlangt noch weit mehr von Ihnen. Leben sie wohl, mein lieber Linné.“ Die Thränen gestatteten nicht mehr. Als Linné in seine Wohnung zurückgekommen war, sandte ihm Börhave ein prächtiges Exemplar seiner Chemie.

Auf diese Weise wurde die Zeit in Leyden bis zum Frühjahr hingebracht, da Linné aus der Heimat die Nachricht erhielt, daß einer seiner Freunde sich

um

um die Hand seiner Verlobten bewerbe, und den Schwiegervater zu gewinnen suche. Deswegen beschleunigte er die Abreise, verfiel aber zuvor in ein schweres kaltes Fieber, von dem ihn zwar van Swieten glücklich befreite, dagegen bekam er einen Rückfall mit Cholera, der leicht seinem Daseyn hätte ein Ende machen können, wenn nicht van Swieten die äußerste Mähe angewendet hätte. Während sich Linné erholte, kam der beleidigte Clifford in die Stadt ihn zu besuchen. Zugleich bat er ihn, eine Nacht bei ihm in seinem Garten zuzubringen. Er stellte ihm die Gefahr vor, so ermattet, wie er wäre, zu reisen, und bot ihm sein voriges glückseliges Leben wieder an, wenn er sich entschließen könnte, bei ihm zu bleiben. Die Pferde im Stalle sollten ihm zu Gebote stehen, so oft er spatzieren zu fahren beliebte, und der freigebige Holländer versprach seinem Freunde täglich einen Dukaten, so lange er bei ihm verweilen würde.

Linné war gerührt, und blieb einige Wochen, in welchen er täglich neue Beweise von Güte und Wohlwollen erhielt. Aber sein Körper wollte nicht genesen, und er hatte nicht eher einen gesunden Tag, als bis er über die holländische Gränze gekommen war. Sobald er Brabant erreicht hatte, wurde sein Körper von Stund an gleichsam erneuert, und er fühlte sich wie von einer schweren Last befreiet.

Es waren, seit Linnés Ankunft in Holland, drei Jahre verflossen, die in seinem Leben eine merkwürdige Epoche bilden. Er hatte hier mehr geschrieben, mehr neues entdeckt und die Botanik mehr reformirt, als irgend Jemand vor ihm in einer ganzen Lebenszeit. Dieß war auch die eigentliche Ursache, daß er in Cliffords Garten stets von den größten Botanikern besucht ward. Mehrmals traf es sich,

daß

daß Gronov, van Royen, Burmann, Serrurier, Andry, Lawson und Andere, ohne alle Verabredung, bei ihm zusammen trafen. Linné hatte das Vergnügen, obgleich selbst noch Schüler, zu hören, daß eine berühmte Hochschule seine Principien und Fundamente annahm und öffentlich erklärte. Die Studenten blieben auf den Straßen stehen und zeigten einander denjenigen, der die neue Theorie gebaut hätte. Ja die Natur selbst begünstigte den Linné dadurch, daß sie durch seinen Fleiß und auf seine Veranstaltung die schöne Musa zum erstenmal in Holland blühen ließ, welche als ein Wunder von dem ganzen Lande besehen wurde. Die Vornehmsten, und selbst Börhave, kamen nach Hartecamp, um von Linné seine Demonstration dieser Musa zu fodern. Er hat sie auch in einer besondern kleinen Schrift, unter dem Titel Musa Cliffortiana, der Nachwelt vorgelegt, nach welcher nunmehr jeder Garten ihre Blumen hervortreiben kann. Bei Burmann in Amsterdam war Linné immer willkommen unter den zeylonschen und afrikanischen Pflanzen, und bei Gronov in Leyden, wo die virginischen Pflanzen gemustert wurden, war er gleichsam zu Hause. Der Professor van Royen theilte ihm immer das Seltenste für den Cliffordischen Garten mit, und jeden Monat ungefehr wurden die Gärten in Amsterdam, Utrecht und Leiden, täglich aber der zu Hartecamp besucht.

Nachdem Linné dergestalt groß in Holland und reich an Kenntniß der Pflanzen geworden war, reiste er ab und kam durch Antwerpen, Trefortaln, Mecheln, Brüssel, Mons, Valenciennes, Cambray, Peronne, Roye, Port en Pont, nach Paris. Sobald er nach Brabant kam, sah er sich aus einem schönen Garten auf eine magere Viehwaide versetzt,

wo

wo die Menschen armselig und die Häuser elend waren. Die Stadt Antwerpen hatte alte und prächtige Häuser, doch meistentheils dürftige Einwohner. In Brüssel sah er die schönen Springbrunnen in den Strassen, das kostbare Arsenal, und die daselbst residirende Schwester des Kaisers, und den papistischen Gottesdienst, welcher hier im höchsten Flor war. Auf der westlichen Seite übersah er oft, von der Höhe eines Walles, diese ganze schöne Stadt. Auf der Ostseite war schon das Französische eingedrungen. Bei Mons wurde eine starke Visitation gehalten, wo niemand mit mehr als fünfzig Livres passiren durfte; aber Linné kam doch mit einigen hundert Dukaten durch. Diese Stadt, wiewohl sie nicht groß war, hielt dennoch eilf Apotheken. In der Umgegend wurden Steinkohlen und Dachschiefer gebrochen. Bei Valenciennes wurde Linnés Koffer versiegelt, weil er einen Haufen neue Bücher bei sich hatte, denn er hatte ein Exemplar von jedem Buche, das er in Holland zum Druck befördert, mitgenommen. Weiterhin ging es durch die flandrischen Felder, welche Schonens Ebenen gleichen. Die Häuser waren meistentheils aus einer Steinart gebauet, die das Mittel zwischen Sandstein und Kreide hielt. In Cambray sah er jedesmal, wenn die Glocke schlug, zwei hölzerne Männer, die an die Glocke schlugen. Die Landstraße war mit einem Kalkstein gepflastert, der aus Letten oder auch Marmor prim. erzeugt wird.

Sobald Linné in Paris angelangt war, wurde er von dem alten Professor Anton de Jussieu, welcher täglich mit medicinischer Praxis beschäftiget war, an seinen Bruder, den Demonstrator der Pflanzen Bernhard de Jussieu überliefert. Hier ward es sein Geschäft, den schönen Garten zu untersuchen,

die

die Herbarien der Gebrüder Jussieu, des Tournefort, Vaillant, Surian und Anderer zu sehen, wie auch Isnards große Sammlung botanischer Bücher. Bernhard de Jussieu stellte Fahrten nach Fontainebleau und Burgundien an, in Gesellschaft mit Laserre, blos um Linné die schönsten Gewächse zu zeigen, die um Paris gefunden werden, da denn Linné freie Reise hatte, und Bernhard de Jussieu erzeigte ihm täglich Dienste, so daß er hier mit den beiden Jussieu, mit Reaumur, Obriet, des seligen Tourneforts Zeichner und Reisegefährten im Orient, mit Laserre, der Wittwe Vaillant und der Demoiselle Basseport, welche königliche Malerin im Garten war, Umgang pflog. Am vierzehnten Junius hielt Linné bei dem derzeitigen Präsidenden Dufay um die Erlaubniß an, die Akademie der Wissenschaften als Gast zu besuchen, da ihm denn nach der Session angedeutet ward, ein wenig zu verziehen, worauf man ihm meldete, daß die Akademie ihn zum Korrespondenten angenommen habe. Dufay schlug vor, ob nicht Linné Lust hätte, Franzose zu werden, dafern ihn die Akademie unter ihre Mitglieder mit einer Pension aufnähme; aber eine stärkere Neigung zog ihn zu seinem Vaterlande zurück.

Nachdem Linné das Schloß Versailles, die Landschaft um Paris, die Bibliotheken, Museen, Herbarien und Reaumurs Sammlungen gesehen, und fast immer auf Kosten der beiden Jussieu gelebt hatte, dachte er an die Heimreise. Denn Linné's Sache war es nicht, französische Sitten und ausländische Sprachen zu lernen, indem er dafür hielt, die Zeit sey in alle Wege zu kostbar, um sie blos der Sprache wegen im Auslande zu verreisen. So viel ist gewiß, daß die Zeit des Linné ihm nicht erlaubte, den Sprachen obzuliegen; aber es bleibt auch zu

bemerken, daß sein Genie so durchaus nicht für Sprachen war, daß er weder Französisch, noch Englisch, noch Deutsch, noch Lappländisch lernte, ja nicht einmal Holländisch, wiewohl er sich ganzer drei Jahre in Holland aufhielt. Nichts desto weniger kam er allenthalben gut und glücklich durch.

Nachdem Linné solchergestalt das Merkwürdigste in Paris gesehen hatte, reiste er nach Rouen, und segelte von dort mit einem streichenden Winde und Sturm ins Kattegat, wo sich der Wind sogleich zum Sunde wandte und Linné bei Helsingborg an's Land stieg. Von hier reiste er zum Besuche zu seinem hochbejahrten Vater in Stenbrohult, wo er einige Tage ausruhte. Dann eilte er nach Fahlun, wo seine Liebste auf seine Heimkunft wartete. Er hielt nun förmliche Verlobung, und reiste darauf nach Stockholm, um dort sein weiteres Glück zu suchen. Allein in dieser Hauptstadt, wo er sich als Arzt zu ernähren gedachte, wurde er wie ein Fremdling empfangen. Da er Allen unbekannt war, so wagte es Keiner, sein theures Leben den Händen eines unversuchten Doktors anzuvertrauen, ja nicht einmal seinen Hund, daher fing er an, sein Fortkommen im Reiche zu bezweifeln Er, der allenthalben außer Landes als ein Fürst der Botanik geehrt ward, war daher wie weiland Nikolaus Klim, als er aus der unterirdischen Welt kam. Zuverlässig hätte Linné Schweden wieder verlassen, wenn er nicht verliebt gewesen wäre. Die einzige Anerkennung, die er von den Seinigen erfuhr, bestand darin, daß ihn die Societät der Wissenschaften zu Upsala, die nach Stockholm zusammen berufen war, einhellig zum Mitgliede aufnahm.

Als Linné sah, daß er auf keine Weise einige medizinische Praxis erlangen konnte, fing er an,

sich

sich in den besuchtesten Speisehäusern einzufinden. Hier sah er öfters die jungen Kavaliere, die n castris Veneris verwundet waren, als Abstemii dasitzen. Er redete ihnen zu, gutes Muthes zu seyn und ein Viertel Rheinwein zu trinken, mit der Versicherung, er wolle sie in vierzehn Tagen kuriren. Jetzt wagten es endlich zweie, welche fruchtlos medizinirt hatten, ihr Leben in seine Hand zu legen. Da diese sogleich kurirt wurden, bekam er in Monatsfrist die meiste Jugend in seine Kur. Dadurch begann sein Kredit zu steigen, so daß er im März 1739, bei den herrschenden Pocken und kalten Fiebern, die ansehnlichste Praxis hatte. Nicht lange hernach wurde er Admiralitätsarzt, hielt öffentliche Vorlesungen über Botanik und Mineralogie, und seine Praxis stieg so unglaublich, daß er sie allein eben so groß hatte, als die andern Aerzte zusammen. Seine jährliche Einnahme belief sich nunmehr in Stockholm auf neun tausend Thaler Kupfermünze.

Die Zeit war jetzt gekommen, da Linné seiner Arbeit genießen konnte. Er begehrte daher Hochzeit zu halten, welches auch geschah, da er am 26 Junius 1739 auf seiner Schwiegereltern Gute Sweden, bei Fahlun, seine lang ersehnte Braut, Sara Elisabeth Moräus erlangte. Nach einer monatlichen Vergnügung in Fahlun reiste er wieder nach Stockholm, um seiner übernommenen Geschäfte zu warten.

II. Schröcklicher Kampf mit Wind und Wellen.

Rings um die Insel Moritz oder Isle de France, im indischen Meere, läuft, in geringer Entfernung vom

vom Ufer, unter dem Meere hin, eine Mauer von Korallen (Korallenriff). Nur hin und wieder finden sich Durchfahrten. Hierdurch wird das Einlaufen der Schiffe in den Hafen der Insel sehr gefährlich.

Es war ein trüber, stürmischer Morgen im Jahr 1810, wo die Wellen wüthend an den Felsen der Insel anprallten, als sich ein Schiff der gefährlichen Mündung des Hafens näherte. Zum Unglück wurde es durch einen Steuermann regiert, der seinem wichtigen Posten durchaus nicht gewachsen war. Der heftige Wind, der vom Meere herkam, trieb das Schiff gerade gegen die Felsenmauer, von welcher die Wellen mit ungeheurer Gewalt zurückprallten und über das Schiff herschlugen. Plötzlich rollte nun aber auch aus dem Meere eine fürchterliche Woge daher, faßte das Schiff, und warf es gegen den Felsen. Die Menge der Zuschauer am Lande, wovon das Schiff nur etwa dreihundert Schritte entfernt war, brach in ein herzzerschneidendes Wehklagen aus. Und doch konnte den Nothleidenden, die jetzo zwischen den brandenden Wogen und den starren Felsen steckten, Niemand zu Hülfe kommen. Hin und her schwankte das Schiff auf dem Kamme der Korallenmauer, ward bald auf die Seite geworfen, bald richtete es sich wieder auf, um im nächsten Augenblicke wieder niedergestürzt zu werden. Unaufhörlich wiederholte sich dieses grausenvolle Schauspiel. Es schien allen am Ufer unbegreiflich, wie das krachende und so gewaltig erschütterte bretterne Gebäude noch immer zusammen halten konnte. Zwischen jeder neuen Woge, die heranfuhr und über das Schiff herschlug, konnte man sehen, wie die Mannschaft die Masten niederhieb.

Ein Boot von der Insel machte einen Versuch, sich dem Schiffe zu nähern. Allein der Versuch

miß-

mißlang, und die Leute auf dem Boote erzählten unter anderm den am Ufer Versammelten, sie hätten unter den Unglücklichen auf dem Schiffe eine junge Frau erblickt, die ihre Arme nach Hülfe ausgestreckt hätte. Die Theilnahme und der Schmerz war allgemein, und um so größer, da sich unter den Zuschauern am Ufer Viele befanden, welche der Ankunft lieber Freunde entgegen sahen, die vielleicht auf diesem Schiffe, das einem gewissen Untergange Preis gegeben zu seyn schien, am Bord seyn konnten. Jedes Fernglas war in Beschlag genommen; jedes Auge strengte sich an, um nur einige Züge der unglücklichen Schiffsgesellschaft zu erspähen. Einige meinten, sie könnten es sehen, wie Manche auf dem Schiffe im tiefsten Kummer versenkt wären, Andere in wilder Verzweiflung die Hände rängen, Andere aber sich ruhig in ihr Schicksal ergäben, das einmal unvermeidlich sey.

Jetzt bemerkte man einen Mann, der an einem zertrümmerten Vordermast, welcher nach dem Ufer zu hinabgefallen war, hinunter kletterte. Zweimal besann er sich, als er das Ende des Mastes und den Anfang des Wirbelns und Getümmels der schäumenden Wogen erreicht hatte, und kehrte wieder zurück. Endlich aber stürzte er sich gählings in den schwarzen Schlund, wurde sogleich von ihm verschlungen, und man hielt ihn für verloren Aber bald kam sein Kopf wieder zum Vorschein; doch sogleich riß eine neue Woge den ermattenden Schwimmer in den Abgrund zurück.

Unterdessen hatte sich ein kühnes Boot bis in die Nähe dieser Stelle gewagt, und diesem gelang es, den armen Mann, der nun schon wie leblos und aller Besinnung beraubt von den Wogen umhergetrieben wurde, aufzufischen und zu retten. Nun

folg:

ten noch einige Andere vom Schiff diesem Beispiele nach, und wurden glücklich ans Land gebracht. — Die Frau, welche so große Theilnahme erweckt hatte, wurde zuweilen auf dem Vordertheile des Schiffes sichtbar; denn dorthin hatte sich die Mannschaft vor der furchtbar schäumenden Brandung geflüchtet. Als sich endlich der Wind ein wenig legte, wurde sogleich ein starkes Boot herbeigeschafft. Ein wackerer Seeoffizier, einige beherzte Matrosen und die muthigen Hauptleute der Kauffarteischiffe traten schnell als Freiwillige zusammen, um mit Aufgebot aller Kräfte und Daransetzung ihres eigenen Lebens, die Rettung der unglücklichen Seefahrer zu versuchen. Glücklich drangen sie in einem Augenblicke, wo die Brandung sich ein wenig gelegt hatte, bis zu dem Schiffe hindurch, nahmen geschwinde alle, die darin waren, in ihr Boot auf, und in wenig Minuten waren sie reißend schnell durch die schäumenden Wogen an das Ufer getrieben, und alle waren gerettet.

Eine rührende Scene des Wiedersehens erweckte jetzt eine allgemeine freudige Theilnahme. Die Frau, welche man schon aus der Ferne erspäht hatte, war die junge schöne Gattin eines Offiziers der Landtruppen, die sich auf der Insel befanden. Aus Liebe war sie ihrem Gatten über das Meer nachgeeilt. Er selbst, wie tausend Andere, stand eben noch am Ufer, und zitterte für die verloren geglaubten Seefahrer, ohne zu wissen, daß sein Theuerstes unter ihnen sey. Schwach und matt, und so eben dem Wassergrabe entrissen, schwankte ihm nun die Gerettete entgegen, sank an seine Brust, und war ihm wieder geschenkt. — Wie sehr durch dieses überraschende Ereigniß der allgemeine Jubel vermehrt wurde, bedarf keiner Schilderung.

III. Schiffbruch eines englischen Paketboots.

Im Jahr 1823.

Das englische Paketboot, the Alert genannt, welches von Dublin nach Liverpool bestimmt war, hatte das Unglück, am sechs und zwanzigsten May 1823 bei der Insel Anglesey, im St. Georgs Kanal, an der Westküste von England zu scheitern. Ein Mitreisender, der so glücklich war, dem Tode in den Wellen zu entrinnen, erzählt von diesem Schiffbruche folgendes,

Am fünf und zwanzigsten May segelte ich von Dublin ab, in dem Handelsschiffe Alert, welches nach Liverpool bestimmt war. Gegen neun Uhr Abends stachen wir in See, und da das Wetter für die Jahreszeit ungemein mild war, so genoß ich eines recht ruhigen Schlafes bis acht Uhr am andern Morgen, wo der Ruf zum Frühstück mich weckte. Jetzt erst knüpfte ich ein Gespräch mit meinen Mitreisenden in der Kajüte an, deren in allem sechzehen, und darunter vier Frauen, waren.

Nach dem Frühstück fand ich mich, wie gewöhnlich, wenn ich auf der See bin, ein wenig übel, zog daher meine Jacke aus, und legte mich wieder zu Bette. Ich hatte aber kaum eine halbe Stunde geschlummert, als das Fahrzeug einen so plötzlichen und heftigen Stoß bekam, daß ich beinahe aus meinem Bette geschleudert worden wäre. Ich sprang auf, eilte auf das Verdeck und erfuhr nun, das Schiff sey auf einen verborgenen Felsen, der Mausfelsen genannt, seitwärts von der Insel Anglesey, gesto-

stoßen, jedoch schon wieder davon weggetrieben, ohne (wie man damals glaubte), einen bedeutenden Scha den gelitten zu haben. Kaum aber war ich wieder in die Kajüte getreten, so fand ich, daß das Wasser durch den Fußboden hoch aufspritzte, und machte nun sogleich Lärm.

Es erfolgte nunmehr eine Scene des Schreckens und der Verwirrung, die ich nicht zu schildern vermag. Das durchdringende Klaggeschrei und Gejammer der Weiber und Kinder, vermischt mit dem Rufe und den Anstrengungen der Männer, brachte eine solche Entsetzen und Angst erregende Wirkung hervor, daß man sich unmöglich eine Vorstellung davon machen kann. Eine zeitlang blieb ich unten bei dem Stoward (Proviantmeister), füllte Wassereimer und langte sie den Andern auf dem Verdecke zu. Als ich indessen bald fand, das Wasser habe eine solche Höhe erreicht, daß es zwecklos, ja unmöglich sey, unsere Anstrengungen fortzusetzen, so lief ich zu meinem Mantelsack, der in der Kajüte umherschwamm, und war so glücklich, alles Geld, welches ich bei mir hatte, (es waren sechszig Soverings und Dollars) herauszubringen. Darauf eilte ich auf das Verdeck; aber wer faßt mein Entsetzen, als ich entdeckte, daß das Boot, meine einzige Hoffnung zur Rettung, mit der Schiffsmannschaft und einigen Reisenden auf und davon gefahren war!

Ueberzeugt, daß nunmehr alle Möglichkeit einer Rettung blos auf meiner eigenen Anstrengung und Entschlossenheit beruhe, warf ich das Geld von mir, riß mir die Kleider vom Leibe, und machte mich so auf das Schlimmste gefaßt, entschlossen, bis zum letzten Augenblick im Schiff zu bleiben. Dieser grauenvolle Moment kam bald heran. Ich stand gerade an der Gesellschafterthür, als das Schiff sank,

und eine große Strecke unter dem Wasser durch das Saugen des Strudels, welcher das Sinken erzeugt hatte, fortgetrieben wurde.

Als ich wieder an die Oberfläche des Wassers kam, sah ich mich von so vielen, dem Ertrinken nahen Unglücklichen umgeben, daß es mir unmöglich ward, in irgend einer Richtung fortzuschwimmen. Ich wurde sogar mehrmals von Einigen derselben, die mich krampfhaft ergriffen hatten, wieder unter das Wasser gezogen. Endlich glückte es mir, mich von der Menge los zu machen, und eine Kiste voll Eier nicht weit von mir schwimmen sehend, an welcher sich vier Männer angeklammert hatten, ergriff auch ich dieselbe als das letzte noch übrige Mittel zur Rettung. Da die Kiste jedoch nicht flott genug war, so Viele zu tragen, so ließen Alle los, außer mir und noch Einem. In dieser entmuthigenden Lage, und mit der Todesstille umher vergaß ich weder meine Freunde noch meine Heimath. Diese Erinnerung gab mir in der That neue Kraft, und ließ mich eine zeitlang der furchtbaren Gefahr ganz vergessen, die nun den höchsten Grad zu erreichen schien. Mein Unglücksgefährte fieng endlich an, den Muth sinken zu lassen und wurde sprachlos; zum Glück aber sah ich einen Strick, der an der Kiste befestiget war, schlang diesen um seine Hände, und sicherte ihn auf diese Weise vor dem Sinken. Ich selbst fing jedoch jetzt an, an meiner Rettung zu verzweifeln; das Sehen wollte mir vergehen, mein Leib ward allmählich so kalt, wie der Tod, und ein Krampf ergriff meine Beine. Noch ein Paar Minuten länger, und ich hätte jenen Unglücklichen folgen müssen, die mit dem Schiffe in die Tiefe des Meeres hinabsanken, als ich plötzlich den Ruf vernahm: „Muth, meine braven Jungen, rafft eure Kräfte zusammen!“

Bald

Bald darauf erreichte uns das Boot, und wir wurden Beide in dasselbe hineingezogen. Noch ein dritter Mann ward aufgefischt, der sich an einem Stücke des Wraks festgeklammert hatte. Wir wurden bei Holyhead ans Land gesetzt, und unter einem unermeßlichen Zuströmen von Zuschauern, ganz nackt, wie wir gefunden worden waren, nach Herrn Morands Gasthofe gebracht, wo man uns mit aller möglichen Güte und Aufmerksamkeit behandelte. Man legte uns auf der Flur vor dem Küchenfeuer ausgestreckt hin, und hüllte uns in warme Tücher ein. Ich erhielt bald meine Besinnung wieder und nachdem ich einen Schluck Branntwein getrunken, ward ich zu Bette gelegt. Am folgenden Tage fühlte ich mich jedoch so schwach, oder vielmehr so durchaus entkräftet, daß ich nicht im Stande war, mein Lager zu verlassen. Ein Herr aus London borgte mir edelmüthig fünf Guineen und verschaffte mir Kleidungsstücke, so daß ich nun meine Reise ohne Verzug antreten konnte. — Gegen hundert und vierzig Personen müssen ihren Tod in den Wellen gefunden haben.

Sechste Abtheilung.

Außerordentliche Naturereignisse.

I. Erdbeben in Sizilien.

Im Jahr 1693.

Fürchterlich sind die Schrecken, welche das Erdbeben begleiten. Wie der Blitz in der Wolke fährt es in einem Augenblick, krachend und schmetternd, über weite Landstrecken, ja über ganze Erdtheile hinweg. Je fester, höher und trotzender die Gebäude sind, welche ihm auf seinem Wege begegnen, um so sicherer ist ihr Sturz. Selbst Berge reist es gleichsam aus ihren Wurzeln, schleudert sie gegen einander und versetzt sie an andere Orte.

Ein solches Schicksal erfuhr Sizilien am neunten Januar 1693. Ein gewaltiger Erdstoß erschütterte an diesem Tage diese Insel und richtete im ganzen Umkreise derselben unbeschreiblichen Schaden an. Da die Erde bald wieder ruhig wurde, so kehrte

das

das Volk, welches auf das freie Feld geflohen war, sogleich wieder zurück. Am eilften sah der Pater Antonio Serroula, welcher nach der am Aetna gelegenen großen und reichen Stadt Katanea reisen wollte, um während der Fasten dort zu predigen, über der Stadt eine schwarze dicke Wolke schweben. Aus dem Gipfel des Aetna blitzten Flammen strichweise nach dieser Gegend hin und rund umher. Das Meer fing an zu brausen und sich aufzuthürmen, und ein Donnern und Knallen, wie wenn unzähliges Geschütz gelöset würde, tobte im Innern der Erde. Die Vögel schwärmten wie trunken zwischen Himmel und Erde durch einander; die Thiere auf dem Felde heulten und brüllten und die Pferde, worauf der Pater und seine Gefährten ritten, standen scheu, an allen Gliedern zitternd, so daß sie alle sich gezwungen sahen, abzusteigen. Doch kaum berührten sie die Erde, so fühlten sie sich von dem wankenden Boden einige Hände hoch in die Luft geschnellt. Als sie sich wieder gefaßt hatten, und der Pater seine Augen nach Katanea wandte, sah er nichts mehr, als eine ungeheure Staubwolke das Land bedecken, und kreisend sich himmelan thürmen. Die unglückliche Stadt war vernichtet!

In Katanea selbst wurde auf dem Markte ein Mann vom Erdstoß aufgeschnellt, und auf das Pflaster geworfen, wo er einige Sekunden betäubt liegen blieb. Als er sich aufrichtete, waren Häuser und Palläste rund um ihn her, wie durch einen Zauberschlag, verschwunden, und nur die Trümmerhaufen übrig. Das Volk hatte sich zur bischöflichen Residenz gedrängt, und harrete des Schleiers der heiligen Agathe, welcher in der nahe gelegenen, ihr geweihten Kirche verwahrt wird, und nach seinem Glauben die Kraft haben soll, den Erdstößen und Feuer-

aus-

ausbrüchen des Aetna zu wehren, wenn er in Prozession und feiernder Andacht getragen wird. In dem Augenblicke, wo die Geistlichkeit den Kasten öffnete, welcher den rettenden Schleier bewahrte, stürzte die Kirche, der Thurm und die bischöfliche Residenz zusammen; fünfzehn tausend Menschen wurden begraben, und nur einige Edelleute und Chorherren retteten sich in der Kapelle der Heiligen, welche unversehrt blieb. Die Karmeliter, welche bereits singend, und laut gen Himmel rufend durch die Straßen zogen, wurden alle, bis auf einen, erschlagen. Fast alle Nonnenklöster fielen in Trümmer, und die meisten Jungfrauen, welche heilige Gelübde an ihre Mauern bannten, wurden erschlagen, bevor sie sich zu einer Flucht entschließen konnten, welche, obschon von der dringendsten Gefahr geboten, dem Buchstaben ihres Gelübdes widersprach.

Alle Landhäuser auf den nahe gelegenen anmuthigen, fruchtbaren Hügeln waren zerstört. Zugleich stürzten, unter den furchtbarsten Blitzen und Donnern, Regengüsse in Strömen hernieder auf die unglückliche Stadt, und, als fehlte noch etwas am Maaße ihres Elendes, stürmte das wüthende Meer heran, drang bis zum Marktplatze St. Philipp, und überschwemmte, was rund um die Stadt von Wohnungen geblieben war.

In der Residenz Palermo, dreißig Meilen von Katanea entfernt, zertrümmerte im Augenblick der Pallast des Statthalters, und fast alle Kirchen und bedeutenden Gebäude. Die Stadt Aci Aquileja wurde mit allen Bewohnern verschüttet. Leontini, schon am neunten größtentheils zerstört, sank jetzt auch bis auf das letzte Haus in Trümmer, und begrub vier tausend seiner Einwohner, welche, damals aus ihren Wohnungen geschreckt, jetzt beschäftigt waren,

ren, in den Ruinen wühlend, den kümmerlichen Rest ihrer Habe zu suchen. Sortino wurde nicht nur vom Sturz der Häuser geängstiget, große Stücke sprangen herab von den nahe gelegenen Bergen, und schlugen mit donnergleichem Krachen in die Gebäude; dreitausend Menschen fanden ihren Tod. In Agosta, einer großen und reichen Handelsstadt auf einer Insel, entzündete sich während des Erdbebens der Pulverthurm des Schlosses; die Stadt flog in die Luft, und von den dem Erdstoß entflohenen Bürgern wurden noch im Felde an dreitausend von den herumgeworfenen Trümmern ihrer Wohnungen erschlagen. Von der uralten, berühmten, einst die ganze Insel beherrschenden Stadt Syrakus blieb nur ein Drittheil ihrer Gebäude (jetzt viertausend dreihundert Häuser) übrig; auf einem ihrer Plätze that sich die Erde auf, und aus drei Löchern sprang in sieben Strömen Meerwasser und Sand; das Meer wich dreimal an fünfzig Schritte vom Ufer zurück, so daß sein Grund völlig trocken erschien. Gleiches geschah zu Messina, Katanea, Agosta, so daß die vor Anker liegenden Schiffe kaum Zeit gewannen, mit der weichenden Fluth sich zu entfernen; wogegen in Maskali, höher hinauf, am Fuße des Aetna, das Meer sich erhob und eine halbe Meile weit landeinwärts drang. Eben daselbst öffnete sich die Erde, verschlang einen Maulthiertreiber mit zwei Maulthieren, einigen Männern und einen Priester, welche von Noto kamen, und warf dann Wasser, Kreide und schwefligte Erde in einem Strome sechzehn Ellen in die Höhe. Ueber siebenhundert Kirchen, zweihundert und fünfzig Klöster, neun und vierzig Städte und Flecken waren in wenig Tagen zerstört; über sechzig tausend Menschen getödtet.

Die

Die Geretteten, größtentheils verarmt, alle durch den Verlust irgend eines Verwandten oder Freundes gebeugt, raffte theils Gram theils Krankheit hin. Die Frauen fielen häufig in Wahnsinn; Seitenstechen, hitzige Fieber, Schlafsucht, Blattern und Masern wütheten im Volk. Manche waren durch wunderbare Umstände dem Tode entgangen. Zu Leontini schlug ein Franziskaner in der Kirche St. Maria degli Angeli die Glocke, der Erdstoß stürzte ihn mit dem Thurm und Glocke zugleich zu Boden; aber letztere bedeckte ihn, und er kam in einiger Entfernung in ihr ganz unverletzt zur Erde. In Syrakus kam ein Soldat von einem einstürzenden Thurme auf denselben Stein, worauf er oben gestanden, auf die Erde unbeschädigt zu stehen. Im Flecken Minko traten die Jesuiten mit dem Rector in die Pforte ihres Collegiums, um zu fliehen. Da spaltete sich die Erde weit zu ihren Füßen auf. In das Gebäude konnten sie nicht zurück, es stürzte schon hinter ihnen in Trümmer. Sie fallen auf die Kniee, da schließt sich der Schlund wieder durch einen neuen Erdstoß; doch indem sie entsetzt hinüber eilen, öffnet ein dritter Stoß den Abgrund wieder, und erhascht den letztern unter ihnen als Opfer.

II. Das immerwährende Feuer.

In der Nachbarschaft von Baku, etwa drei englische Meilen von der kaspischen See, in der jetzt zu Rußland gehörigen Halbinsel Habscheron, bemerkt man

man eine ganz außerordentliche Erscheinung, welche das immerwährende Feuer heißt, dem eine Sekte von Hindus und Persern göttliche Ehrfurcht erweiset. Es befindet sich ungefähr zehn englische Meilen von der Stadt Baku auf einem trockenen Felsenboden, wo es mehrere alte Tempel gibt, welche von Steinen erbaut sind, und alle dem Feuer gewidmet gewesen seyn sollen. Unter Andern ist hier ein Tempel, wo noch jetzt die Hindus ihren Gottesdienst verrichten. In der Nähe des Altars befindet sich eine große Höle, aus deren Ende eine blaue Flamme kommt, welche an Farbe und Milde einer Lampe gleicht, aber offenbar reiner ist. Die Hindus versichern, diese Flamme brenne seit der Sündfluth und glauben, daß, wenn man sie hier unterdrücke, sie an einem andern Ort zum Vorschein komme.

Nicht weit von diesem Tempel ist ein niedriger Felsenabhang, in welchem es eine wagrechte Oeffnung, zwei Fuß von dem Boden, fast sechs Fuß lang und ungefähr drei Fuß breit, gibt, aus welcher stets eine Flamme von der oben erwähnten Beschaffenheit herauskommt. Wenn der Wind wehet, so erhebt sich die Flamme bisweilen acht Fuß hoch, aber bei stillem Wetter ist sie weit niedriger.

Das Erdreich um diesen Platz hat über zwei englische Meilen weit die außerordentliche Eigenschaft, daß, wenn man zwei bis drei Zoll von der Oberfläche wegnimmt und eine glühende Kohle daran hält, der auf diese Art unbedeckte Theil sogleich Feuer fängt, fast ehe die Kohle noch das Erdreich berührt. Die Flamme macht den Boden zwar heiß, verzehrt ihn aber nicht. Einst sollen acht Pferde von diesem Feuer verzehrt worden seyn, welche unter einem Dache standen, wo die Oberfläche des Bodens umgewendet worden war, und durch einen Zufall

Feu-

Feuer gefangen hatte. Steckt man einen Stock oder eine Papierröhre etwa zwei Zoll tief in den Boden, ſo kommt, wenn man ſie mit einer glühenden Kohle berührt, ſogleich eine Flamme heraus, welche die Röhre nicht verzehrt, ſobald man ihre Enden mit Thon bedeckt. Mit drei bis vier ſolcher brennenden Stäbe bringt man das Waſſer in einem Topfe zum kochen, und man kocht bisweilen Speiſen dabei. Die Flamme kann auf dieſelbe Art, wie Weinſpiritus, ausgelöſcht werden. Der Geruch iſt ſchwefelartig, wie Naphtha, aber nicht ſehr zurückſtoßend.

Dr. Jakob Mounſey erzählt, es ſey eine Caravanſerai *) da, worin zwölf Hinduprieſter und andere Frömmler leben, welche das Feuer anbeten, das nach ihren Sagen viele tauſend Jahre gebrannt hat. Es iſt ein ſehr altes gewölbtes Gebäude da, und in ſeinen Mauern ſind eine große Menge Spalten; hält man ein Licht daran, ſo fangen ſie ſogleich Feuer, und dieß theilt ſich augenblicklich den andern Spalten mit, aber man kann es leicht auslöſchen. In dem Hauſe haben ſie Höhlen, in die ſie ihre Töpfe ſetzen, welche ſie, ohne weiteres Holz, zum kochen bringen. Anſtatt der Lichter ſtecken ſie Röhre in den Boden. Eine andere Merkwürdigkeit iſt die, daß man Kalk von den Steinen brennt, welche man hier herum ausgräbt; zuerſt macht man eine Höhle in den Boden, und legt da die Steine auf einander. Iſt dieß geſchehen, ſo thut man Feuer in die Höhle, es bricht eine Flamme hervor, welche ſich ſchnell dem gan-

---

*) Caravanſerai heiſſen im Morgenlande öffentliche Gebäude, in welchem ganze Caravannen oder einzelne Reiſende herbergen. Sie ſind größtentheils von vornehmen und frommen Perſonen zum Gebrauche der Reiſenden geſtiftet.

ganzen Haufen mit einem starken Knistern mittheilt, und wenn man es drei Tage brennen gelassen hat, so ist der Kalk fertig, aber Steine, welche man in dieß Feuer thut, um die Töpfe darauf zu setzen, verwandeln sie nie in Kalk; dieß kann nur dadurch bewirkt werden, daß man die Steine auf einander thut.

III. Verheerender Blitzstrahl.

Im Bezirk Digne, im Departement der niedern Alpen, befindet sich das Dorf Chateauneuf, in südöstlicher Nachbarschaft des Städtchens Moustiers, welches durch eine sehr vorzügliche Fayance-Fabrike bekannt ist. Das Dorf steht auf der äußersten Spitze eines der ersten Alpengebirge, die sich amphitheatralisch über Moustiers erheben. Es besteht außer der Kirche und dem Pfarrhaus, aus vierzehn Häusern, auf einer Anhöhe, welche durch die Winkel zwei anderer Berge, deren einer östlich, der andere westlich liegt, abgeschnitten ist. Der Zwischenraum, welcher das Dorf von dem östlichen Berge trennt, ist so eng und tief, daß sein Anblick Grausen erregt. Einhundert und fünf Wohnungen oder Hütten stehen zerstreut, fast alle am Abhange des östlichen Berges, und enthalten eine Bevölkerung von fünfhundert Seelen.

Sonntags, den eilften Julius 1819, kam der Pfarrer von Moustiers und bischöflicher Commissarius, Herr Salome, zur Einführung eines neuen Rectors, nach Chateauneuf. Gegen halb eilf Uhr

zog man in Prozession vom Pfarrhause nach der Kirche. Das Wetter war schön, nur standen einige schwere Wolken am Himmel. Der neue Rector hatte die Messe begonnen. Ein junger Mensch von achtzehn Jahren, der sich in Begleitung des Pfarrers von Mouſtiers befand, sang die Epistel, als drei Donnerschläge ertönten, die einander mit Blitzesschnelle folgten. Das Meßbuch ward ihm aus den Händen und in Stücke gerissen; sich selbst fühlte er von der Flamme am Leibe gepreßt, die ihn alsbald am Halse faßte. Er hatte anfangs laut aufgeschrien, jetzt aber schloß er durch eine unwillkührliche Bewegung den Mund, ward umgeworfen und gegen das in der Kirche befindliche Volk hingerollt, das hinwieder zu Boden sank und zur Kirchthüre herausgeworfen ward. Sobald er wieder zur Besinnung gekommen war, begab er sich wieder in die Kirche, wo er den Pfarrer von Mouſtiers ohnmächtig und bewußtlos fand. Sogleich rief er die nur leicht verwundeten Personen zu Hülfe. Der Seelsorger ward aufgehoben, sein brennendes Ueberkleid gelöscht, und mittelst Weinessig gelang es binnen zwei Stunden, ihn wieder zum Bewußtseyn zu bringen. Er brach beträchtlich Blut weg. Den Donner versicherte er nicht gehört und überhaupt von allem, was vorging, nichts gewußt zu haben. Man trug ihn ins Pfarrhaus. Die electrische Strömung hatte den Obertheil der Goldborte seiner Stole getroffen, von wo sie herabfuhr, einen seiner Schuhe wegriß, ans Ende der Kirche schleuderte und die metallene Schnalle zerbrach. Auch der Stuhl, auf dem er saß, war aus einander gerissen.

Am zweiten Tage nach dem Vorfalle ward der Pfarrer in seine Wohnung nach Mouſtiers gebracht, wo seine Wunden erst nach zwei Monaten völlig

heil-

heilten. Er hatte einen Schorf, mehrere Finger breit, auf der rechten Schulter; ein anderer erstreckte sich von der Mitte der Hinterseite des rechten Oberarms bis zur Mitte der Außenseite des Vorderarms; ein dritter tiefer Schorf ging vom mittlern Hintertheil des linken Oberarms bis zur hintern Mitte des gleichseitigen Vorderarms; ein vierter, minder ausgedehnter und mehr oberflächlicher, fand sich an der Außenseite des Untertheils vom linken Schenkel, und ein fünfter an der Oberlippe gegen die Nase. Eine völlige Schlaflosigkeit quälte den Beschädigten beinahe zwei Monate lang; er fühlte sich an den Armen gelähmt, und von der Zeit an litt er bei dem Wechsel der Witterung.

Ein kleines Kind ward seiner Mutter vom Arme gerissen, und sechs Schritte weggeschleudert; an der freien Luft erholte es sich wieder. Jedermann fühlte sich an den Beinen gelähmt. Einen furchtbaren Anblick gewährten die erschrockenen Weiber. Die Kirche war von dichtem und schwarzem Rauch erfüllt, so daß man die Gegenstände nur am Flammenlicht der vom Blitze entzündeten Gewänder unterscheiden konnte. Acht Personen blieben auf der Stelle todt, ein neunzehnjähriges Mädchen ward bewußtlos nach Hause getragen und starb unter gräßlichen Schmerzen, die sein lautes Jammern verkündete, am folgenden Morgen. Die Zahl der Getödteten war demnach neun, verwundet wurden zwei und achtzig Personen. Der Priester, welcher die Messe las, ward vom Blitze nicht getroffen, vermuthlich um des seidenen Ornats willen. Alle Hunde, die in der Kirche waren, fand man getödtet, in der Stellung, worin sich jeder eben befunden hatte. Eine Weibsperson, die sich auf dem Barbin-Berg, westwärts von Chateauneuf, in einer Hütte befand,

sah

sah schnell auf einander drei Feuermassen niederfallen, die dem Anschein nach das ganze Dorf einäschern sollten.

Wahrscheinlich traf der Blitz zuerst das Kreutz des Glockenthurms; man fand denselben in die Spalte eines Felsen auf 16 Metres Entfernung eingesenkt. Das elektrische Feuer drang alsdann durch einen Riß im Gewölbe der Kirche, den es einen halben Metre von der Oeffnung der Glockenreihe gemacht hatte. Die Kanzel war zertrümmert. In der Kirche fand sich eine Aushöhlung, die einen halben Metre im Durchmesser hatte, unter den Fundamenten der Mauern durchging, und sich bis zum Straßenpflaster fortsetzte; eine zweite ging in einen tiefer gelegenen anstoßenden Stall hin, worin fünf Schaafe und eine Stute todt gefunden wurden.

IV. Hungersnoth in der Schweitz.

Im Jahr 1817.

Kein Land empfand wohl das Elend und den Jammer des Hungerjahres 1817 schröcklicher als die Schweitz. Dieses Jahr lehrte in furchtbaren Ergebnissen, wie eine mit den Landeserzeugnissen im Mißverhältniß stehende, naturwidrige Bevölkerung großem Drange unterliegen müsse, wenn der Boden kein Gewächs giebt, uud der Fleiß des Landmannes eine zeitlang unbelohnt bleibt. Die Noth, welche im Jahr 1771 in Deutschland und in der Schweitz

ge-

geherrscht hatte, glich weder in den hohen Preisen der Lebensbedürfnisse, noch in der Menge der Armen, noch in der Erschöpfung der Hülfsquellen, der Noth, welche das Jahr 1817 auszeichnete.

Den höchsten Grad erreichte das Elend in den Kantonen Appenzell, St. Gallen, Glarus und Thurgau. Schon seit einem halben Jahrhunderte hatte in Appenzell, Ausserrhoden und in einigen Bezirken des Kantons St. Gallen das unglaublich sich erweiternde Baumwollengewerbe den einfachen Naturssinn zerstört, die physische Kraft untergraben, die Sittlichkeit vergiftet, Schwelgerei erzeugt, und die Bevölkerung furchtbar vermehrt. Schon die Handelsstockung entriß nur in diesem Landtheile achttausend Menschen ihren Erwerb. In Ackerbau und Viehzucht treibenden Gegenden des Kantons St. Gallen war die Noth minder verheerend, und der kräftigere Menschenschlag konnte mehr ausdauern, als das abgezehrte und schwächliche Spinn- und Webervolk. Der Kanton Appenzell Ausserrhoden zählte auf 38,000 Bewohner 18,000 Arme, und innerhalb Jahresfrist wurden gegen 3000 Menschen eine Beute des Hungers und Mangels. Von den 12,000 Bewohnern Innerrhodens waren 6000 Bettler, und der Menschenverlust betrug 941 Personen. Im Ganzen überstieg die Anzahl der Gestorbenen die der Gebornen um etwa 7000 Seelen; in dem Orte Hundwyl starb der sechste Theil der Bevölkerung. St. Gallens Bevölkerung von 134,000 Menschen erlitt eine Verminderung von 4162 Seelen, wovon die Hälfte auf das, 40,000 Einwohner zählende, gewerbtreibende Toggenburg fallen. Einzelne Gemeinden büßten den neunten, achten, ja den sechsten Theil ihrer Volkszahl ein. In dreizehn Gemeinden wurde gar keine Ehe geschlossen, im Ganzen überhaupt weniger,

als

als in andern Jahren. In Glarus starben viele Menschen den Tod der allmähligen Entkräftung aus Hunger.

Verhältnißmäßig weniger hart, obgleich im Ganzen noch drückend genug, war das Loos der Bewohner des Kantons Neuenburg. Die Kantone Zürich und Waat waren nur in ihren von der Industrie lebenden Berggemeinden eigentlich unglücklich. Die Sucht starke Getränke zu haben, ging hie und da so weit, daß man scharfe Kräuter und Wurzeln sammelte, sie durch Mistjauche in Gährung brachte, und in nicht geringen Portionen trank. Schaffhausen, Basel, Aargau, Genf und Tessin halfen sich einigermaßen durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens. Im Kanton Schaffhausen blieben die Lebensmittel am wohlfeilsten, denn während man in dem benachbarten Thurgau für ein Pfund Brod sieben und zwanzig Kreutzer bezahlen mußte, kostete es dort nur dreizehn. Die Stadt Neufchatel besaß auf ihren Speichern noch Getreide seit der Theurung vom Jahr 1771, das jetzt trefflich zu Statten kam. Ury, Schwyz, Unterwalden und Bündten half die Viehzucht durch. Erstes und Letztes gewannen viel durch den Transit des aus Italien kommenden Getreides. Bern, Zug, Lucern, Freiburg und Solothurn fanden eine Erleichterung in der Viehzucht. Am allerwenigsten litt Wallis, das sogar eine zeitlang noch Getreide ausführen konnte.

Die Noth, welche besonders in den Kantonen Appenzell und St. Gallen im Jahr 1816 sich zu verbreiten anfing, stieg bis in den August 1817 zu einer Schauder-erregenden Höhe. Ueber zwanzig tausend Menschen zogen auf acht Stunden in die Runde bettelnd herum, und diese Schaaren, allgemach an eine solche Lebensweise gewöhnt, fürchteten

wes-

weder Drohungen noch Häscher, noch körperliche Züchtigungen. Achtzigjährige Greise wanderten im Wintersturm drei Stunden weit nach einer Schüssel rumfordischen Suppe. Leute, die Freunde besuchen wollten, unterlagen auf dem Wege. Verwandte erkannten ihre verstorbenen Angehörigen wenige Stunden nach deren Tode nicht mehr an den Gesichtszügen, nur noch an den äußern Merkmalen der Kleidung. Kinder mußten bis Mittags im Bette bleiben, weil sie das Morgenessen verschlafen sollten. Männer verließen Weib und Kinder, und nahmen Königsdienste, um durch den Sold sich, durch das Handgeld den Ihrigen das Leben zu fristen. Eilfmal sah ein glaubwürdiger Zeuge einen sonst rüstigen Mann unter der schweren Arbeit niedersinken, eilfmal sich immer wieder schwächer erheben, bis er endlich nach vergeblichen Anstrengungen in den Armen peinlicher Ruhe neue Kräfte sich gesammelt hatte.

Die eckelhaftesten Nahrungsmittel wurden gierig verschlungen, um dem wüthenden Hunger zu wehren. Hunde, Katzen und Pferde galten für köstliche Speisen, und Schnecken betrachtete man als Leckerbissen. Braunes Heu, abgesotten, dann den Absud gesalzen, genossen viele als eine schmackhafte Suppe. Kleye und den Abfall von Rüben und Kartoffeln aß man mit Sehnsucht nach mehr dergleichen Nahrungsmitteln. In Gährung übergehendes Blut und moderndes Aas mußte öfters vor dem Hungerstode schützen. Man sah Misthaufen durchwühlen, und Menschen neben dem Vieh auf den grünenden Wiesen waiden.

Die Folgen des Genusses solcher Nahrungsmittel waren, daß die Elenden die natürliche Farbe der Gesundheit verloren, daß sie ein blasses, gelbes Aussehen bekamen, angeschwollen wurden, Elephan-

tenfüße erhielten, am ganzen Körper mit Hautkrankheiten und Geschwüren bedeckt waren, und oft vor Entkräftung wie die Mücken auf der Straße niederfielen und ihrem Elend erlagen. Viele machten sich aber auch wenig aus ihrem und der Ihrigen Sterben. Es war unmöglich, bei der äußersten Anstrengung, so viel zu erwerben, um Nahrungsmittel zu kaufen. Anstatt daß man im Jahr 1760 für einen Schneller Baumwollgarn zu spinnen zehn, zwölf bis fünfzehn Kreutzer bezahlte, und für zehen Kreutzer fünf Pfund Brod kaufen konnte, bezahle man im Jahr 1817 für den Schneller einen, und das Pfund Brod galt sieben und zwanzig Kreutzer. Um also fünf Pfund kaufen zu können, mußte man hundert und vierzig Schneller spinnen. Im Durchschnitt hielten die Männer länger aus, als die Weiber, obgleich von jenen mehrere starben, als von diesen. In allen seinen furchtbarsten Gestalten wüthete der Tod vornemlich in den Monaten Juli und August. Die Sterbelisten zeigten eine Menge fast ungewohnter oder unbekannter Krankheiten. In einer einzigen Gemeinde starben dreissig bis vierzig Menschen des eigentlichen Hungertodes. Ein Augenzeuge sah welche bis an das Ende von Heißhunger gepeinigt; nahe am Tode hörte er sie noch nach Brod seufzen; selbst schon sprachlos leckten sie noch die Lippen, wie der Säugling, der sich nach der Mutterbrust sehnt. Im Frühjahr fehlte es in manchen Gegenden an Saatfrüchten, an Menschenhänden, an Körperkraft, an Muße zur Feldarbeit, über der Nothwendigkeit das Leben für den Augenblick zu fristen. Brand, Hagelschlag, Schneelavinen, übertretende Waldströme, Wasserfluthen, Verspätung der Erndte mehrten die Noth. Der Schade, den die Rheinüberschwemmungen an Dämmen, Wuhren, Saaten, Feldern, verursachten

ist

ist nicht zu berechnen. Rheineck, zehn Dörfer und viele kleinere Ortschaften standen bis acht Fuß unter Wasser. Alle Rheindämme waren beschädigt, vierzehn Wuhrbrüche fanden Statt; in einer einzigen Gemeinde hatten achtzig Männer hundert Tage lang unaufhörlich an den Wuhren zu arbeiten. Der Rhein stand acht Fuß höher, als im Jahr 1566, der höchsten Fluth seit Jahrhunderten. Millionen wurden im Ganzen eingebüßt; nur Appenzell Ausserrhoden hatte vom December 1816 bis August 1817 dritthalb Millionen Gulden zu seinem Unterhalt verwendet. Das Vermögen vieler Privatpersonen wurde zu Grunde gerichtet, der Viehstand in manchen Gegenden um die Hälfte vermindert, der Landbesitz in seinem Werthe herabgedrückt, und die Sittlichkeit in ihren Grundvesten erschüttert. Appenzell Innerrhoden zählte auf eine Bevölkerung von zwölftausend Menschen in Jahresfrist vierzig Kriminalfälle. In St. Gallen waren die Staatsgefängnisse vollgestopft. In einem einzigen Jahre wurden hundert und ein und achtzig Menschen kriminell, dreihundert und neun und zwanzig polizeylich behandelt. Das Schallenwerk begriff siebenzig, die beiden Zuchthäuser zu St. Gallen und Rapperschwyl ein und siebenzig Züchtlinge. Die allgemeine Geschäftlosigkeit erzeugte den schändlichen Müßigang, dieser die schaamloseste Bettelei, und beide steigerten die moralische Verwilderung sehr Vieler beinahe in's Unglaubliche. Stehlen, Rauben, alle mögliche Schlechtigkeit, Liederlichkeit, schaamloses Gewerbe, frecher Hohn, Spott, Wucher, Aufbauen des Einen auf den Ruin des Andern, List, Verschlagenheit, Ränke, schnöder Undank, fluchwürdige Denk: und Handlungsweise, des Bettelvolkes insbesondere, waren an manchen Orten, wohl gar in größeren Gegenden, mehr oder weniger,

an furchtbarer Tagesordnung. Das alles im größern Grade in den sogenannten Industriegegenden, als wo die Bewohner von Ackerbau und Viehzucht lebten.

Die Kirchen wurden nicht mehr besucht, die Kinder nicht mehr zur Schule geschickt. Dieß war aber häufiger der Fall bei den evangelischen Bewohnern des Kantons St. Gallen als bei den Katholiken. Zehn von den Evangelischen auf einen Katholiken besuchten das Haus Gottes nicht mehr, aus Mangel an Kleidern, wie sie vorschützten, vorzüglich aber darum, weil es ihnen behagte, und weil der Sinn für alles Religiöse abgestumpft war. Die Zahl derer, welche durch Selbstmord ihrem Leben ein Ende machten, nahm zu. Andere suchten in ihrer Verzweiflung Zeit, Elend und Leben in Branntwein zu ersäufen. Glücklicherweise war der Ernst der Zeit von der Art, daß die erregte Leidenschaft, Immoralität und Irreligiosität Vieler, besonders der niedern Klasse, nicht auch von der Körperkraft unterstützt wurde. So gewiß ist es, daß große Noth die Menschen im Allgemeinen nicht bessert, weit eher abstumpft und verschlimmert.

Wie in den Kantonen Appenzell und St. Gallen, so zeigte sich auch in dem Kanton Glarus das Elend in der schröcklichen Gestalt. Uebervölkerung und Nahrungslosigkeit erzeugten den drückendsten Mangel an den ersten Nothwendigkeiten des Lebens. In dem Dorfe Schwendi, wo vor siebenzig Jahren bloß drei und dreißig Personen lebten, zählte man in dem Hungerjahre sechs hundert Menschen. Haushaltungen von sechs bis zwölf, oft mehr Kindern gab es häufig, aber ein ganzer Rock gehörte zu den Seltenheiten. Der Ort Schwanden hatte schon im October 1816, unter zweitausend dreihundert Einwoh-

wohnern sechshundert Bettler. Zu eben der Zeit wurde von den Bewohnern des kleinen Thales Aas hervorgescharrt und begierig verzehrt.

Der Pfarrer Scheitlin zu St. Leonhard bei St. Gallen foderte im September 1816 in einer Bettagpredigt seine Zuhörer auf, sich der Noth ihrer bedrängten Brüder zu erbarmen. Sein Vortrag machte Eindruck und er erhielt an Geld und Kleidungsstücken so viele Gaben, daß er sich entschloß, mit zwei von seinen Knaben selbst nach dem Kanton Glarus zu reisen, und die Gaben zu vertheilen *). In den schauerhaftesten Gestalten trat ihm hier das Elend der Unglücklichen entgegen, die nach Brod schmachteten, und nur nothdürftig ihren Körper mit Lumpen bedeckten. Zu Schwendi besuchte er die Witt-

*) Er hat diese Reise selbst beschrieben, unter dem Titel: Meine Armenreisen in den Kanton Glarus und in die Umgebungen der Stadt St. Gallen in den Jahren 1816 und 1817, nebst einer Darstellung, wie es den Armen des gesammten Vaterlandes im Jahr 1817 erging. Ein Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit. In Abendunterhaltungen für die Jugend, jedoch für Jedermann. St. Gallen 1820. 8. Damit ist zu vergleichen, die Schrift: Das Hungerjahr 1817. Erster Theil. Schilderung unsers Elendes. 1818. Zweiter Theil. Denkmäler des Wohlthuns. 1819. 8. Beide auch unter dem allgemeinen Titel: Der Osten meines Vaterlandes, oder die Kantone St. Gallen und Appenzell in dem Hungerjahre 1817. Ein Denkmal jener Schreckensepoche. Von einem Mitglied der Hülfsgesellschaft in St. Gallen (Ruprecht Zollikofer). — Schon 1813 gab Schuler in Zürich eine Schrift heraus unter dem Titel: Die unglückliche Größe des Elends im Schooße unsers Vaterlandes, und 1816 ließen zwei Glarer (Landmajor Heer und Pfarrer Heer) drucken: Rettungsentwurf und Aufruf an das Vaterland zur gründlichen Hebung des beispiellosen Elends der Armen im Linthale und Sernfthale und auf Kerenzen im Kanton Glarus.

Wittwe eines Wildhauers, d. i. eines Armen, der mit Lebensgefahr wildwachſendes Gras an Bergabhängen gemähet hatte, und wenige Zeit vorher todtgefallen war, was von Zeit zu Zeit denjenigen begegnet, die ſich auf dieſe Weiſe nähren. Die Frau hatte ſieben Kinder, und die Familie beſaß ſchon ſeit vierzehn Jahren kein Bettzeug mehr; alle ſchliefen Sommer und Winter in ihren Fetzen auf dem bloßen, mit nichts bedecktem Boden, ohne alle Decke über ſich. Ueberhaupt ſchläft in ſehr vielen Haushaltungen Alles auf dem Boden. Wer ein Vorrecht hat, wie Vater und Mutter, legt ſich auf die Bänke, die Kranken bekommen eine Lageſtätte auf dem Ofen.

Solche ſchreiende Contraſte von großem Wohlſtande, ja von ſehr anſehnlichem Reichthume Einzelner, und von gräßlicher Noth Vieler, bietet vielleicht kein Theil der Schweitz dar, wie der Kanton Glarus. Zu Dornhaus ſah der Paſtor Scheitlin ein, gerade unbewohntes, Prachtgebäude, mitten unter den ärmlichſten Ziegen- und Menſchenhütten. Wer aus einem Fenſter des großen ſchönen, weiſſen, ſteinernen Hauſes ſchaut, und etwas zu dieſen Hütten herabruft, ſchaut und ſpricht wie ein Unſterblicher aus einem Himmel auf eine verächtliche Erde, auf modernde Hütten, und, allein recht lebendig, auf ſchon Halbgeſtorbene herab. Warum wohnte der Beſitzer nicht hier? That es ihm zu wehe, unter dieſer Armuth des Todes, unter dieſem Gräuel der Verwüſtung, allein immer ſatt zwiſchen faſt lauter Hungrigen, zu wohnen? Wem könnte auch hier ein Biſſen Brodes ſchmecken, während einige Hunderte, oder auch nur einige Wenige, um das Haus herum an Holz und Leder nagen? Wer könnte hier, ohne über ſeinen Reichthum zu erſchrecken oder

zu

zu erröthen, vornehme Kleider tragen?" In einer Hütte traf der Wanderer zwanzig Menschen, die dem Hungertode nahe waren, und die Bewohner von Häsligen fand er auch am Sonntage schrecklich zerlumpt. Zu Ennertlintz befiel ihn, als er in eine der Hütten oder vielmehr in eins der Löcher trat, ein Entsetzten — bis beinahe zum Erbrechen. In einem Stübchen waren etwa acht Menschen in schwarzen Lumpen, die als Fetzen kaum an ihnen hangen bleiben konnten. Schmutz und Dunst waren zum Erschrecken; die Weiber waren halb nackt. In einer Wiege war ein neugebornes Kind, von einem Leichnam erzeugt, als Leichnam von einem Leichnam geboren. Wie ein Tod lag es da in den Fetzen der Wiege, ohne eigene Kraft, ohne bemerkbare Sorge der Eltern. Seine Nahrung waren Erdäpfel, die, als Früchte desselben Jahres, elend genug seyn mochten. Die natürlichste Quelle, aus der es Nahrung hätte ziehen sollen, war versiegt. Wie aus Gräbern hervorgescharrt sahen alle Anwesenden aus; am elendesten der abgemagerte Vater, dessen hohle Augen und eingefallene Backen, in Verbindung mit dem Auszehrungshusten, die Nähe des Todes verkündigten oder den Tod vielmehr selbst sichtbar machten. Weder Tische noch Bänke, noch Stühle waren vorhanden, auch nicht Ein Stück Kleidung. Wände, Boden, Decke, Fenster waren schwarz. Alle schliefen auf dem Boden, assen auf dem Boden, und lagen sonst auf dem Boden. Sie kochten so eben vor der Thüre Erdäpfel. „Mein Gott, sagte der Pfarrer Scheitlin, was denkt ihr doch in eurem namenlosen Elend?" Ruhig ward ihm geantwortet: „Herr, wir müssen halt sterben; wir müssen halt verhungern. Unsre Erdäpfel sind nun aufgezehrt, und der Winter kommt. Dem Bettel können wir

nicht

nicht mehr nachgehen; wir dürfen in unsern Fetzen nicht auf die Straße, nicht vor die Thüre hinaus."

„Geht ihr denn nicht in die Kirche? Gehen eure Kinder nie nach der Schule?" fragte der Pfarrer.

„Ach Herr, war die Antwort, urtheilt selbst, ob wir in diesen Fetzen in Kirche und Schule gehen dürfen. Seit drei bis vier Jahren sind wir in keiner Kirche, und unsre Kinder in keiner Schule gewesen. Ja, wenn wir nur noch wie Andere (Glücklichere) dem Bettel nachgehen und nach Glarus hinunter gehen könnten."

Die Weiber sprachen nicht, stumm sahen sie den Pfarrer an. Bemerkenswerth aber ist es, daß in diesen Gegenden wenig von Diebstahl und Räubereien gehört wurde. Die Noth hatte die Sicherheit der Reisenden nicht im mindesten gefährdet, ungeachtet die Naturbeschaffenheit des Landes Mordanschläge leicht begünstigen konnte. „So etwas ist in unserm Lande nicht Brauch," entgegnete ein Glarer den etwas Besorgniß äußernden Reisenden. Ueberhaupt hörte man unter diesen unverbildeten, einfachen Menschen weit weniger von Diebstählen und Verbrechen, als da, wo sich das Volk für verfeinerter hält. So lagen einmal am Fuße eines Berges in Graubündten, eine halbe Stunde von jeder Menschenwohnung entfernt, zwölf Säcke voll des schönsten Waitzens, und zwar im Juni, also zur Zeit der größten Noth, drei Tage und drei Nächte ganz unbewacht, und wurden dann unverletzt gefunden und abgeholt.

Schröckliche Noth lernte der Pfarrer Scheitlin kennen, als er im Jahr 1817 die Umgebungen von St. Gallen bereiste, um die gesammelten Beiträge unter die Dürftigsten zu vertheilen. Das

Pfund

Brod kostete damals acht und zwanzig Kreutzer. Gras, in Wasser gesotten, ohne Zuthat, war noch nicht die schlechteste Speise, zu deren Genusse die Dürftigen ihre Zuflucht nahmen, um dem Hungertode zu entgehen. In einer Hütte, in der man etwas Nesseln gekocht hatte, und ohne Licht beim Mondesschimmer am Spinnrädchen fleißig war, fragte der Pfarrer Scheitlin ein munteres Großmütterchen: „Wie gehts?" — „O recht ordentlich, war die Antwort. Der gute Gott verläßt uns nicht. Im Winter, ja da hatten wir Noth; da konnten wir nichts als Krüsch (Kleye) essen. Nun kommt aber der Frühling, da wachsen Nesseln und andere Kräuter; Gott läßt sie eben um der Armen willen wachsen. Wie sorgt er doch für die armen Leute! Statt des Schmalzes (der Butter) thun wir ein wenig Unschlitt dazu; wir haben etwa einmal ein übriges Kerzenstümpli (ein Endchen von einer Kerze). Man muß nur nicht mehr begehren, als man haben kann; der Herr Gott hilft doch täglich. Meine Tochter da jammert wohl zuweilen etwas; ich verweise es ihr aber. Wenn wir dann so beisammen sitzen, so machen wir manchen Spaß mit einander und sind recht froh." —

Es fehlte in dieser Zeit des quälendsten Hungers und namenlosen Jammers nicht an menschenfreundlichen Bemühungen, den Unglücklichen Hülfe zu leisten. Privatpersonen, Stiftungen, Vereine und andere Kantone linderten, so viel sie vermochten. Geistliche, Beamte und Aerzte thaten oft in ihren Wirkungskreisen das kaum Glaubliche. Der Mittelstand, und selbst die Dürftigen, thaten im Verhältniß ihrer Kräfte weit mehr für die Leidenden, als die Reichen. Es wurden Hülfsgesellschaften gestiftet, eine allgemeine in der Hauptstadt, besondere

den Bezirken und in einzelnen Gemeinden. Die erstere ließ Mitglieder in die hülfsbedürftigsten Gegenden reisen, an Ort und Stelle Alles einsehen, der Armuth in ihrer Verborgenheit nachspüren, durch Pfarrer, Ortsvorsteher und andere verständige Männer sich Bericht erstatten und Vorschläge machen. Zu ihren Unterstützungen erhielt sie vom Auslande zwölf tausend Gulden, und beinahe acht und vierzig tausend von den Bürgern ihrer Stadt. Als das zweckmäßigste und kräftigste Hülfsmittel in Theurung bewährte sich allenthalben die rumfordische Suppe. Es wurden davon 180,537 Portionen vertheilt, deren jede auf fünf und einen halben Kreutzer zu stehen kam. Aehnliches geschah in den Bezirken und Gemeinden, und die allgemeine Thätigkeit erregte einen ähnlichen Wetteifer. Im Bezirk Ober-Toggenburg wurden über 400,000 Portionen Sparsuppe vertheilt. Die Armensteuer mehrerer Gemeinden betrug monatlich sechs Kreutzer von hundert Gulden Vermögen. Wattwyl konnte bei vierzehn tausend Gulden verwenden, und noch vieles geschah von Privatpersonen im Stillen. Die wohlhabenden Einwohner in Wesen quartirten die Armen bei sich ein; die dortigen Klosterfrauen nährten sechs Monate lang siebenzig Dürftige, und entbehrten lange Zeit für sich das tägliche Brod, um es den Bedrängtesten zu reichen. Manche arme Hausväter beherbergten ihre ärmere Gemeindegenossen lange in ihren ärmlichen Hütten, und theilten alles mit ihnen, bis sie mit ihren Gästen im Elend herumziehen, oder der Gnade Anderer leben mußten. In Appenzell kamen die vielen Armen- und Waisengüter und Stiftungen (Zeugen des ehemaligen Erwerbes und Verkehrs) trefflich zu statten. Die Regierung konnte im Allgemeinen, zum Theil auch durch die Verfassung behindert,

dert, nichts thun; Alles mußte durch Privaten oder Gemeinden geschehen. Herisau verwendete in Jahresfrist 54,563 Gulden, wovon auch Vieles in Nachbargemeinden kam. In dreizehn Gemeinden der vorderen Sitter wurden für hundert tausend Gulden Lebensmittel und Kleidungsstücke ausgetheilt. Ein einziger Privatmann lieh dreissig tausend Gulden zu Kornankäufen. Einige Andere unternahmen, um ihren Mitbürgern durch Beschäftigung Unterstützung zukommen zu lassen, einen theuren Straßenbau auf eigene Kosten.

In dieser Zeit starb zu St. Gallen ein patriotischer Mitbürger, Namens Schoch, der durch Creditgeben bei dreimal hundert tausend Gulden aufgeopfert hatte. Schon bei seinem Leben schenkte er dem Waisenhause in Herisau zwei und zwanzig tausend Gulden, andere fünfzehn tausend vergabte er in seinem Testamente. Zehen tausend Gulden wies er der Cantonal-Hülfsgesellschaft in St. Gallen zu, und zu der dortigen höheren Lehranstalt trug er zwanzig tausend Gulden bei. Dem Waisenhause zu St. Gallen vermachte er dreissig tausend, dem zu Heiden zehn tausend, dem zu Arbon fünf tausend Gulden; den Rest seines Vermögens überließ er seiner Gattin mit der Bedingung, daß sie nach ihrem Absterben ein bis zweimal hundert tausend Gulden zu milden und wohlthätigen Stiftungen verwende.

Die reichste Gabe, welche das Ausland spendete, kam von dem Kaiser Alexander von Rußland. Gerührt von den Bedrängnissen, welche auf einem Theil der Schweitz ruhten, wies er hundert tausend Rubel zur Linderung der Noth an, und that durch den Grafen von Capo d'Istria seine Wünsche in Ansehung der Vertheilung kund. Die ganze Summe war in zwei Hälften getheilt; von der einen Hälfte er-

erhielt Glarus sechzehn tausend Rubeln, St. Gallen fünfzehn tausend, Appenzell eben so viel, Thurgau viertausend. Von der andern Hälfte wurden sieben und zwanzig tausend Rubel in die Hände der Hülfsgesellschaft von Glarus gelegt, zum Behuf der durch dieselbe gegründeten Linthkolonie in entsumpftem Boden; drei tausend Rubel wurden zu demselben Zwecke einer Kommission für den katholischen Landestheil übergeben; zwanzig tausend Rubel endlich wurden einer andern Kommission anvertraut, um vorzugsweise für die Bewohner von Toggenburg und der Gemeinden Ammon und Wesen, Kantons St. Gallen, ähnliche Anstalten zu bezwecken. Eine wohlthätige Folge des Hungerjahres waren mancherlei Verbesserung in den policeylichen Anstalten, Müller-, Becker-Sanitätsordnungen; genauere Aufsicht auf Armenpflegen und Stiftungen; die Vertheilung und Urbarmachung vieler Allmenden; eine Ersparnisskasse; die Benutzung mancher sonst unbeachteten Gegenstände, die Errichtung von Arbeitsanstalten und Einführung verschiedener neuer Industriezweige.

V. Wunderbare Höhle.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika, an dem nördlichen Ufer des schwarzen Flusses, in der Provinz Massachusets, hat man eine sehr wunderbare Höhle entdeckt, deren Eingang ohngefehr sechshundert Fuß von dem Flusse entfernt ist. Ein Reisen-

sender, welcher in diese Höhle hinabstieg, giebt von dem, was er sah, folgende Nachricht.

„Man kommt in die Höhle durch einen gegrabenen Gang, an fünf Fuß unter der Oberfläche des umgebenden Bodens. Um in die erste Kammer zu gelangen, welche zwanzig Fuß Länge und sechzehn Fuß Breite hat, muß man bis zu einer Tiefe von sechzehn und einem halben Fuß hinabsteigen. Dem Eingang gegenüber ist eine große steinerne Platte oder Tisch, von einem Felsen gebildet; sie hat zwölf bis vierzehn Fuß ins Gevierte, zwei Fuß Dicke und vier Fuß Höhe, vom Boden an gerechnet. Links ist ein gewölbter Gang von 150 Fuß Länge, und rechts ein anderer, ebenfalls gewölbter Gang von sechs Fuß Breite und Höhe, der in eine große Kammer führt. Wenn man dieser Route folgt, so kömt man in einen Saal von hundert Fuß Länge und zehen Fuß Breite; seine Höhe variirt zwischen fünf bis zehen Fuß. Das Gewölbe ist von Säulen und Arkaden gestützt, und die Seiten sind mit Tropfstein bedeckt, der so weiß ist, wie Schnee, und verschiedene Falten bildet, ähnlich den rauhen, eben so drappirten Silberstoffen. Gegen die Mitte dieses Saales, im Angesicht des Einganges, ist eine große Säulenthür, durch welche man in einen andern großen Saal geht, welcher, eben so wie der erste, mit Crystallisationen geziert ist. Geht man in den großen Saal zurück, so tritt man durch eine Arkade in eine unendliche Zahl von Kammern, welche mit einander in Verbindung stehen, und alle mit Stalaktiten angefüllt sind. Nach dieser Folge von Appartements steigt man zehen Fuß tief hinab, und man befindet sich in einer Kammer von ungefehr zwanzig Fuß im Umfange und zwölf Fuß Höhe. In einer Ecke dieser Kammer ist eine kleine Erhöhung von zwölf Fuß

im

im Durchmesser, welche sich drei Fuß vom Boden erhebt. Sie ist oben ausgehöhlt, und diese Höhlung mit Wasser angefüllt, das von dem Tropfstein herabfließt. Indem man aus dieser Kammer heraus: geht, gelangt man in eine große Gallerie, in welcher sich ein anderes Bassin noch befindet, voll von flüssigem Wasser. — Die Anzahl und Ausdehnung der Säle, die Schönheit der Stalaktiten, welche ihre Wände bedecken, die Wassertropfen, die an den Enden der an den Gewölben befindlichen, unzählbaren Krystallisationen hangen, die Säulen von Spath, auf Piedestals ruhend, welche besonders zu ihrer Unterstützung gearbeitet zu seyn scheinen, das Zurückprallen der Lichtstrahlen, die Verschiedenheit der durch die Krystallisation hervorgebrachten Effekte, geben dieser wunderbaren Höhle einen magischen Anstrich, und bilden eines der schönsten Schauspiele, welches man sehen kann."

Die Grotte ist bei weitem noch nicht ganz gekannt und untersucht. Diejenigen, welche hinabgestiegen sind, haben nur einen kleinen Theil derselben gesehen, obgleich mehrere behaupteten, über hundert Morgen in derselben durchlaufen zu haben.

VII. Abth.

Siebente Abtheilung.

Historische Kuriositäten.

1. Die Spielkarten.

Die Erfindung der Spielkarten ist wahrscheinlich im Morgenlande zu suchen, allein in Ansehung der Zeit fehlen genauere Bestimmungen. Die ältesten sichern Nachrichten über das Kartenspiel stammen aus Italien, wo es schon im Jahr 1299 bekannt war. Das erste Kartenspiel, welches von da 1361 nach Frankreich kam, soll die Bildnisse des Pabstes, der Kaiser und der vier gegen einander kämpfenden Monarchen, welche später zu den vier Farben Veranlassung gaben, enthalten haben. Die Idee, große Männer durch das Kartenspiel auszuzeichnen und zu verherrlichen, ist daher weder neu, noch der Achtung entgegen, die man gekrönten Häuptern schuldig ist.

Der Maler Jaquenin Grigonneur verfertigte für den König Karl den Siebenten von Frankreich, der im Jahr 1422 zu Poitiers gekrönt wurde, Spielkarten, welche Portraite der berühmtesten Personen

sonen des französischen Hofes enthielten. Die Treffel-König war Karls Gemahlin selbst, Marie von Anjou, unter dem Namen Argine, dem Anagramm von Regina. Die Carreau-Dame hieß Rachel, und war das Bild der hochgeliebten Agnes Sorel, der königlichen Maitresse. Als König David war Karl der Siebente selbst vorgestellt. Fein ist die Anspielung: denn David wurde von Saul, wie Karl von seinem Vater verfolgt. In Pallas Rüstung zeigte sich Frankreichs vergötterte Heldin, die Jungfrau von Orleans. Isabelle von Baiern erschien als Judith, und bildete die Coeur-Dame. Die Valets waren gleichfalls historische Personen, und symbolisirten den Adel. Sie hießen Ogier und Bancelot (unter Karl dem Großen) dann Hector de Galard und Lahir (unter Karl dem Siebenten). Der Titel Valet, in der alten Sprache Varlet, bezeichnete einen adelichen Grad zunächst an dem Ritter, das, was bei uns Edelknecht oder adelicher Waffenträger war.

So ging das französische Kartenspiel, beinahe mit denselben Bildern, die es im vierzehnten Jahrhundert hatte, in allgemeinen Gebrauch über, in welchem es sich in unsern Tagen auch noch in Deutschland erhält. Sonderbar ist es, daß die Zerstörerin aller Formen, die Mode, auf ihren Verheerungszügen dieser Bilder so ziemlich schonte, die, im Geiste der Chevalerie geschaffen, ihr längst untergegangenes Zeitalter so sehr zu überleben bestimmt ist.

Die Franzosen scheinen zuerst die hintere Seite der Karten mit Zeichnungen bedruckt zu haben, um den Kartenmachern die müsame Arbeit zu vermindern, so reine und weiße Papierbogen aufzusuchen, daß

kein

kein Fleck oder Punkt das Blatt kennbar macht, den Spieler zu begünstigen.

Die Sinnbilder auf den Karten anlangend, so soll Pique die Spitze einer Lanze oder Pike seyn, die das Gewehr des Ritters war, und also den adeligen Stand vorstellen. Durch Coeur wurde das untadelige Herz des geistlichen Standes bemerklich gemacht. Treffle, Klee oder Futterkraut, bezeichnete den Nahrungsstand, das der Landbau auch war, ehe der Bürgerstand in den Städten aufkam, und Künste und Handwerker dessen Nahrung wurden. Carreau, die Spitze eines Pfeils, sollte den Dienststand oder den geringsten Knechtsstand im Volke vorbilden, aus welchem der gemeine Soldat oder Bogenschütze genommen ward. Die Farbenblätter der deutschen Nationalkarte haben eben denselben Grund der Entstehung, und wenn man aus den Gemälden derselben die Zeit ihrer Entstehung beurtheilen soll, zugleich viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß sie den französischen an Alter weit vorgehen, und wenigstens in das vierzehnte Jahrhundert zu setzen seyen. Schellen waren ehemals der Schmuck der Fürsten und Hofleute, und bezeichneten daher den adelichen Stand; Herzen bemerken, wie bei den französischen, den geistlichen Stand; Grün, wie bei jenen, den Nahrungsstand durch Ackerbau und Viehzucht; und Eicheln, oder Eichenholz, den Knechtstand, der zur Arbeit gebraucht ward.

Lange Zeit wurden die Spielkarten ohne Hülfe des Druckes und der Kupferplatte blos mit freier Hand gezeichnet. Durch diese äußerst mühsame und langwierige Arbeit, mußte freilich der Preis der Karten so ansehnlich werden, daß nur Wenige, und vorzüglich die höheren Stände, sich damit vergnügen konnten. Die zunehmende Neigung zu dem Spiele

gab endlich Veranlassung, daß man auf Mittel denken mußte, die Karten auf eine leichtere und geschwindere Art zu verfertigen, um die vielen Foderungen nach denselben zu befriedigen. Die Deutschen erfanden daher zuerst die Kunst, die Karten durch Abdruck zu vervielfältigen, indem sie die Umrisse der Figuren auf hölzerne Tafeln einschnitten, die Formen hierauf mit schwarzer Farbe bestrichen, und sie auf Papier abdruckten. Dieß hat vielleicht dazu beigetragen, daß man die Deutschen mitunter für die ersten Erfinder der Karten selbst hielt. Da durch den erfundenen Druck der Karten der Preis so tief herabgesetzt ward, daß auch die niedere Volksklasse daran Theil nehmen konnte, so ist die Neigung zum Spiele unter derselben bald so sehr zur Leidenschaft gewachsen, daß die ernsthaftesten Uebel und Folgen daraus entstanden, welche die nachdrücklichsten Verbote der Karten von Zeit zu Zeit veranlaßten; allein keine Anstrengung der gesetzgebenden Macht war im Stande, dieser Sucht und den daraus entspringenden Unfällen gänzlich Einhalt zu thun.

Die Araber machten ihre Karten aus baumwollenem Papier, welches auch so stark und glatt war, daß es allein schon als eine Pappe gebraucht werden konnte. Viele Bogen Papier zusammen zu kleben, ist erst von den Europäern eingeführt worden, und hat die Gelegenheit zu dem Namen der Karten (von Carton) gegeben. Dieser Name ist schon um 1299 gewöhnlich gewesen.

2. Der gefeierte Esel.

Seit dem neunten Jahrhundert wurde in Frankreich ein geistliches Eselsfest gefeiert, das erst nach vielen Jahrhunderten außer Gebrauch kam. Zum

Ge-

dächtniß der Flucht der Jungfrau Maria nach Egypten suchte man nemlich in einer Stadt ein junges Mädchen, das schönste in der Stadt, aus, putzte es so prächtig als möglich, gab ihm ein niedliches Knäbchen in die Arme, und setzte es so auf einen kostbar aufgeschirrten Esel. In diesem Aufzuge, unter Begleitung der ganzen Klerisei und einer Menge Volks, führte man den Esel in die Hauptkirche, und stellte ihn neben den hohen Altar. Mit großem Pomp ward die Messe gelesen. Jedes Stück derselben, nemlich der Eingang, das Kyrie, das Gloria, das Credo, wurde mit dem erbaulich-schnackischen Refrain Hmhan, Hmhan geendigt. Schrie der Esel selbst den Refrain mit, desto besser. Wen die Ceremonie zu Ende war, so sprach der Priester nicht den Segen, oder die gewöhnlichen Worte, sondern er jauchzte dreimal wie ein Esel, und das Volk, anstatt sein Amen anzustimmen, jauchzte wie der Priester. Zum Beschluß wurde noch Seiner Herrlichkeit, dem Esel, zu Ehren ein halb lateinisches und halb französisches Lied angestimmt *).

---

*) Dieses Lied ist in dem Wörterbuche des du Cange unter dem Artikel Festum im dritten Bande S. 424 zu finden. Die ersten Strophen lauten also:

Orientis partibus
Adventavit Asinus,
Pulcher et fortissimus,
Sarcinis optissimus.

Hez, Sire Asne, car chantez
Belle bouche rechignez,
Vous aurez du foin assez
Et de l'avoine à planter.

3. Sittengericht.

Im Jahr 1661 bildete sich in Frankreich eine Gesellschaft, die sich den Namen gab: La compagnie des oeuvres fortes Ihre Beschäftigung bestand darin, sich als die Richter über die Handlungen Andrer, weß Standes sie auch seyn mochten, aufzuwerfen, und ohne Schonung ihren Tadel darüber laut auszusprechen, vorzüglich aber traf dieser Tadel gekrönte Häupter. Der Kardinal Mazarin, der ihr bitteres Urtheil oft erfahren hatte, bat Ludwig den Vierzehnten auf seinem Todbette dringend, auf die Unterdrückung einer solchen Gesellschaft ernstlich Bedacht zu nehmen, mit dem Zusatze, wenn er solche nicht bald ausrotte, so würde sie für den Staat unfehlbar die gefährlichsten Folgen haben. Doch erst im Jahr 1676, als die Mitglieder dieses Vereins ihre Keckheit immer höher trieben, war Ludwig ernstlich darauf bedacht, diesem Unwesen zu steuern, und er verordnete, daß Jeder, der überwiesen würde, ein Mitglied dieser Gesellschaft zu seyn, auf seine Lebenszeit nach Kanada verbannt werden sollte. Doch auch dieses strenge Gesetz hatte, bei der ausgebreiteten Verzweigung dieser Gesellschaft, nicht den beabsichtigten Erfolg.

4. Das Tugendspiel.

Wikold, Bischof zu Cambray, erfand im zehnten Jahrhundert ein geistliches Würfelspiel, und beschrieb es in lateinischen Versen für seine Geistlichen und Mönche. Eine Tafel war in sechs und fünfzig Fächer eingetheilt, die mit eben so vielen Namen von Tugenden bezeichnet und durch Zahlen unterschieden waren. Nun mußten die Geistlichen oder Mön-

ch

che auf dieser Tafel würfeln, und von dem Zufall den Ausspruch erwarten, welche Tugend künftig Jeder ausüben sollte. Er hatte diejenige Tugend, welche ihm zugefallen war, angelegentlichst zu pflegen, z. B. Menschenliebe, Geduld, Mäßigkeit, Sanftmuth, Bescheidenheit, Versöhnlichkeit und dergl. Um die übrigen Tugenden bekümmerte sich dann aber der Spieler wenig, und glaubte sich nur zu dieser einen, ihm zugefallenen verbunden. Der, welcher die vornehmste Tugend, Menschenliebe, gewonnen hatte, war der Größte unter allen, und mußte von den übrigen besonders verehrt werden. Aber wie bestürzt war derjenige, dem die Tugend der Mäßigkeit zufiel. Zum Glück für ihn währte die Verbindlichkeit nur ein Jahr. Das Spiel wurde dann erneuert, damit die Reihe der Tugenden herumkomme, und Jeder Veränderung haben möchtce.

Es läßt sich denken, wie es um die Sittlichkeit dieser Menschen ausgesehen haben mag. Ihr Leben wurde eine Art von Schauspiel, sie spielten ihre aufgegebenen moralischen Rollen so gut sie konnten. Indeß war die Absicht gut, doch wenigstens Jeden eine zeitlang an eine Tugend zu fesseln, und äußerliche Zucht und Ordnung zu gründen.

In späteren Zeiten, als der Geistlichkeit der Gebrauch der Würfel untersagt wurde, verwandelte sich dieses Spiel in eine geistliche Lotterie. Am Dreikönigstage berief der Vorsteher des Klosters seine Mönche nach der Abendmahlzeit in ein bestimmtes Zimmer, worin zwei Tische standen. Auf dem einen sah man, nebst einem Kreutz und Wachslichtern, zwei silberne Schüsseln mit so vielen Zetteln, als Mönche waren. Auf jedem Zettel in der einen Schüssel stand der Name eines der Mönche, und auf denen der andern Schüssel der Name einer von

den

den Tugenden, die geübt werden sollten. Der andere Tisch war mit so vielen Schüsseln, als es Zettel gab, besetzt, auf welchen Kuchen, Pasteten, frische und getrocknete Früchte und allerlei Zuckerwerk aufgethürmt lagen. Der geistliche Vater hielt eine Rede an die Mönche und Tugend-Candidaten; hierauf nahm die Ziehung ihren Anfang. Der Unter-Vorsteher zog nemlich einen Zettel aus der Schüssel mit dem Namen des Mönchs, dann einen Zettel aus der Tugend-Schüssel und verlas beide laut. Der Benannte stand sogleich auf, fiel vor dem Tische auf seine Kniee, beugte sich dann gegen den Abt, und kehrte zu seinem Platze zurück. Hierauf brachte ihm ein Bruder eine mit Erfrischungen beladene Schüssel, damit die Tugend, mit welcher er auf ein Jahr verlobt war, gewürzt und schmackhaft würde. Wenn auf diese Weise alle versorgt waren, wurde der heilige Tag mit Lust und Freude beschlossen.

5. Beerdigungs-Kosten.

Vom Jahre 1495.

Designatio, was vff Weilandt des Herrn Obervffsehers ꝛc. Humpertly von Langen Sehligen, begrebnuß, ahn allerlei Victualien, Gedränck und Kleidung gewandt, Auch sonsten den Pfarherrn, Schulmeistern, Armen Leuthen, Vffwarttern, vnnd andern dergleichen gegebenn worden, Nemblichen

24 fl. 0 gr. vor Einen Ochßen.
9 fl. 0 gr. vor 2 Hemel vnnd 5 Lemmer.
12 fl. 0 gr. vor 2 Schweine.
4 fl. 17 gr. vor 2 Kelber.
5 fl. 5 gr. 10 pf. vor 2 Stück wildts.
1 fl. 9 gr. vor 2 Reher.

3 fl.

3 fl. 7 gr. vor 10 genße.
5 fl. 15 gr. vor 30 Alte und 30 Junge Hüner.
29 fl. 0 gr. vor 4 Eimer viernen Wein.
9 fl. 3 gr. vor 2 Emmer Neuen Wein.
16 fl. 10 gr. 6 pf. vor 10½ Eimer Bier.
13 fl. 18 gr. vor Brodt.
18 fl. 0 gr. vor 9 Mltr. Haffern.
400 fl. 7 gr. 9 pf. vor Kramwharn zu Kleidungen.
24 fl. 8 gr. 5 pf. vor Confect vnnd andere Apoteckerey.
79 fl. 4 gr. 3½ pf. den Pfarherrn, Schulmeistern, Armen Leutten, Bffwarttern, und sonsten ingemein, laut Verzeichnüz.
1 fl. 9 gr. dem Pfarherrn alhir zu Oberstadt.
7 fl. 7 gr. 3 pf. Bottenlohn.
73 fl. 19 gr. 6 pf. kostett das Grab zu uerferttigen.

Summa 738 fl. 15 gr. 6½ pf.

6. Der Rosenkranz.

Der Rosenkranz ist bei den andächtigen Katholiken gleichsam das Maaß ihrer Andachtsübungen oder Glaubensleistungen. Er besteht aus kleinen und großen Kugeln, nach zehen kleinen folgt immer eine große; diese sind das Zeichen für das Pater Noster (Vater Unser), jene für das Ave oder Gebet an Maria. Der Name entstand durch die Blumen oder Knospen von Rosen, deren man sich anfangs zu dem Zweck bediente; nachdem man Korallen, Bernstein und andere kostbare Dinge dazu wählte, behielt man doch den Namen bei. Bis zur Erfindung

dung der Buchdruckerkunst waren die geschriebenen Gebetbücher selten und theuer. Auch waren die Kirchengebete und die Texte aus der Bibel nur in lateinischer Sprache üblich. Die Protestanten hatten zuerst Gebete in der Landessprache; darum fürchteten die Katholischen, sich verdächtig zu machen, wenn sie auch dergleichen Uebersetzungen brauchten; sie fuhren lieber fort, ihren Rosenkranz zu benutzen, der als ein Beweis des katholischen Glaubens zur Zeit der Verfolgungen zum Schutz diente. Zu den Zeiten der Königin von Frankreich, Katharina von Medicis, führten die Damen, die halb andächtig, halb weltlich seyn wollten, parfümirte Rosenkränze; man sagte daher von ihnen: sie thäten es, um schon hier im Geruch der Heiligkeit zu seyn. Ein schönes Gebetbuch und ein kostbarer Rosenkranz gehörten lange noch zur Aussteuer einer wohlhabenden Braut, daher auch die prächtig eingebundenen und mit schönen Gemälden verzierten Gebetbücher vornehmer Personen, die man als Seltenheiten in manchen Büchersammlungen noch aufbewahrt.

7. Ursprung der Restaurationen in Paris.

Ein Wirth in der Straße des Precheurs, Namens Boulanger, faßte im Jahr 1774, um Gäste anzulocken, den Gedanken, zu allen Tagesstunden Bouillon, gekochte Eier, gebratene Hühnchen und dergl. bereit zu halten, und seine Besucher, statt wie früher zu einer bestimmten Stunde am langen Wirthstisch, an kleinen Tischchen, zu jeder ihnen beliebigen Zeit abzufüttern. Er machte dieß durch einen Schild über seiner Thüre bekannt, worauf der biblische Spruch: „Kommt her zu mir alle, die ihr hungrig seyd, ich will euch erquicken!“ gar zierlich geschrieben war. Die Sache erregte natürlich Aufsehen,

die

die Gaffer lasen, lachten und gingen in's Haus, um sich restauriren zu lassen. Da den eilig und schleunig lebenden Parisern, die immer viel zu thun und wenig Zeit haben, die Bequemlichkeit gefiel, essen zu können, wenn ihnen eben die Lust ankam, so mußten bald die andern Wirthe dem Beispiele des Herrn Boulanger folgen, und alles ward jetzt zur Restauration und zum Restaurateur.

8. Der Tabackraucher.

Von Sir Walter Raleigh, der im Jahr 1586 den Taback zuerst nach Virginien gebracht haben soll, wird erzählt, daß er anfangs mit der größten Sorgfalt ganz insgeheim geraucht haben soll. Eines Tages saß er, die Pfeife im Mund, in tiefes Nachdenken versunken, und rief einem seiner Leute, ihm ein Glas Bier zu bringen. Der Mensch trat herein, erschrack aber über seinen Herrn dergestalt, daß er das Bier ihm in's Gesicht goß, weil er glaubte der Kopf desselben sey angebrannt und rauche deshalb. Er habe gewiß zu angestrengt studirt. Raleigh rauchte von dieser Stunde an öffentlich, und noch einige Augenblicke zuvor, ehe er enthauptet wurde.

9. Des Kaisers Bart.

Es gab eine Zeit, wo man sehr gelehrt darüber disputirte, und sich in weitläuftige Erörterungen darüber einließ: ob Kaiser Karl der Große einen Bart getragen habe oder nicht? Diese Untersuchung war keineswegs so unwichtig oder lächerlich, als sie zu seyn scheint. Es fanden sich nemlich Urkunden vor, von deren Aechtheit große Privilegien abhingen. Auf einigen Siegeln derselben stand aber das Bildniß des Kaisers mit, und auf andern ohne einen Bart. Darüber entstand der sehr natürliche

Verdacht, daß entweder jene oder diese untergeschoben seyn müßten; und es ward die wichtige Frage aufgeworfen: welche von beiden ächt wären? Diese Frage konnte aber nicht anders entschieden werden, als dadurch, daß man auszumitteln suchte, ob der Kaiser einen Bart getragen habe oder nicht.

So ungerecht also der Spott über diese Untersuchung war, so ist er doch wie ein Sprichwort übergegangen, welches so viel sagen soll, als: Man streite über eine Sache, die wenig Interesse habe.

Ueberhaupt spielte der Bart in den alten Sprichwörtern eine nicht unansehnliche Rolle. So sagte man auch unter andern: „Laß dir darum keinen Bart wachsen!“ weil man damals den Bart wachsen ließ, wenn man Trauer hatte. Als z. B. der Pabst Clemens der Siebente 1525 von dem kaiserlichen General Colonna in die Engelsburg eingeschlossen ward, hatte er sich den Bart wachsen lassen. In dieser Gestalt eines Leidtragenden ließ er sich nachher auf einer Münze abbilden, auf deren Rückseite der Engel den Apostel Petrus aus dem Gefängnisse führt, mit der Umschrift: Dominus misit angelum suum, et eripuit me de manu Herodis (der Herr hat seinen Engel gesandt, und hat mich errettet aus der Hand Herodis).

10. Die Uebersetzungskunst.

Doktor Luther schrieb über seine Bibelübersetzung unter andern Folgendes: „Ich hab mich des geflissen, daß ich rein und klar deutsch geben möchte, und ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, habens dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, Magister Philipp, Aurogallus und ich, daß wir in vier Ta-

gen

gen zuweilen kaum drei Zeilen kunnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kanns ein Jeder lesen und meistern; lauft einer jetzt mit den Augen durch drei und vier Blätter, und stoßt nicht einmal an; wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, die er jetzt überhin geht, wie über ein gehoffelt Brett, da wir haben müßt schwitzen und uns ängsten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereiniget ist. Wenn Christus spricht: ex abundantia cordis etc. und ich soll dollmetschen: aus dem Ueberfluß des Herzens redet der Mund, — sage mir, ist das deutsch geredt? so wenig als Ueberfluß des Kachelofens; sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann auf dem Markte, dem du auf das Maul sehen sollst. Wes das Herz voll ist, u. s. w. Item, da der Engel Mariam grüsset: Maria voller Gnaden; — wo redet der deutsche Mann also? Er muß denken an ein Faß voll Bier, oder Beutel voll Geldes. Darum hab' ichs verdeutscht: Du Holdselige. Und hätt' ich das beste Deutsch nehmen sollen, so hätte ich also verdeutschen müssen: Gott grüsse dich, du liebe Maria! — denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredet haben, wenn er hätte wollen Deutsch grüssen."

II. Der hundertjährige Hirsch.

Als Karl der Fünfte einst in einem Walde, wo das Wild mit Netzen umstellt war, jagte, warf ein Hirsch, der nicht mehr zu entkommen wußte, sich dem Kaiser zu Füßen, und seinen Augen entrannen große Thränen, wie man es bei Hirschen, wenn sie dem Jäger erliegen, öfters zu bemerken pflegt. Der Kaiser, durch diesen Anblick gerührt, nahm den Hirsch in seinen Schutz, und schenkte

ihm

ihm die Freiheit. Zuvor aber ließ er ihm ein metallenes Halsband umlegen, mit der Inschrift: „Karl fing mich in diesem Walde, schenkte mir aber die Freiheit.“ Zugleich waren der Tag und das Jahr angemerkt. Dieser Hirsch wurde in der Folge abermals eingefangen, und man ersah nun aus der Inschrift des Halsbandes, daß seitdem hundert Jahre verflossen waren.

12. Geisterbeschwörung.

Als Kaiser Karl der Fünfte sein Hoflager nach Inspruck verlegt hatte, ließ er den allgemein berühmten Schwarzkünstler D. Johann Faust vor sich fodern. „Bist du ein so gewaltiger Mann, der über das Geisterreich gebieten kann, redete ihn der Monarch ironisch an, so zeige uns den großen Kaiser Alexander und sein Gemahl, wie sie leibten und lebten.“ — „Kein Sterblicher vermag Todte zu erwecken, antwortete Faust, aber die uralten Geister haben Alexandern und sein Gemahl gesehen, können sich daher in ihre Gestalt verwandeln, und sollen beider Konterfei herbeiführen. Ich werde sie beschwören, sobald mir Ew. kaiserliche Majestät zusagen: kein Wort mit ihnen zu sprechen, auch sie nicht anzurühren.“ Der Kaiser versprach dieß, und Faust verließ das Gemach, um, wie er vorgab, sich mit seinem dienstbaren Geiste zu unterreden.

In später Abendstunde trat Faust mit feierlichem Ernste wieder ein, im langen schwarzen Talar, mit Zauberstab und Rauchfaß; die Thür blieb weit offen. — „Das große Werk beginne!“ rief mit starker Stimme der Geisterbeschwörer, breitete ein Todtentuch auf den Fußboden, kniete nieder, und zeichnete darauf wunderliche Charaktere. Plötzlich sprang er wieder auf, des Grabes Farbe deckte sein

An-

Angesicht, die Lippen bebten, die Augen rollten, in wilder Verzuckung schwang er seinen Zauberstab und murmelte seltsame, geheimnißvolle Worte. Starke Specereien verbreiteten einen betäubenden Rauch, mehrere Wachskerzen erloschen, nur der Kronleuchter erhellte noch matt das Zimmer. — Da erhub sich ein furchtbares Geräusch und Alexander der Große, ein wohlgesetztes dickes Männchen, mit rothem, dichtem Bart, glühenden Wangen, blitzenden Augen und strengen Angesichts schritt herein. Ihn deckte ein schöner, vollkommener Harnisch; er trat zum Kaiser und bückte sich in tiefer Reverenz. Dieser wollte aufstehen und ihm die Hand bieten, aber Faust winkte, daß er dieß nicht thun sollte. Hierauf verbeugte sich die Erscheinung und ging wieder zur Thür hinaus.

Bald darauf erschien auch die Gemahlin, im blauen Sammetrock mit güldener Stickerei und Perlen geziert. Sie war schön und lieblich anzusehen; ihr Wuchs hoch und schlank, ihre Haltung majestätisch. Als sie nun der Kaiser Karl lange angestaunt, fiel ihm ein, daß er irgendwo gelesen, die reitzende Frau habe im Nacken eine große Warze gehabt. Er stand auf, sie näher zu besichtigen, ob solch Wahrzeichen auch zu finden sey. Die Dame senkte augenblicklich den Kopf und Hals, damit er die Warze genau erkennen könnte, neigte sich dann tief, und verschwand aus dem Zimmer.

Der Geisterbeschwörer war so angegriffen, daß er erst nach geraumer Zeit die volle Besinnung wieder erhielt. Sein Gaukelspiel hatte den Kaiser sehr belustigt; auch trieb Faust noch viele lächerliche Possen am Hofe, erlangte eine guie Verehrung und zog damit lustig und guter Dinge hinweg.

13. Große Hitze.

Die Trockenheit und Hitze in den Jahren 1810, 1811 und 1822 war sehr groß. In gebirgigen Gegenden kam es so weit, daß die Brunnen bewacht werden mußten. An andern Orten mußte das Wasser Stunden weit herbeigeführt werden; Bäche vertrockneten, und selbst durch große Flüsse konnte man an mehreren Stellen durchwaten. Indessen steht diese Trockenheit und Hitze jener nach, welche 1473 fast über ganz Europa von Georgi bis Martini, oder vom April bis November herrschte. In Schlesien versiegten damals alle Flüsse, mit Ausnahme der Neisse, Oder und Bober. Die Ohlau hatte über drei Monate nicht einen Tropfen Wasser. Die Teiche vertrockneten, und Wälder und Weiden brañten lichterloh, so daß die wilden Thiere, die im Winter oft Kälte und Hunger in die Wohnungen der Menschen treibt, jetzt durch Durst in die Dörfer getrieben wurden. Demohngeachtet war 1774 ein ungemein gesegnetes Jahr. Ueberhaupt ist Dürre im Allgemeinen nicht so die Mutter des Mißwachses als die Nässe.

14. Strenge Kirchendisciplin.

Folgendes merkwürdige Beispiel einer strengen Kirchendisciplin ereignete sich unter der Regierung der Königin Elisabeth von England.

Am letzten März 1595. Kirchenbuße, abzulegen von John Aspland aus Witham.

Oben benannter soll Sonntag als den nächstkommenden vierten Juni, gleich nach Ablesung des Evangeliums, von seinem Sitze in der Pfarrkirche zu Witham aufstehen, in den mittlern Gang der Kir-

Kirche hintreten, da stehen bleiben und mit lauter Stimme sprechen und beichten, wie folgt:

„Liebe Nachbarn, ich gestehe und bekenne, daß ich den allmächtigen Gott, und durch mein schlechtes Beispiel auch euch alle beleidiget habe, weil ich in der Kirche zu schlafen pflegte, was mich herzlich betrübt, und weshalb ich Gott und euch alle dringend um Verzeihung bitte, indem ich zugleich verspreche, mit Gottes Hülfe nie wieder auf ähnliche Art mich zu vergehen."

Und zum Beweise, daß er dieses Bekenntniß wirklich abgelegt habe, soll er mit einem Zeugnisse vom Pfarrer und den Kirchenältesten, Montag, als den nächstkommenden 22 Juli, zu Trinity, der Pfarrkirche in Elrye, sich einfinden, und da solche weitere Befehle hierin erwarten, als man sie für gut befinden wird.

Concordat cum actis cur.

Das bezeuge ich Thomas Arny, öffentlicher Notar.

John Aspland hat die vorgeschriebene Kirchenbuße gethan in der oben bestimmten Kirche, an dem Tage und in dem Jahre. Unterzeichnet von uns

William Gill.
John Allen. } Kirchenälteste.
George Wright.

15. Schnelle Justiz.

1. Als im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Hans Kohlhaas, ein reicher Bürger und Pferdehändler von Kölln an der Spree, die sächsischen Lande, wegen angeblicher Rechtsverweigerung gegen Günther von Zaschwitz, förmlich befehdete, Städte und Dörfer verbrannte und plünderte; selbst eine

Vor-

zog man in Prozession vom Pfarrhause nach der Kirche. Das Wetter war schön, nur standen einige schwere Wolken am Himmel. Der neue Rector hatte die Messe begonnen. Ein junger Mensch von achtzehn Jahren, der sich in Begleitung des Pfarrers von Mousiiers befand, sang die Epistel, als drei Donnerschläge ertönten, die einander mit Blitzesschnelle folgten. Das Meßbuch ward ihm aus den Händen und in Stücke gerissen; sich selbst fühlte er von der Flamme am Leibe gepreßt, die ihn alsbald am Halse faßte. Er hatte anfangs laut aufgeschrien, jetzt aber schloß er durch eine unwillkührliche Bewegung den Mund, ward umgeworfen und gegen das in der Kirche befindliche Volk hingerollt, das hinwieder zu Boden sank und zur Kirchthüre herausgeworfen ward. Sobald er wieder zur Besinnung gekommen war, begab er sich wieder in die Kirche, wo er den Pfarrer von Mousiiers ohnmächtig und bewußtlos fand. Sogleich rief er die nur leicht verwundeten Personen zu Hülfe. Der Seelsorger ward aufgehoben, sein brennendes Ueberkleid gelöscht, und mittelst Weinessig gelang es binnen zwei Stunden, ihn wieder zum Bewußtseyn zu bringen. Er brach beträchtlich Blut weg. Den Donner versicherte er nicht gehört und überhaupt von allem, was vorging, nichts gewußt zu haben. Man trug ihn ins Pfarrhaus. Die electrische Strömung hatte den Obertheil der Goldborte seiner Stole getroffen, von wo sie herabfuhr, einen seiner Schuhe wegriß, ans Ende der Kirche schleuderte und die metallene Schnalle zerbrach. Auch der Stuhl, auf dem er saß, war aus einander gerissen.

Am zweiten Tage nach dem Vorfalle ward der Pfarrer in seine Wohnung nach Mousiiers gebracht, wo seine Wunden erst nach zwei Monaten völlig

heil-

heilten. Er hatte einen Schorf, mehrere Finger breit, auf der rechten Schulter; ein anderer erstreckte sich von der Mitte der Hinterseite des rechten Oberarms bis zur Mitte der Außenseite des Vorderarms; ein dritter tiefer Schorf ging vom mittlern Hintertheil des linken Oberarms bis zur hintern Mitte des gleichseitigen Vorderarms; ein vierter, minder ausgedehnter und mehr oberflächlicher, fand sich an der Außenseite des Untertheils vom linken Schenkel, und ein fünfter an der Oberlippe gegen die Nase. Eine völlige Schlaflosigkeit quälte den Beschädigten beinahe zwei Monate lang; er fühlte sich an den Armen gelähmt, und von der Zeit an litt er bei dem Wechsel der Witterung.

Ein kleines Kind ward seiner Mutter vom Arme gerissen, und sechs Schritte weggeschleudert; an der freien Luft erholte es sich wieder. Jedermann fühlte sich an den Beinen gelähmt. Einen furchtbaren Anblick gewährten die erschrockenen Weiber. Die Kirche war von dichtem und schwarzem Rauch erfüllt, so daß man die Gegenstände nur am Flammenlicht der vom Blitze entzündeten Gewänder unterscheiden konnte. Acht Personen blieben auf der Stelle todt, ein neunzehnjähriges Mädchen ward bewußtlos nach Hause getragen und starb unter gräßlichen Schmerzen, die sein lautes Jammern verkündete, am folgenden Morgen. Die Zahl der Getödteten war demnach neun, verwundet wurden zwei und achtzig Personen. Der Priester, welcher die Messe las, ward vom Blitze nicht getroffen, vermuthlich um des seidenen Ornats willen. Alle Hunde, die in der Kirche waren, fand man getödtet, in der Stellung, worin sich jeder eben befunden hatte. Eine Weibsperson, die sich auf dem Barbin-Berg, westwärts von Chateauneuf, in einer Hütte befand,

sah

sah schnell auf einander drei Feuermassen niederfallen, die dem Anschein nach das ganze Dorf einäschern sollten.

Wahrscheinlich traf der Blitz zuerst das Kreutz des Glockenthurms; man fand denselben in die Spalte eines Felsen auf 16 Metres Entfernung eingesenkt. Das elektrische Feuer drang alsdann durch einen Riß im Gewölbe der Kirche, den es einen halben Metre von der Oeffnung der Glockenreihe gemacht hatte. Die Kanzel war zertrümmert. In der Kirche fand sich eine Aushöhlung, die einen halben Metre im Durchmesser hatte, unter den Fundamenten der Mauern durchging, und sich bis zum Straßenpflaster fortsetzte; eine zweite ging in einen tiefer gelegenen anstoßenden Stall hin, worin fünf Schaafe und eine Stute todt gefunden wurden.

IV. Hungersnoth in der Schweitz.

Im Jahr 1817.

Kein Land empfand wohl das Elend und den Jammer des Hungerjahres 1817 schröcklicher als die Schweitz. Dieses Jahr lehrte in furchtbaren Ergebnissen, wie eine mit den Landeserzeugnissen im Mißverhältniß stehende, naturwidrige Bevölkerung großem Drange unterliegen müsse, wenn der Boden kein Gewächs giebt, uud der Fleiß des Landmannes eine zeitlang unbelohnt bleibt. Die Noth, welche im Jahr 1771 in Deutschland und in der Schweitz

ge-

geherrscht hatte, glich weder in den hohen Preisen der Lebensbedürfnisse, noch in der Menge der Armen, noch in der Erschöpfung der Hülfsquellen, der Noth, welche das Jahr 1817 auszeichnete.

Den höchsten Grad erreichte das Elend in den Kantonen Appenzell, St. Gallen, Glarus und Thurgau. Schon seit einem halben Jahrhunderte hatte in Appenzell, Ausserrhoden und in einigen Bezirken des Kantons St. Gallen das unglaublich sich erweiternde Baumwollengewerbe den einfachen Naturssinn zerstört, die physische Kraft untergraben, die Sittlichkeit vergiftet, Schwelgerei erzeugt, und die Bevölkerung furchtbar vermehrt. Schon die Handelsstockung entriß nur in diesem Landtheile achttausend Menschen ihren Erwerb. In Ackerbau und Viehzucht treibenden Gegenden des Kantons St. Gallen war die Noth minder verheerend, und der kräftigere Menschenschlag konnte mehr ausdauern, als das abgezehrte und schwächliche Spinn- und Webervolk. Der Kanton Appenzell Ausserrhoden zählte auf 38,000 Bewohner 18,000 Arme, und innerhalb Jahresfrist wurden gegen 3000 Menschen eine Beute des Hungers und Mangels. Von den 12,000 Bewohnern Innerrhodens waren 6000 Bettler, und der Menschenverlust betrug 941 Personen. Im Ganzen überstieg die Anzahl der Gestorbenen die der Gebornen um etwa 7000 Seelen; in dem Orte Hundwyl starb der sechste Theil der Bevölkerung. St. Gallens Bevölkerung von 134,000 Menschen erlitt eine Verminderung von 4162 Seelen, wovon die Hälfte auf das 40,000 Einwohner zählende, gewerbtreibende Toggenburg fallen. Einzelne Gemeinden büßten den neunten, achten, ja den sechsten Theil ihrer Volkszahl ein. In dreizehn Gemeinden wurde gar keine Ehe geschlossen, im Ganzen überhaupt weniger,

als in andern Jahren. In Glarus ſtarben viele Menſchen den Tod der allmähligen Entkräftung aus Hunger.

Verhältnißmäßig weniger hart, obgleich im Ganzen noch drückend genug, war das Loos der Bewohner des Kantons Neuenburg. Die Kantone Zürich und Waat waren nur in ihren von der Induſtrie lebenden Berggemeinden eigentlich unglücklich. Die Sucht ſtarke Getränke zu haben, ging hie und da ſo weit, daß man ſcharfe Kräuter und Wurzeln ſammelte, ſie durch Miſtjauche in Gährung brachte, und in nicht geringen Portionen trank. Schaffhauſen, Baſel, Aargau, Genf und Teſſin halfen ſich einigermaßen durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens. Im Kanton Schaffhauſen blieben die Lebensmittel am wohlfeilſten, denn während man in dem benachbarten Thurgau für ein Pfund Brod ſieben und zwanzig Kreutzer bezahlen mußte, koſtete es dort nur dreizehn. Die Stadt Neufchatel beſaß auf ihren Speichern noch Getreide ſeit der Theurung vom Jahr 1771, das jetzt trefflich zu Statten kam. Ury, Schwyz, Unterwalden und Bündten half die Viehzucht durch. Erſtes und Letztes gewannen viel durch den Tranſit des aus Italien kommenden Getreides. Bern, Zug, Lucern, Freiburg und Solothurn fanden eine Erleichterung in der Viehzucht. Am allerwenigſten litt Wallis, das ſogar eine zeitlang noch Getreide ausführen konnte.

Die Noth, welche beſonders in den Kantonen Appenzell und St. Gallen im Jahr 1816 ſich zu verbreiten anfing, ſtieg bis in den Auguſt 1817 zu einer Schauder-erregenden Höhe. Ueber zwanzig tauſend Menſchen zogen auf acht Stunden in die Runde bettelnd herum, und dieſe Schaaren, allgemach an eine ſolche Lebensweiſe gewöhnt, fürchteten

wes

weder Drohungen noch Häscher, noch körperliche Züchtigungen. Achtzigjährige Greise wanderten im Wintersturm drei Stunden weit nach einer Schüssel rumfordischen Suppe. Leute, die Freunde besuchen wollten, unterlagen auf dem Wege. Verwandte erkannten ihre verstorbenen Angehörigen wenige Stunden nach deren Tode nicht mehr an den Gesichtszügen, nur noch an den äußern Merkmalen der Kleidung. Kinder mußten bis Mittags im Bette bleiben, weil sie das Morgenessen verschlafen sollten. Männer verließen Weib und Kinder, und nahmen Königsdienste, um durch den Sold sich, durch das Handgeld den Ihrigen das Leben zu fristen. Eilfmal sah ein glaubwürdiger Zeuge einen sonst rüstigen Mann unter der schweren Arbeit niedersinken, eilfmal sich immer wieder schwächer erheben, bis er endlich nach vergeblichen Anstrengungen in den Armen peinlicher Ruhe neue Kräfte sich gesammelt hatte.

Die eckelhaftesten Nahrungsmittel wurden gierig verschlungen, um dem wüthenden Hunger zu wehren. Hunde, Katzen und Pferde galten für köstliche Speisen, und Schnecken betrachtete man als Leckerbissen. Braunes Heu, abgesotten, dann den Absud gesalzen, genossen viele als eine schmackhafte Suppe. Kleye und den Abfall von Rüben und Kartoffeln aß man mit Sehnsucht nach mehr dergleichen Nahrungsmitteln. In Gährung übergehendes Blut und moderndes Aas mußte öfters vor dem Hungerstode schützen. Man sah Misthaufen durchwühlen, und Menschen neben dem Vieh auf den grünenden Wiesen waiden.

Die Folgen des Genusses solcher Nahrungsmittel waren, daß die Elenden die natürliche Farbe der Gesundheit verloren, daß sie ein blasses, gelbes Aussehen bekamen, angeschwollen wurden, Elephan-

tenfüße erhielten, am ganzen Körper mit Hautkrankheiten und Geschwüren bedeckt waren, und oft vor Entkräftung wie die Mücken auf der Straße niederfielen und ihrem Elend erlagen. Viele machten sich aber auch wenig aus ihrem und der Ihrigen Sterben. Es war unmöglich, bei der äußersten Anstrengung, so viel zu erwerben, um Nahrungsmittel zu kaufen. Anstatt daß man im Jahr 1760 für einen Schneller Baumwollgarn zu spinnen zehn, zwölf bis fünfzehn Kreutzer bezahlte, und für zehen Kreutzer fünf Pfund Brod kaufen konnte, bezahle man im Jahr 1817 für den Schneller einen, und das Pfund Brod galt sieben und zwanzig Kreutzer. Um also fünf Pfund kaufen zu können, mußte man hundert und vierzig Schneller spinnen. Im Durchschnitt hielten die Männer länger aus, als die Weiber, obgleich von jenen mehrere starben, als von diesen. In allen seinen furchtbarsten Gestalten wüthete der Tod vornemlich in den Monaten Juli und August. Die Sterbelisten zeigten eine Menge fast ungewohnter oder unbekannter Krankheiten. In einer einzigen Gemeinde starben dreissig bis vierzig Menschen des eigentlichen Hungertodes. Ein Augenzeuge sah welche bis an das Ende von Heißhunger gepeinigt; nahe am Tode hörte er sie noch nach Brod seufzen; selbst schon sprachlos leckten sie noch die Lippen, wie der Säugling, der sich nach der Mutterbrust sehnt. Im Frühjahr fehlte es in manchen Gegenden an Saatfrüchten, an Menschenhänden, an Körperkraft, an Muße zur Feldarbeit, über der Nothwendigkeit das Leben für den Augenblick zu fristen. Brand, Hagelschlag, Schneelavinen, übertretende Waldströme, Wasserfluthen, Verspätung der Erndte mehrten die Noth. Der Schade, den die Rheinüberschwemmungen an Dämmen, Wuhren, Saaten, Feldern, verursachten

ist

ist nicht zu berechnen. Rheineck, zehn Dörfer und viele kleinere Ortschaften standen bis acht Fuß unter Wasser. Alle Rheindämme waren beschädigt, vierzehn Wuhrbrüche fanden Statt; in einer einzigen Gemeinde hatten achtzig Männer hundert Tage lang unaufhörlich an den Wuhren zu arbeiten. Der Rhein stand acht Fuß höher, als im Jahr 1566, der höchsten Fluth seit Jahrhunderten. Millionen wurden im Ganzen eingebüßt; nur Appenzell Ausserrhoden hatte vom December 1816 bis August 1817 dritthalb Millionen Gulden zu seinem Unterhalt verwendet. Das Vermögen vieler Privatpersonen wurde zu Grunde gerichtet, der Viehstand in manchen Gegenden um die Hälfte vermindert, der Landbesitz in seinem Werthe herabgedrückt, und die Sittlichkeit in ihren Grundvesten erschüttert. Appenzell Innerrhoden zählte auf eine Bevölkerung von zwölftausend Menschen in Jahresfrist vierzig Kriminalfälle. In St. Gallen waren die Staatsgefängnisse vollgestopft. In einem einzigen Jahre wurden hundert und ein und achtzig Menschen kriminell, dreihundert und neun und zwanzig polizeylich behandelt. Das Schallenwerk begriff siebenzig, die beiden Zuchthäuser zu St. Gallen und Rapperschwyl ein und siebenzig Züchtlinge. Die allgemeine Geschäftlosigkeit erzeugte den schändlichen Müßigang, dieser die schaamloseste Bettelei, und beide steigerten die moralische Verwilderung sehr Vieler beinahe in's Unglaubliche. Stehlen, Rauben, alle mögliche Schlechtigkeit, Liederlichkeit, schaamloses Gewerbe, frecher Hohn, Spott, Wucher, Aufbauen des Einen auf den Ruin des Andern, List, Verschlagenheit, Ränke, schnöder Undank, fluchwürdige Denk- und Handlungsweise, des Bettelvolkes insbesondere, waren an manchen Orten, wohl gar in größeren Gegenden, mehr oder weniger,

an furchtbarer Tagesordnung. Das alles im größern Grade in den sogenannten Industriegegenden, als wo die Bewohner von Ackerbau und Viehzucht lebten.

Die Kirchen wurden nicht mehr besucht, die Kinder nicht mehr zur Schule geschickt. Dieß war aber häufiger der Fall bei den evangelischen Bewohnern des Kantons St. Gallen als bei den Katholiken. Zehn von den Evangelischen auf einen Katholiken besuchten das Haus Gottes nicht mehr, aus Mangel an Kleidern, wie sie vorschützten, vorzüglich aber darum, weil es ihnen behagte, und weil der Sinn für alles Religiöse abgestumpft war. Die Zahl derer, welche durch Selbstmord ihrem Leben ein Ende machten, nahm zu. Andere suchten in ihrer Verzweiflung Zeit, Elend und Leben in Branntwein zu ersäufen. Glücklicherweise war der Ernst der Zeit von der Art, daß die erregte Leidenschaft, Immoralität und Irreligiosität Vieler, besonders der niedern Klasse, nicht auch von der Körperkraft unterstützt wurde. So gewiß ist es, daß große Noth die Menschen im Allgemeinen nicht bessert, weit eher abstumpft und verschlimmert.

Wie in den Kantonen Appenzell und St. Gallen, so zeigte sich auch in dem Kanton Glarus das Elend in der schröcklichen Gestalt. Uebervölkerung und Nahrungslosigkeit erzeugten den drückendsten Mangel an den ersten Nothwendigkeiten des Lebens. In dem Dorfe Schwendi, wo vor siebenzig Jahren bloß drei und dreißig Personen lebten, zählte man in dem Hungerjahre sechs hundert Menschen. Haushaltungen von sechs bis zwölf, oft mehr Kindern gab es häufig, aber ein ganzer Rock gehörte zu den Seltenheiten. Der Ort Schwanden hatte schon im October 1816, unter zweitausend dreihundert Einwoh-

wohnern sechshundert Bettler. Zu eben der Zeit wurde von den Bewohnern des kleinen Thales Aas hervorgescharrt und begierig verzehrt.

Der Pfarrer Scheitlin zu St. Leonhard bei St. Gallen foderte im September 1816 in einer Bettagpredigt seine Zuhörer auf, sich der Noth ihrer bedrängten Brüder zu erbarmen. Sein Vortrag machte Eindruck und er erhielt an Geld und Kleidungsstücken so viele Gaben, daß er sich entschloß, mit zwei von seinen Knaben selbst nach dem Kanton Glarus zu reisen, und die Gaben zu vertheilen *). In den schauerhaftesten Gestalten trat ihm hier das Elend der Unglücklichen entgegen, die nach Brod schmachteten, und nur nothdürftig ihren Körper mit Lumpen bedeckten. Zu Schwendi besuchte er die Witt-

---

*) Er hat diese Reise selbst beschrieben, unter dem Titel: Meine Armenreisen in den Kanton Glarus und in die Umgebungen der Stadt St. Gallen in den Jahren 1816 und 1817, nebst einer Darstellung, wie es den Armen des gesammten Vaterlandes im Jahr 1817 erging. Ein Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit. In Abendunterhaltungen für die Jugend, jedoch für Jedermann. St. Gallen 1820. 8. Damit ist zu vergleichen, die Schrift: Das Hungerjahr 1817. Erster Theil. Schilderung unsers Elendes. 1818. Zweiter Theil. Denkmäler des Wohlthuns. 1819. 8. Beide auch unter dem allgemeinen Titel: Der Osten meines Vaterlandes, oder die Kantone St. Gallen und Appenzell in dem Hungerjahre 1817. Ein Denkmal jener Schreckensepoche. Von einem Mitglied der Hülfsgesellschaft in St. Gallen (Ruprecht Zollikofer). — Schon 1813 gab Schuler in Zürich eine Schrift heraus unter dem Titel: Die unglückliche Größe des Elends im Schooße unsers Vaterlandes, und 1816 ließen zwei Glarer (Landmajor Heer und Pfarrer Heer) drucken: Rettungsentwurf und Aufruf an das Vaterland zur gründlichen Hebung des beispiellosen Elends der Armen im Linthale und Sernfitthale und auf Kerenzen im Kanton Glarus.

Wittwe eines Wildhauers, d. i. eines Armen, der mit Lebensgefahr wildwachsendes Gras an Bergabhängen gemähet hatte, und wenige Zeit vorher todtgefallen war, was von Zeit zu Zeit denjenigen begegnet, die sich auf diese Weise nähren. Die Frau hatte sieben Kinder, und die Familie besaß schon seit vierzehn Jahren kein Bettzeug mehr; alle schliefen Sommer und Winter in ihren Fetzen auf dem blossen, mit nichts bedecktem Boden, ohne alle Decke über sich. Ueberhaupt schläft in sehr vielen Haushaltungen Alles auf dem Boden. Wer ein Vorrecht hat, wie Vater und Mutter, legt sich auf die Bänke, die Kranken bekommen eine Lagestätte auf dem Ofen.

Solche schreiende Contraste von großem Wohlstande, ja von sehr ansehnlichem Reichthume Einzelner, und von gräßlicher Noth Vieler, bietet vielleicht kein Theil der Schweitz dar, wie der Kanton Glarus. Zu Dornhaus sah der Pastor Scheitlin ein, gerade unbewohntes, Prachtgebäude, mitten unter den ärmlichsten Ziegen- und Menschenhütten. Wer aus einem Fenster des großen schönen, weissen, steinernen Hauses schaut, und etwas zu diesen Hütten herabruft, schaut und spricht wie ein Unsterblicher aus einem Himmel auf eine verächtliche Erde, auf modernde Hütten, und, allein recht lebendig, auf schon Halbgestorbene herab. Warum wohnte der Besitzer nicht hier? That es ihm zu wehe, unter dieser Armuth des Todes, unter diesem Gräuel der Verwüstung, allein immer satt zwischen fast lauter Hungrigen, zu wohnen? Wem könnte auch hier ein Bissen Brodes schmecken, während einige Hunderte, oder auch nur einige Wenige, um das Haus herum an Holz und Leder nagen? Wer könnte hier, ohne über seinen Reichthum zu erschrecken oder

zu

zu erröthen, vornehme Kleider tragen?" In einer Hütte traf der Wanderer zwanzig Menschen, die dem Hungertode nahe waren, und die Bewohner von Häsligen fand er auch am Sonntage schrecklich zerlumpt. Zu Ennertlintz befiel ihn, als er in eine der Hütten oder vielmehr in eins der Löcher trat, ein Entsetzten — bis beinahe zum Erbrechen. In einem Stübchen waren etwa acht Menschen in schwarzen Lumpen, die als Fetzen kaum an ihnen hangen bleiben konnten. Schmutz und Dunst waren zum Erschrecken; die Weiber waren halb nackt. In einer Wiege war ein neugebornes Kind, von einem Leichnam erzeugt, als Leichnam von einem Leichnam geboren. Wie ein Tod lag es da in den Fetzen der Wiege, ohne eigene Kraft, ohne bemerkbare Sorge der Eltern. Seine Nahrung waren Erdäpfel, die, als Früchte desselben Jahres, elend genug seyn mochten. Die natürlichste Quelle, aus der es Nahrung hätte ziehen sollen, war versiegt. Wie aus Gräbern hervorgescharrt sahen alle Anwesenden aus; am elendesten der abgemagerte Vater, dessen hohle Augen und eingefallene Backen, in Verbindung mit dem Auszehrungshusten, die Nähe des Todes verkündigten oder den Tod vielmehr selbst sichtbar machten. Weder Tische noch Bänke, noch Stühle waren vorhanden, auch nicht Ein Stück Kleidung. Wände, Boden, Decke, Fenster waren schwarz. Alle schliefen auf dem Boden, assen auf dem Boden, und lagen sonst auf dem Boden. Sie kochten so eben vor der Thüre Erdäpfel. „Mein Gott, sagte der Pfarrer Scheitlin, was denkt ihr doch in eurem namenlosen Elend?" Ruhig ward ihm geantwortet: „Herr, wir müssen halt sterben; wir müssen halt verhungern. Unsre Erdäpfel sind nun aufgezehrt, und der Winter kommt. Dem Bettel können wir

nicht

nicht mehr nachgehen; wir dürfen in unsern Fetzen nicht auf die Straße, nicht vor die Thüre hinaus."

„Geht ihr denn nicht in die Kirche? Gehen eure Kinder nie nach der Schule?" fragte der Pfarrer.

„Ach Herr, war die Antwort, urtheilt selbst, ob wir in diesen Fetzen in Kirche und Schule gehen dürfen. Seit drei bis vier Jahren sind wir in keiner Kirche, und unsre Kinder in keiner Schule gewesen. Ja, wenn wir nur noch wie Andere (Glücklichere) dem Bettel nachgehen und nach Glarus hinunter gehen könnten."

Die Weiber sprachen nicht, stumm sahen sie den Pfarrer an. Bemerkenswerth aber ist es, daß in diesen Gegenden wenig von Diebstahl und Räubereien gehört wurde. Die Noth hatte die Sicherheit der Reisenden nicht im mindesten gefährdet, ungeachtet die Naturbeschaffenheit des Landes Mordanschläge leicht begünstigen konnte. „So etwas ist in unserm Lande nicht Brauch," entgegnete ein Glarer den etwas Besorgniß äußernden Reisenden. Ueberhaupt hörte man unter diesen unverbildeten, einfachen Menschen weit weniger von Diebstählen und Verbrechen, als da, wo sich das Volk für verfeinerter hält. So lagen einmal am Fuße eines Berges in Graubündten, eine halbe Stunde von jeder Menschenwohnung entfernt, zwölf Säcke voll des schönsten Waitzens, und zwar im Juni, also zur Zeit der größten Noth, drei Tage und drei Nächte ganz unbewacht, und wurden dann unverletzt gefunden und abgeholt.

Schröckliche Noth lernte der Pfarrer Scheitlin kennen, als er im Jahr 1817 die Umgebungen von St. Gallen bereiste, um die gesammelten Beiträge unter die Dürftigsten zu vertheilen. Das

Pfund

Brod kostete damals acht und zwanzig Kreutzer. Gras, in Wasser gesotten, ohne Zuthat, war noch nicht die schlechteste Speise, zu deren Genusse die Dürftigen ihre Zuflucht nahmen, um dem Hungertode zu entgehen. In einer Hütte, in der man etwas Nesseln gekocht hatte, und ohne Licht beim Mondesschimmer am Spinnrädchen fleißig war, fragte der Pfarrer Scheitlin ein munteres Großmütterchen: „Wie gehts?" — „O recht ordentlich, war die Antwort. Der gute Gott verläßt uns nicht. Im Winter, ja da hatten wir Noth; da konnten wir nichts als Krüsch (Kleye) essen. Nun kommt aber der Frühling, da wachsen Nesseln und andere Kräuter; Gott läßt sie eben um der Armen willen wachsen. Wie sorgt er doch für die armen Leute! Statt des Schmalzes (der Butter) thun wir ein wenig Unschlitt dazu; wir haben etwa einmal ein übriges Kerzenstümpli (ein Endchen von einer Kerze). Man muß nur nicht mehr begehren, als man haben kann; der Herr Gott hilft doch täglich. Meine Tochter da jammert wohl zuweilen etwas; ich verweise es ihr aber. Wenn wir dann so beisammen sitzen, so machen wir manchen Spaß mit einander und sind recht froh." —

Es fehlte in dieser Zeit des quälendsten Hungers und namenlosen Jammers nicht an menschenfreundlichen Bemühungen, den Unglücklichen Hülfe zu leisten. Privatpersonen, Stiftungen, Vereine und andere Kantone linderten, so viel sie vermochten. Geistliche, Beamte und Aerzte thaten oft in ihren Wirkungskreisen das kaum Glaubliche. Der Mittelstand, und selbst die Dürftigen, thaten im Verhältniß ihrer Kräfte weit mehr für die Leidenden, als die Reichen. Es wurden Hülfsgesellschaften gestiftet, eine allgemeine in der Hauptstadt, besondere

den Bezirken und in einzelnen Gemeinden. Die erstere ließ Mitglieder in die hülfsbedürftigsten Gegenden reisen, an Ort und Stelle Alles einsehen, der Armuth in ihrer Verborgenheit nachspüren, durch Pfarrer, Ortsvorsteher und andere verständige Männer sich Bericht erstatten und Vorschläge machen. Zu ihren Unterstützungen erhielt sie vom Auslande zwölf tausend Gulden, und beinahe acht und vierzig tausend von den Bürgern ihrer Stadt. Als das zweckmäßigste und kräftigste Hülfsmittel in Theurung bewährte sich allenthalben die rumfordische Suppe. Es wurden davon 180,537 Portionen vertheilt, deren jede auf fünf und einen halben Kreutzer zu stehen kam. Aehnliches geschah in den Bezirken und Gemeinden, und die allgemeine Thätigkeit erregte einen ähnlichen Wetteifer. Im Bezirk Ober-Toggenburg wurden über 400,000 Portionen Sparsuppe vertheilt. Die Armensteuer mehrerer Gemeinden betrug monatlich sechs Kreutzer von hundert Gulden Vermögen. Wattwyl konnte bei vierzehn tausend Gulden verwenden, und noch vieles geschah von Privatpersonen im Stillen. Die wohlhabenden Einwohner in Wesen quartirten die Armen bei sich ein; die dortigen Klosterfrauen nährten sechs Monate lang siebenzig Dürftige, und entbehrten lange Zeit für sich das tägliche Brod, um es den Bedrängtesten zu reichen. Manche arme Hausväter beherbergten ihre ärmere Gemeindegenossen lange in ihren ärmlichen Hütten, und theilten alles mit ihnen, bis sie mit ihren Gästen im Elend herumziehen, oder der Gnade Anderer leben mußten. In Appenzell kamen die vielen Armen- und Waisengüter und Stiftungen (Zeugen des ehemaligen Erwerbes und Verkehrs) trefflich zu statten. Die Regierung konnte im Allgemeinen, zum Theil auch durch die Verfassung behindert,

dert, nichts thun; Alles mußte durch Privaten oder Gemeinden geschehen. Herisau verwendete in Jahresfrist 54,563 Gulden, wovon auch Vieles in Nachbargemeinden kam. In dreizehn Gemeinden der vorderen Sitter wurden für hundert tausend Gulden Lebensmittel und Kleidungsstücke ausgetheilt. Ein einziger Privatmann lieh dreissig tausend Gulden zu Kornankäufen. Einige Andere unternahmen, um ihren Mitbürgern durch Beschäftigung Unterstützung zukommen zu lassen, einen theuren Straßenbau auf eigene Kosten.

In dieser Zeit starb zu St. Gallen ein patriotischer Mitbürger, Namens Schoch, der durch Creditgeben bei dreimal hundert tausend Gulden aufgeopfert hatte. Schon bei seinem Leben schenkte er dem Waisenhause in Herisau zwei und zwanzig tausend Gulden, andere fünfzehn tausend vergabte er in seinem Testamente. Zehen tausend Gulden wies er der Cantonal-Hülfsgesellschaft in St. Gallen zu, und zu der dortigen höheren Lehranstalt trug er zwanzig tausend Gulden bei. Dem Waisenhause zu St. Gallen vermachte er dreissig tausend, dem zu Heiden zehn tausend, dem zu Arbon fünf tausend Gulden; den Rest seines Vermögens überließ er seiner Gattin mit der Bedingung, daß sie nach ihrem Absterben ein bis zweimal hundert tausend Gulden zu milden und wohlthätigen Stiftungen verwende.

Die reichste Gabe, welche das Ausland spendete, kam von dem Kaiser Alexander von Rußland. Gerührt von den Bedrängnissen, welche auf einem Theil der Schweitz ruhten, wies er hundert tausend Rubel zur Linderung der Noth an, und that durch den Grafen von Capo d'Istria seine Wünsche in Ansehung der Vertheilung kund. Die ganze Summe war in zwei Hälften getheilt; von der einen Hälfte er-

erhielt Glarus sechzehn tausend Rubeln, St. Gallen fünfzehn tausend, Appenzell eben so viel, Thurgau viertausend. Von der andern Hälfte wurden sieben und zwanzig tausend Rubel in die Hände der Hülfsgesellschaft von Glarus gelegt, zum Behuf der durch dieselbe gegründeten Linthkolonie in entsumpftem Boden; drei tausend Rubel wurden zu demselben Zwecke einer Kommission für den katholischen Landestheil übergeben; zwanzig tausend Rubel endlich wurden einer andern Kommission anvertraut, um vorzugsweise für die Bewohner von Toggenburg und der Gemeinden Ammon und Wesen, Kantons St. Gallen, ähnliche Anstalten zu bezwecken. Eine wohlthätige Folge des Hungerjahres waren mancherlei Verbesserung in den policeylichen Anstalten, Müller-, Becker-Sanitätsordnungen; genauere Aufsicht auf Armenpflegen und Stiftungen; die Vertheilung und Urbarmachung vieler Allmenden; eine Ersparnisskasse; die Benutzung mancher sonst unbeachteten Gegenstände, die Errichtung von Arbeitsanstalten und Einführung verschiedener neuer Industriezweige.

V. Wunderbare Höhle.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika, an dem nördlichen Ufer des schwarzen Flusses, in der Provinz Massachusets, hat man eine sehr wunderbare Höhle entdeckt, deren Eingang ohngefehr sechshundert Fuß von dem Flusse entfernt ist. Ein Reisen-

sender, welcher in diese Höhle hinabstieg, giebt von dem, was er sah, folgende Nachricht.

„Man kommt in die Höhle durch einen gegrabenen Gang, an fünf Fuß unter der Oberfläche des umgebenden Bodens. Um in die erste Kammer zu gelangen, welche zwanzig Fuß Länge und sechzehn Fuß Breite hat, muß man bis zu einer Tiefe von sechzehn und einem halben Fuß hinabsteigen. Dem Eingang gegenüber ist eine große steinerne Platte oder Tisch, von einem Felsen gebildet; sie hat zwölf bis vierzehn Fuß ins Gevierte, zwei Fuß Dicke und vier Fuß Höhe, vom Boden an gerechnet. Links ist ein gewölbter Gang von 150 Fuß Länge, und rechts ein anderer, ebenfalls gewölbter Gang von sechs Fuß Breite und Höhe, der in eine große Kammer führt. Wenn man dieser Route folgt, so kömt man in einen Saal von hundert Fuß Länge und zehen Fuß Breite; seine Höhe variirt zwischen fünf bis zehen Fuß. Das Gewölbe ist von Säulen und Arkaden gestützt, und die Seiten sind mit Tropfstein bedeckt, der so weiß ist, wie Schnee, und verschiedene Falten bildet, ähnlich den rauhen, eben so drappirten Silberstoffen. Gegen die Mitte dieses Saales, im Angesicht des Einganges, ist eine große Säulenthür, durch welche man in einen andern großen Saal geht, welcher, eben so wie der erste, mit Crystallisationen geziert ist. Geht man in den großen Saal zurück, so tritt man durch eine Arkade in eine unendliche Zahl von Kammern, welche mit einander in Verbindung stehen, und alle mit Stalaktiten angefüllt sind. Nach dieser Folge von Appartements steigt man zehen Fuß tief hinab, und man befindet sich in einer Kammer von ungefehr zwanzig Fuß im Umfange und zwölf Fuß Höhe. In einer Ecke dieser Kammer ist eine kleine Erhöhung von zwölf Fuß

im

im Durchmeſſer, welche ſich drei Fuß vom Boden erhebt. Sie iſt oben ausgehöhlt, und dieſe Höhlung mit Waſſer angefüllt, das von dem Tropfſtein herabfließt. Indem man aus dieſer Kammer herausgeht, gelangt man in eine große Gallerie, in welcher ſich ein anderes Baſſin noch befindet, voll von flüſſigem Waſſer. — Die Anzahl und Ausdehnung der Säle, die Schönheit der Stalaktiten, welche ihre Wände bedecken, die Waſſertropfen, die an den Enden der an den Gewölben befindlichen, unzählbaren Kryſtalliſationen hangen, die Säulen von Spath, auf Piedeſtals ruhend, welche beſonders zu ihrer Unterſtützung gearbeitet zu ſeyn ſcheinen, das Zurückprallen der Lichtſtrahlen, die Verſchiedenheit der durch die Kryſtalliſation hervorgebrachten Effekte, geben dieſer wunderbaren Höhle einen magiſchen Anſtrich, und bilden eines der ſchönſten Schauſpiele, welches man ſehen kann."

Die Grotte iſt bei weitem noch nicht ganz gekannt und unterſucht. Diejenigen, welche hinabgeſtiegen ſind, haben nur einen kleinen Theil derſelben geſehen, obgleich mehrere behaupteten, über hundert Morgen in derſelben durchlaufen zu haben.

Siebente Abtheilung.

Historische Kuriositäten.

1. Die Spielkarten.

Die Erfindung der Spielkarten ist wahrscheinlich im Morgenlande zu suchen, allein in Ansehung der Zeit fehlen genauere Bestimmungen. Die ältesten sichern Nachrichten über das Kartenspiel stammen aus Italien, wo es schon im Jahr 1299 bekannt war. Das erste Kartenspiel, welches von da 1361 nach Frankreich kam, soll die Bildnisse des Pabstes, der Kaiser und der vier gegen einander kämpfenden Monarchen, welche später zu den vier Farben Veranlassung gaben, enthalten haben. Die Idee, große Männer durch das Kartenspiel auszuzeichnen und zu verherrlichen, ist daher weder neu, noch der Achtung entgegen, die man gekrönten Häuptern schuldig ist.

Der Maler Jaquenin Grigonneur verfertigte für den König Karl den Siebenten von Frankreich, der im Jahr 1422 zu Poitiers gekrönt wurde, Spielkarten, welche Portraite der berühmtesten Per-

sonen

sonen des französischen Hofes enthielten. Die Treffel-Königin war Karls Gemahlin selbst, Marie von Anjou, unter dem Namen Argine, dem Anagramm von Regina. Die Carreau-Dame hieß Rachel, und war das Bild der hochgeliebten Agnes Sorel, der königlichen Maitresse. Als König David war Karl der Siebente selbst vorgestellt. Fein ist die Anspielung: denn David wurde von Saul, wie Karl von seinem Vater verfolgt. In Pallas Rüstung zeigte sich Frankreichs vergötterte Heldin, die Jungfrau von Orleans. Isabelle von Baiern erschien als Judith, und bildete die Coeur-Dame. Die Valets waren gleichfalls historische Personen, und symbolisirten den Adel. Sie hießen Ogier und Bancelot (unter Karl dem Großen) dann Hector de Galard und Lahir (unter Karl dem Siebenten). Der Titel Valet, in der alten Sprache Varlet, bezeichnete einen adelichen Grad zunächst an dem Ritter, das, was bei uns Edelknecht oder adelicher Waffenträger war.

So ging das französische Kartenspiel, beinahe mit denselben Bildern, die es im vierzehnten Jahrhundert hatte, in allgemeinen Gebrauch über, in welchem es sich in unsern Tagen auch noch in Deutschland erhält. Sonderbar ist es, daß die Zerstörerin aller Formen, die Mode, auf ihren Verheerungszügen dieser Bilder so ziemlich schonte, die, im Geiste der Chevalerie geschaffen, ihr längst untergegangenes Zeitalter so sehr zu überleben bestimmt ist.

Die Franzosen scheinen zuerst die hintere Seite der Karten mit Zeichnungen bedruckt zu haben, um den Kartenmachern die müsame Arbeit zu vermindern, so reine und weiße Papierbogen aufzusuchen, daß

kein

kein Fleck oder Punkt das Blatt kennbar macht, den Spieler zu begünstigen.

Die Sinnbilder auf den Karten anlangend, so soll Pique die Spitze einer Lanze oder Pike seyn, die das Gewehr des Ritters war, und also den adeligen Stand vorstellen. Durch Coeur wurde das untadelige Herz des geistlichen Standes bemerklich gemacht. Treffle, Klee oder Futterkraut, bezeichnete den Nahrungsstand, das der Landbau auch war, ehe der Bürgerstand in den Städten aufkam, und Künste und Handwerker dessen Nahrung wurden. Carreau, die Spitze eines Pfeils, sollte den Dienststand oder den geringsten Knechtsstand im Volke vorbilden, aus welchem der gemeine Soldat oder Bogenschütze genommen ward. Die Farbenblätter der deutschen Nationalkarte haben eben denselben Grund der Entstehung, und wenn man aus den Gemälden derselben die Zeit ihrer Entstehung beurtheilen soll, zugleich viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß sie den französischen an Alter weit vorgehen, und wenigstens in das vierzehnte Jahrhundert zu setzen seyen. Schellen waren ehemals der Schmuck der Fürsten und Hofleute, und bezeichneten daher den adelichen Stand; Herzen bemerken, wie bei den französischen, den geistlichen Stand; Grün, wie bei jenen, den Nahrungsstand durch Ackerbau und Viehzucht; und Eicheln, oder Eichenholz, den Knechtstand, der zur Arbeit gebraucht ward.

Lange Zeit wurden die Spielkarten ohne Hülfe des Druckes und der Kupferplatte blos mit freier Hand gezeichnet. Durch diese äußerst mühsame und langwierige Arbeit, mußte freilich der Preis der Karten so ansehnlich werden, daß nur Wenige, und vorzüglich die höheren Stände, sich damit vergnügen konnten. Die zunehmende Neigung zu dem Spiele

gab endlich Veranlassung, daß man auf Mittel denken mußte, die Karten auf eine leichtere und geschwindere Art zu verfertigen, um die vielen Foderungen nach denselben zu befriedigen. Die Deutschen erfanden daher zuerst die Kunst, die Karten durch Abdruck zu vervielfältigen, indem sie die Umrisse der Figuren auf hölzerne Tafeln einschnitten, die Formen hierauf mit schwarzer Farbe bestrichen, und sie auf Papier abdruckten. Dieß hat vielleicht dazu beigetragen, daß man die Deutschen mitunter für die ersten Erfinder der Karten selbst hielt. Da durch den erfundenen Druck der Karten der Preis so tief herabgesetzt ward, daß auch die niedere Volksklasse daran Theil nehmen konnte, so ist die Neigung zum Spiele unter derselben bald so sehr zur Leidenschaft gewachsen, daß die ernsthaftesten Uebel und Folgen daraus entstanden, welche die nachdrücklichsten Verbote der Karten von Zeit zu Zeit veranlaßten; allein keine Anstrengung der gesetzgebenden Macht war im Stande, dieser Sucht und den daraus entspringenden Unfällen gänzlich Einhalt zu thun.

Die Araber machten ihre Karten aus baumwollenem Papier, welches auch so stark und glatt war, daß es allein schon als eine Pappe gebraucht werden konnte. Viele Bogen Papier zusammen zu kleben, ist erst von den Europäern eingeführt worden, und hat die Gelegenheit zu dem Namen der Karten (von Carton) gegeben. Dieser Name ist schon um 1299 gewöhnlich gewesen.

2. Der gefeierte Esel.

Seit dem neunten Jahrhundert wurde in Frankreich ein geistliches Eselsfest gefeiert, das erst nach vielen Jahrhunderten außer Gebrauch kam. Zum Ge-

dächtniß der Flucht der Jungfrau Maria nach Egypten suchte man nemlich in einer Stadt ein junges Mädchen, das schönste in der Stadt, aus, putzte es so prächtig als möglich, gab ihm ein niedliches Knäbchen in die Arme, und setzte es so auf einen kostbar aufgeschirrten Esel. In diesem Aufzuge, unter Begleitung der ganzen Klerisei und einer Menge Volks, führte man den Esel in die Hauptkirche, und stellte ihn neben den hohen Altar. Mit großem Pomp ward die Messe gelesen. Jedes Stück derselben, nemlich der Eingang, das Kyrie, das Gloria, das Credo, wurde mit dem erbaulich-schnackischen Refrain Hmhan, Hmhan geendigt. Schrie der Esel selbst den Refrain mit, desto besser. Wen die Ceremonie zu Ende war, so sprach der Priester nicht den Segen, oder die gewöhnlichen Worte, sondern er jauchzte dreimal wie ein Esel, und das Volk, anstatt sein Amen anzustimmen, jauchzte wie der Priester. Zum Beschluß wurde noch Seiner Herrlichkeit, dem Esel, zu Ehren ein halb lateinisches und halb französisches Lied angestimmt *).

---

*) Dieses Lied ist in dem Wörterbuche des du Cange unter dem Artikel Festum im dritten Bande S. 424 zu finden. Die ersten Strophen lauten also:

Orientis partibus
Adventavit Asinus,
Pulcher et fortissimus,
Sarcinis optissimus.

Hez, Sire Asne, car chantez
Belle bouche rechignez,
Vous aurez du foin assez
Et de l'avoine à planter.

3. Sittengericht.

Im Jahr 1661 bildete sich in Frankreich eine Gesellschaft, die sich den Namen gab: La compagnie des oeuvres fortes Ihre Beschäftigung bestand darin, sich als die Richter über die Handlungen Andrer, weß Standes sie auch seyn mochten, aufzuwerfen, und ohne Schonung ihren Tadel darüber laut auszusprechen, vorzüglich aber traf dieser Tadel gekrönte Häupter. Der Kardinal Mazarin, der ihr bitteres Urtheil oft erfahren hatte, bat Ludwig den Vierzehnten auf seinem Todbette dringend, auf die Unterdrückung einer solchen Gesellschaft ernstlich Bedacht zu nehmen, mit dem Zusatze, wenn er solche nicht bald ausrotte, so würde sie für den Staat unfehlbar die gefährlichsten Folgen haben. Doch erst im Jahr 1676, als die Mitglieder dieses Vereins ihre Keckheit immer höher trieben, war Ludwig ernstlich darauf bedacht, diesem Unwesen zu steuern, und er verordnete, daß Jeder, der überwiesen würde, ein Mitglied dieser Gesellschaft zu seyn, auf seine Lebenszeit nach Kanada verbannt werden sollte. Doch auch dieses strenge Gesetz hatte, bei der ausgebreiteten Verzweigung dieser Gesellschaft, nicht den beabsichtigten Erfolg.

4. Das Tugendspiel.

Wikold, Bischof zu Cambray, erfand im zehnten Jahrhundert ein geistliches Würfelspiel, und beschrieb es in lateinischen Versen für seine Geistlichen und Mönche. Eine Tafel war in sechs und fünfzig Fächer eingetheilt, die mit eben so vielen Namen von Tugenden bezeichnet und durch Zahlen unterschieden waren. Nun mußten die Geistlichen oder Mön-

che auf dieser Tafel würfeln, und von dem Zufall den Ausspruch erwarten, welche Tugend künftig Jeder ausüben sollte. Er hatte diejenige Tugend, welche ihm zugefallen war, angelegentlichst zu pflegen, z. B. Menschenliebe, Geduld, Mäßigkeit, Sanftmuth, Bescheidenheit, Versöhnlichkeit und dergl. Um die übrigen Tugenden bekümmerte sich dann aber der Spieler wenig, und glaubte sich nur zu dieser einen, ihm zugefallenen verbunden. Der, welcher die vornehmste Tugend, Menschenliebe, gewonnen hatte, war der Größte unter allen, und mußte von den übrigen besonders verehrt werden. Aber wie bestürzt war derjenige, dem die Tugend der Mäßigkeit zufiel. Zum Glück für ihn währte die Verbindlichkeit nur ein Jahr. Das Spiel wurde dann erneuert, damit die Reihe der Tugenden herumkomme, und Jeder Veränderung haben möchtce.

Es läßt sich denken, wie es um die Sittlichkeit dieser Menschen ausgesehen haben mag. Ihr Leben wurde eine Art von Schauspiel, sie spielten ihre aufgegebenen moralischen Rollen so gut sie konnten. Indeß war die Absicht gut, doch wenigstens Jeden eine zeitlang an eine Tugend zu fesseln, und äußerliche Zucht und Ordnung zu gründen.

In späteren Zeiten, als der Geistlichkeit der Gebrauch der Würfel untersagt wurde, verwandelte sich dieses Spiel in eine geistliche Lotterie. Am Dreikönigstage berief der Vorsteher des Klosters seine Mönche nach der Abendmahlzeit in ein bestimmtes Zimmer, worin zwei Tische standen. Auf dem einen sah man, nebst einem Kreutz und Wachslichtern, zwei silberne Schüsseln mit so vielen Zetteln, als Mönche waren. Auf jedem Zettel in der einen Schüssel stand der Name eines der Mönche, und auf denen der andern Schüssel der Name einer von

den

den Tugenden, die geübt werden sollten. Der andere Tisch war mit so vielen Schüsseln, als es Zettel gab, besetzt, auf welchen Kuchen, Pasteten, frische und getrocknete Früchte und allerlei Zuckerwerk aufgethürmt lagen. Der geistliche Vater hielt eine Rede an die Mönche und Tugend-Candidaten; hierauf nahm die Ziehung ihren Anfang. Der Unter-Vorsteher zog nemlich einen Zettel aus der Schüssel mit dem Namen des Mönchs, dann einen Zettel aus der Tugend-Schüssel und verlas beide laut. Der Benannte stand sogleich auf, fiel vor dem Tische auf seine Kniee, beugte sich dann gegen den Abt, und kehrte zu seinem Platze zurück. Hierauf brachte ihm ein Bruder eine mit Erfrischungen beladene Schüssel, damit die Tugend, mit welcher er auf ein Jahr verlobt war, gewürzt und schmackhaft würde. Wenn auf diese Weise alle versorgt waren, wurde der heilige Tag mit Lust und Freude beschlossen.

5. Beerdigungs-Kosten.

Vom Jahre 1495.

Designatio, was vff Weilandt des Herrn Obervffsehers ꝛc. Humpertly von Langeñ Sehligen, begrebnuß, ahn allerlei Victualien, Gedränck und Kleidung gewandt, Auch sonsten den Pfarherrn, Schulmeistern, Armen Leuthen, Vffwarttern, vnnd andern dergleichen gegebenn worden, Nemblichen

24	fl.	0	gr. vor Einen Ochßen.
9	fl.	0	gr. vor 2 Hemel vnnd 5 Lemmer.
12	fl.	0	gr. vor 2 Schweine.
4	fl.	17	gr. vor 2 Kelber.
5	fl.	5	gr. 10 pf. vor 2 Stück wildts.
1	fl.	9	gr. vor 2 Reher.

3 fl.

3 fl. 7 gr. vor 10 genße.
5 fl. 15 gr. vor 30 Alte und 30 Junge Hüner.
29 fl. 0 gr. vor 4 Eimer viernen Wein.
9 fl. 3 gr. vor 2 Emmer Neuen Wein.
16 fl. 10 gr. 6 pf. vor 10½ Eimer Bier.
13 fl. 18 gr. vor Brodt.
18 fl. 0 gr. vor 9 Mltr. Haffern.
400 fl. 7 gr. 9 pf. vor Kramwharn zu Kleidungen.
24 fl. 8 gr. 5 pf. vor Confect vnnd andere Apoteckerey.
79 fl. 4 gr. 3½ pf. den Pfarherrn, Schulmeistern, Armen Leutten, Bffwarttern, und sonsten ingemein, laut Verzeichnüz.
1 fl. 9 gr. dem Pfarherrn alhir zu Oberstadt.
7 fl. 7 gr. 3 pf. Bottenlohn.
73 fl. 19 gr. 6 pf. kostett das Grab zu uerferttigen.

Summa 738 fl. 15 gr. 6½ pf.

6. Der Rosenkranz.

Der Rosenkranz ist bei den andächtigen Katholiken gleichsam das Maaß ihrer Andachtsübungen oder Glaubensleistungen. Er besteht aus kleinen und großen Kugeln, nach zehen kleinen folgt immer eine große; diese sind das Zeichen für das Pater Noster (Vater Unser), jene für das Ave oder Gebet an Maria. Der Name entstand durch die Blumen oder Knospen von Rosen, deren man sich anfangs zu dem Zweck bediente; nachdem man Korallen, Bernstein und andere kostbare Dinge dazu wählte, behielt man doch den Namen bei. Bis zur Erfindung

dung der Buchdruckerkunst waren die geschriebenen Gebetbücher selten und theuer. Auch waren die Kirchengebete und die Texte aus der Bibel nur in lateinischer Sprache üblich. Die Protestanten hatten zuerst Gebete in der Landessprache; darum fürchteten die Katholischen, sich verdächtig zu machen, wenn sie auch dergleichen Uebersetzungen brauchten; sie fuhren lieber fort, ihren Rosenkranz zu benutzen, der als ein Beweis des katholischen Glaubens zur Zeit der Verfolgungen zum Schutz diente. Zu den Zeiten der Königin von Frankreich, Katharina von Medicis, führten die Damen, die halb andächtig, halb weltlich seyn wollten, parfümirte Rosenkränze; man sagte daher von ihnen: sie thäten es, um schon hier im Geruch der Heiligkeit zu seyn. Ein schönes Gebetbuch und ein kostbarer Rosenkranz gehörten lange noch zur Aussteuer einer wohlhabenden Braut, daher auch die prächtig eingebundenen und mit schönen Gemälden verzierten Gebetbücher vornehmer Personen, die man als Seltenheiten in manchen Büchersammlungen noch aufbewahrt.

7. Ursprung der Restaurationen in Paris.

Ein Wirth in der Straße des Precheurs, Namens Boulanger, faßte im Jahr 1774, um Gäste anzulocken, den Gedanken, zu allen Tagesstunden Bouillon, gekochte Eier, gebratene Hühnchen und dergl. bereit zu halten, und seine Besucher, statt wie früher zu einer bestimmten Stunde am langen Wirthstisch, an kleinen Tischchen, zu jeder ihnen beliebigen Zeit abzufüttern. Er machte dieß durch einen Schild über seiner Thüre bekannt, worauf der biblische Spruch: „Kommt her zu mir alle, die ihr hungrig seyd, ich will euch erquicken!“ gar zierlich geschrieben war. Die Sache erregte natürlich Aufsehen,

die

die Gaffer lasen, lachten und gingen in's Haus, um sich restauriren zu lassen. Da den eilig und schleunig lebenden Parisern, die immer viel zu thun und wenig Zeit haben, die Bequemlichkeit gefiel, essen zu können, wenn ihnen eben die Lust ankam, so mußten bald die andern Wirthe dem Beispiele des Herrn Boulanger folgen, und alles ward jetzt zur Restauration und zum Restaurateur.

8. Der Tabackraucher.

Von Sir Walter Raleigh, der im Jahr 1586 den Taback zuerst nach Virginien gebracht haben soll, wird erzählt, daß er anfangs mit der größten Sorgfalt ganz insgeheim geraucht haben soll. Eines Tages saß er, die Pfeife im Mund, in tiefes Nachdenken versunken, und rief einem seiner Leute, ihm ein Glas Bier zu bringen. Der Mensch trat herein, erschrack aber über seinen Herrn dergestalt, daß er das Bier ihm in's Gesicht goß, weil er glaubte der Kopf desselben sey angebrannt und rauche deshalb. Er habe gewiß zu angestrengt studirt. Raleigh rauchte von dieser Stunde an öffentlich, und noch einige Augenblicke zuvor, ehe er enthauptet wurde.

9. Des Kaisers Bart.

Es gab eine Zeit, wo man sehr gelehrt darüber disputirte, und sich in weitläuftige Erörterungen darüber einließ: ob Kaiser Karl der Große einen Bart getragen habe oder nicht? Diese Untersuchung war keineswegs so unwichtig oder lächerlich, als sie zu seyn scheint. Es fanden sich nemlich Urkunden vor, von deren Aechtheit große Privilegien abhingen. Auf einigen Siegeln derselben stand aber das Bildniß des Kaisers mit, und auf andern ohne einen Bart. Darüber entstand der sehr natürliche

Ver-

Verdacht, daß entweder jene oder diese untergeschoben seyn müßten; und es ward die wichtige Frage aufgeworfen: welche von beiden ächt wären? Diese Frage konnte aber nicht anders entschieden werden, als dadurch, daß man auszumitteln suchte, ob der Kaiser einen Bart getragen habe oder nicht.

So ungerecht also der Spott über diese Untersuchung war, so ist er doch wie ein Sprichwort übergegangen, welches so viel sagen soll, als: Man streite über eine Sache, die wenig Interesse habe.

Ueberhaupt spielte der Bart in den alten Sprichwörtern eine nicht unansehnliche Rolle. So sagte man auch unter andern: „Laß dir darum keinen Bart wachsen!" weil man damals den Bart wachsen ließ, wenn man Trauer hatte. Als z. B. der Pabst Clemens der Siebente 1525 von dem kaiserlichen General Colonna in die Engelsburg eingeschlossen ward, hatte er sich den Bart wachsen lassen. In dieser Gestalt eines Leidtragenden ließ er sich nachher auf einer Münze abbilden, auf deren Rückseite der Engel den Apostel Petrus aus dem Gefängnisse führt, mit der Umschrift: Dominus misit angelum suum, et eripuit me de manu Herodis (der Herr hat seinen Engel gesandt, und hat mich errettet aus der Hand Herodis).

10. Die Uebersetzungskunst.

Doktor Luther schrieb über seine Bibelübersetzung unter andern Folgendes: „Ich hab mich des geflissen, daß ich rein und klar deutsch geben möchte, und ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, habens dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, Magister Philipp, Aurogallus und ich, daß wir in vier Ta-

gen

gen zuweilen kaum drei Zeilen kunnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kanns ein Jeder lesen und meistern; lauft einer jetzt mit den Augen durch drei und vier Blätter, und stoßt nicht einmal an; wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, die er jetzt überhin geht, wie über ein gehoffelt Brett, da wir haben müßt schwitzen und uns ängsten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereiniget ist. Wenn Christus spricht: ex abundantia cordis etc. und ich soll dollmetschen: aus dem Ueberfluß des Herzens redet der Mund, — sage mir, ist das deutsch geredt? so wenig als Ueberfluß des Kachelofens; sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann auf dem Markte, dem du auf das Maul sehen sollst. Wes das Herz voll ist, u. s. w. Item, da der Engel Mariam grüsset: Maria voller Gnaden; — wo redet der deutsche Mann also? Er muß denken an ein Faß voll Bier, oder Beutel voll Geldes. Darum hab' ichs verdeutscht: Du Holdselige. Und hätt' ich das beste Deutsch nehmen sollen, so hätte ich also verdeutschen müssen: Gott grüsse dich, du liebe Maria! — denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredet haben, wenn er hätte wollen Deutsch grüssen."

II. Der hundertjährige Hirsch.

Als Karl der Fünfte einst in einem Walde, wo das Wild mit Netzen umstellt war, jagte, warf ein Hirsch, der nicht mehr zu entkommen wußte, sich dem Kaiser zu Füßen, und seinen Augen entrannen große Thränen, wie man es bei Hirschen, wenn sie dem Jäger erliegen, öfters zu bemerken pflegt. Der Kaiser, durch diesen Anblick gerührt, nahm den Hirsch in seinen Schutz, und schenkte

ihm

ihm die Freiheit. Zuvor aber ließ er ihm ein metallenes Halsband umlegen, mit der Inschrift: „Karl fing mich in diesem Walde, schenkte mir aber die Freiheit.“ Zugleich waren der Tag und das Jahr angemerkt. Dieser Hirsch wurde in der Folge abermals eingefangen, und man ersah nun aus der Inschrift des Halsbandes, daß seitdem hundert Jahre verflossen waren.

12. Geisterbeschwörung.

Als Kaiser Karl der Fünfte sein Hoflager nach Inspruck verlegt hatte, ließ er den allgemein berühmten Schwarzkünstler D. Johann Faust vor sich fodern. „Bist du ein so gewaltiger Mann, der über das Geisterreich gebieten kann, redete ihn der Monarch ironisch an, so zeige uns den großen Kaiser Alexander und sein Gemahl, wie sie leibten und lebten.“ — „Kein Sterblicher vermag Todte zu erwecken, antwortete Faust, aber die uralten Geister haben Alexandern und sein Gemahl gesehen, können sich daher in ihre Gestalt verwandeln, und sollen beider Konterfei herbeiführen. Ich werde sie beschwören, sobald mir Ew. kaiserliche Majestät zusagen: kein Wort mit ihnen zu sprechen, auch sie nicht anzurühren.“ Der Kaiser versprach dieß, und Faust verließ das Gemach, um, wie er vorgab, sich mit seinem dienstbaren Geiste zu unterreden.

In später Abendstunde trat Faust mit feierlichem Ernste wieder ein, im langen schwarzen Talar, mit Zauberstab und Rauchfaß; die Thür blieb weit offen. — „Das große Werk beginne!“ rief mit starker Stimme der Geisterbeschwörer, breitete ein Todtentuch auf den Fußboden, kniete nieder, und zeichnete darauf wunderliche Charaktere. Plötzlich sprang er wieder auf, des Grabes Farbe deckte sein

An-

Angesicht, die Lippen bebten, die Augen rollten, in wilder Verzuckung schwang er seinen Zauberstab und murmelte seltsame, geheimnißvolle Worte. Starke Specereien verbreiteten einen betäubenden Rauch, mehrere Wachskerzen erloschen, nur der Kronleuchter erhellte noch matt das Zimmer. — Da erhub sich ein furchtbares Geräusch und Alexander der Große, ein wohlgesetztes dickes Männchen, mit rothem, dichtem Bart, glühenden Wangen, blitzenden Augen und strengen Angesichts schritt herein. Ihn deckte ein schöner, vollkommener Harnisch; er trat zum Kaiser und bückte sich in tiefer Reverenz. Dieser wollte aufstehen und ihm die Hand bieten, aber Faust winkte, daß er dieß nicht thun sollte. Hierauf verbeugte sich die Erscheinung und ging wieder zur Thür hinaus.

Bald darauf erschien auch die Gemahlin, im blauen Sammetrock mit güldener Stickerei und Perlen geziert. Sie war schön und lieblich anzusehen; ihr Wuchs hoch und schlank, ihre Haltung majestätisch. Als sie nun der Kaiser Karl lange angestaunt, fiel ihm ein, daß er irgendwo gelesen, die reitzende Frau habe im Nacken eine große Warze gehabt. Er stand auf, sie näher zu besichtigen, ob solch Wahrzeichen auch zu finden sey. Die Dame senkte augenblicklich den Kopf und Hals, damit er die Warze genau erkennen könnte, neigte sich dann tief, und verschwand aus dem Zimmer.

Der Geisterbeschwörer war so angegriffen, daß er erst nach geraumer Zeit die volle Besinnung wieder erhielt. Sein Gaukelspiel hatte den Kaiser sehr belustigt; auch trieb Faust noch viele lächerliche Possen am Hofe, erlangte eine guie Verehrung und zog damit lustig und guter Dinge hinweg.

13. Große Hitze.

Die Trockenheit und Hitze in den Jahren 1810, 1811 und 1822 war sehr groß. In gebirgigen Gegenden kam es so weit, daß die Brunnen bewacht werden mußten. An andern Orten mußte das Wasser Stunden weit herbeigeführt werden; Bäche vertrockneten, und selbst durch große Flüsse konnte man an mehreren Stellen durchwaten. Indessen steht diese Trockenheit und Hitze jener nach, welche 1473 fast über ganz Europa von Georgi bis Martini, oder vom April bis November herrschte. In Schlesien versiegten damals alle Flüsse, mit Ausnahme der Neisse, Oder und Bober. Die Ohlau hatte über drei Monate nicht einen Tropfen Wasser. Die Teiche vertrockneten, und Wälder und Weiden brannten lichterloh, so daß die wilden Thiere, die im Winter oft Kälte und Hunger in die Wohnungen der Menschen treibt, jetzt durch Durst in die Dörfer getrieben wurden. Demohngeachtet war 1774 ein ungemein gesegnetes Jahr. Ueberhaupt ist Dürre im Allgemeinen nicht so die Mutter des Mißwachses als die Nässe.

14. Strenge Kirchendisciplin.

Folgendes merkwürdige Beispiel einer strengen Kirchendisciplin ereignete sich unter der Regierung der Königin Elisabeth von England.

Am letzten März 1595. Kirchenbuße, abzulegen von John Aspland aus Witham.

Oben benannter soll Sonntag als den nächstkommenden vierten Juni, gleich nach Ablesung des Evangeliums, von seinem Sitze in der Pfarrkirche zu Witham aufstehen, in den mittlern Gang der

Kir-

Kirche hintreten, da stehen bleiben und mit lauter Stimme sprechen und beichten, wie folgt:

„Liebe Nachbarn, ich gestehe und bekenne, daß ich den allmächtigen Gott, und durch mein schlechtes Beispiel auch euch alle beleidiget habe, weil ich in der Kirche zu schlafen pflegte, was mich herzlich betrübt, und weshalb ich Gott und euch alle dringend um Verzeihung bitte, indem ich zugleich verspreche, mit Gottes Hülfe nie wieder auf ähnliche Art mich zu vergehen."

Und zum Beweise, daß er dieses Bekenntniß wirklich abgelegt habe, soll er mit einem Zeugnisse vom Pfarrer und den Kirchenältesten, Montag, als den nächstkommenden 22 Juli, zu Trinity, der Pfarrkirche in Elrye, sich einfinden, und da solche weitere Befehle hierin erwarten, als man sie für gut befinden wird.

Concordat cum actis cur.

Das bezeuge ich Thomas Arny, öffentlicher Notar.

John Aspland hat die vorgeschriebene Kirchenbuße gethan in der oben bestimmten Kirche, an dem Tage und in dem Jahre. Unterzeichnet von uns

William Gill.
John Allen.
George Wright. } Kirchenälteste.

15. Schnelle Justiz.

1. Als im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Hans Kohlhaas, ein reicher Bürger und Pferdehändler von Kölln an der Spree, die sächsischen Lande, wegen angeblicher Rechtsverweigerung gegen Günther von Zaschwitz, förmlich befehdete, Städte und Dörfer verbrannte und plünderte; selbst eine

Vor-

stadt von Wittenberg in Brand steckte, wurde mancher Unschuldige als sein Geselle hingerichtet, der ihn nie gekannt hatte. — Zwei arme Schneidergesellen fand man im Gerichtsbezirk des Klosters Zinne in einer Scheuer zu Jenikendorf, worin sie des Nachts geblieben waren, weil sie aus Furcht Niemand beherbergen wollte. Sie wurden als vermeintliche Genossen Kohlhaasens gerädert. Aber in derselben Nacht kam Kohlhaas selbst, ließ die Räder abhauen, nahm die darauf geflochtenen Körper mit sich fort, und nagelte selbst einen Zettel an den einen Galgen, worauf er geschrieben hatte: O filii hominum, si vultis judicare, recte judicate, ne judicemini. (O ihr Menschenkinder, wollt ihr richten, so richtet recht, damit ihr nicht gerichtet werdet.) — Hierauf hat Kohlhaas die beiden Körper nach Wittenberg gebracht, sie mit einem Schreiben an den Kurfürsten in den Kasten gelegt, und einem angesehenen Bürger als Kaufmannsgut zur Verwahrung zugesendet. Als der Geruch überhand genommen, hat man den Kasten gerichtlich geöffnet, das Schreiben dem Kurfürsten zugeschickt, und die Körper begraben lassen.

2. Nach Müllers sächsischen Annalen befolgte der Rath zu Buttstedt, im Großherzogthum Weimar, im Jahr 1740 folgendes Verfahren: „Am ersten Montage in der Fasten hat Claus Antonius einen andern Bürger, Heinz Kirchnern, des Abends im Rathskeller, da sie Beide an der Zeche gesessen, als derselbe eingeschlafen war, mit einem Brodmesser durch den Hals gestochen, daß er ohne Laut zur Erde gefallen und todt blieben ist. Der Thäter ist sofort in Verwahrung genommen, und ihm noch selbigen Abend, nachdem der Rath über ihn drei Halsgerichte auf einander gehalten, bei angezündeten Stroh-

Strohwischen durch des entleibten Schwerdmacher, Hans Kirchnern, das Haupt abgeschlagen worden." — Als Herzog Wilhelm der Dritte von Weimar diese geschwinde Exekution vernommen, hat er den Rath nach Roßla fodern lassen, und da sich die Abgeordneten auf ihre Privilegien berufen, zu ihnen gesagt: „Ihr Herren von Buttstedt, zieht hin mit eurem Berichte, Gott behüte mich vor eurem Gerichte."

3. Im Archiv des Amtes K. in E. ist ein Protokoll aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, folgenden Inhalts vorhanden: „Actum den — Heute wurde die N. N., welche durch ein eingeholtes Urtheil ihrer eingestandenen Hexerei wegen zum Tode durch Feuer verurtheilt worden, vorgeschriebener maßen vom Leben zum Tode gebracht. Und da sich mittlerweile ergeben, daß die N. N. und die N. N. gleichfalls Hexerei getrieben, so wurden sie bei dieser Gelegenheit gleich mit verbrannt."

16. Englische Neujahrsfeier.

Der Anfang eines neuen Jahrs wurde in England im sechzehnten Jahrhundert mit großer Feierlichkeit begangen. Für den König war dieser Zeitwechsel sehr gewinnreich, denn die angesehensten Unterthanen kamen, und brachten ihm Geschenke dar. Diese Geschenke waren keine freiwillige Gabe, sondern eine mit vieler Ceremonie verbundene, dem Hofe schuldige Aufmerksamkeit. Früh am Morgen sandte die Königin ihr Geschenk mit einem Boten, der, war er ein Ritter, vom Könige beliebig beschenkt würde, war er ein Knappe, acht Mark oder mindestens hundert Schillinge erhielt. War dieß vorbei, so saß der König in voller Pracht da, die Gaben der Erzbischöfe, Bischöfe, der großen Kronminister,

Lords und Damen zu empfangen, die nach Standesgebühr Zutritt bekamen.

Man darf sich indeß nicht wundern, daß auf den Empfang solcher Geschenke so viele Aufmerksamkeit verwendet wurde, denn sie bestanden meistentheils in Geld, fünfzig, dreißig, zehn Pfund von Jedem, nach Maaßgabe seines Standes; oder in Juwelen, Schmuck, in Büchern, die damals grossen Werth hatten. Dann wurde auch aus solchen Schenkungen die königliche Kleiderkammer wieder vollzählig gemacht, und der Geldsack erhielt bedeutenden Zufluß. Meistens zeigten sich die Geistlichen freigebiger, als die weltlichen Herren in ihren Gaben. Ihre Großmuth nahm besonders in den letzten Regierungsjahren Heinrichs des Achten in dem Maaße zu, in welchem ihre Furcht vor der willkührlichen Laune dieses despotischen Herrschers wuchs.

Die Königin Maria, Heinrichs Tochter, erhielt einst folgende Neujahrsgeschenke:

Ein kleines goldenes Tischchen vom Prinzen (Eduard dem Sechsten).

Eine kleine Kette.

Ein Paar Strümpfe in Gold und Seide gewirkt, von der Prinzessin Elisabeth.

Ein Rock von fleischfarbenem Taffent, nach venetianischer Mode, von Lady Margarethe.

Ein feines Hemde von Lady ꝛc.

Ein silbernes Pfefferbüchschen und vergoldet von ꝛc.

Ein Buch von ꝛc.

Ein Diamantring von ꝛc.

Ein schöner stählerner Spiegel von drei Venetianern.

Ein Hut von Dr. Augustinus.

Ein Paar silberne Tabacksdöschen von ꝛc.

Was die Diener, welche solche Geschenke brachten, als Belohnung erhielten, machte nicht viel aus.

17. Die schwache Besatzung.

Als im Anfange des dreißigjährigen Krieges Ferdinand von Cordova die Bergstraße besetzt hatte, und, um die befestigte Stadt Frankenthal wegzunehmen, gegen Oggersheim vorgerückt war, flohen die Einwohner mit aller ihrer Habe nach Mannheim. Nur vier und zwanzig Bürger, die nichts zu verlieren hatten, waren zurückgeblieben. Diese machten auch Miene, Widerstand zu thun, indem sie die Thore verschlossen, und auf die anrückenden Reiter feuerten. Als aber die Spanier einen Trompeter abschickten, und die Stadt unter harten Drohungen zur Uebergabe auffoderten, floh auch der kleine Rest der Einwohner zum entgegen gesetzten Thore hinaus. Nur ein Schäfer, Hans Warsch, blieb zurück, weil seine Frau eben in's Kindbette gekommen war. Dieser trat denn, als ob die Stadt noch nicht verlassen wäre, mit dem Feinde in Unterhandlung, und brachte eine Kapitulation zu Stande, durch die er sich vollkommene Religionsfreiheit, Sicherheit des Eigenthums und persönlichen Schutz für Weib und Kind bedang. Da ihm alles zugestanden worden war, so ließ er die Zugbrücke nieder, und öffnete dem Feinde das Thor, der nun freilich sah, daß der Parlementair auch die ganze Bevölkerung und Besatzung der Stadt ausmachte. Da den Siegern aber seine Entschlossenheit gefiel, so stellten sie sogleich eine Schutzwache vor seine Hütte, und als der Feldherr selbst ankam, ließ er sich vor allen Dingen den herzhaften Schäfer zeigen, und erwies

ihm die Ehre, sein Kind in eigener Person aus der Taufe zu heben.

18. Lebens-Ueberdruß.

Johann Blome, zu Hamburg 1620 geboren, vielseitig in der Literatur bewandert und ein geistvoller Schriftsteller im Fache der Philologie, gelangte daselbst zum Bibliothekariat. Uebertriebene Liebe zu seinem Berufe, dem er auch die Nächte opferte, brachte ihn um die Gesundheit des Geistes, und die Ungunst der Menschen raubte ihm die Fassung des Gemüths. Man fand ihn am neunten April 1672 erhenkt an der Bücherleiter in der ihm anvertrauten Magistrats-Bibliothek, im Kabinet daneben einen frisch geschriebenen Zettel in lateinischer Sprache, dessen Inhalt so lautete: „Im obern Gestelle der Handschriften sind tausend Mark Lübeckisch aufbewahrt; hundert davon habe ich dem Waisenhause, die übrigen meinen blutarmen Verwandten zugedacht. Ich scheide aus diesem Leben aus Verdruß über die Lästerungen, womit hämische Menschen meinen Ruf zerfleischen. Herr Jesus, mein Erlöser, erbarme sich mein und meiner Seele. — Dem Buchbinder habe ich einige ungebundene Bücher zugehändigt. — Lebet wohl! Gott erbarme sich meiner und Eurer."

19. Das originelle Musikfest.

Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, einer der wenigen Regenten seiner Zeit, welche den Anfang und das Ende des dreissigjährigen Krieges erlebten, veranstaltete auf den dreizehnten Julius 1615, in seiner Residenz Dresden, ein Koncert, das in der Geschichte der Musik seines Gleichen nicht hat.

hat. Es ist aber auch zugleich ein Beitrag zur Charakteristik des ungebildeten Geschmacks jener Zeit und der Belustigungen, an denen die höchsten Stände damals ein besonderes Wohlgefallen fanden.

Das Koncert stellte eigentlich ein Oratorium vor, worin die Geschichte des Holofernes abgehandelt wurde. Den Text hatte ein gewisser Mathesius Pflaumenkern verfertiget, die Musik aber war von dem Hofkantor Hilarius Grundmaus. Nachdem Letzterer seinem Herrn, dem Kurfürsten, seinen Plan zu dieser großen Musikaufführung vorgelegt hatte, erhielt er nicht nur die gnädige Erlaubniß dazu, sondern auch ein Geschenk von fünf Fäßlein Bier aus der Hofkelleret, mit dem Bedeuten, daß er etwas Ausserordentliches aufführen solle; der Kurfürst wolle alle Kosten tragen. Diesem Befehle gemäß wurden alle Musiker in Deutschland, Helvetien, Welschland, Polen und Italien eingeladen, sich mit ihren Gesellen bei dem großen Musikfeste in Dresden einzufinden. Am Tage Cirilli, den neunten Julius 1615, fanden sich daher auch fünf hundert und sechs und siebenzig Instrumentalisten, und, ohne die anwesenden Chorschüler, neun hundert und neunzehn Sänger an dem Orte ihrer Bestimmung ein. Die Ersten brachten nicht nur die gewöhnlichen, sondern auch viele seltsame, noch nie gesehene Instrumente mit. Insonderheit führte ein gewisser Kapotzky, aus Krakau in Polen, eine „gräuliche" Baßgeige mit sich, die auf einen Wagen gepackt war, den acht Maulesel zogen, und welche sieben Ellen hoch war. An derselben war künstlich ein Leiterchen angebracht, auf welchem Kapotzky, nach Gelegenheit der hohen und niedern Töne, um selbige dem Ungeheuer abzugewinnen, mit dem Fiedelbogen auf und nieder sprang. Die Rolle des

Hol-

Holofernes zu singen, hatte ein gewisser Studiosus, Namens Rümpler, aus Wittenberg, übernommen. Dieser hatte die Begünstigung erhalten, seine vehemente Baßstimme durch beliebiges Biertrinken im Gasthofe, ohne Bezahlung zu leisten, noch mehr zu stärken.

An dem bestimmten Tage wurde das Koncert aufgeführt, und zwar hinter dem Finkenbüschlein, um einen Hügel herum, nachdem die nöthigen Gerüste und Erhöhungen für den Hof, die Zuschauer und die Musiker hergestellt waren. Aus Besorgniß, daß der große ungeheure Baß des Rapotzky doch vielleicht gegen die Menge der andern Instrumente nicht durchdringend genug seyn möchte, ließ der Kantor Grundmaus um die auf dem Hügel stehende Windmühle, von einem Flügel zum andern, ein starkes Monochord von einem Schiffstau spannen, das gleichsam das Contreviolon abgeben sollte, und mit einer Schrotsäge gerissen wurde. An der Seite des Halbzirkels stand eine große Orgel, welche der Pater Serapion „mit Fäusten" schlug. Anstatt der Kesselpauken wurden kupferne Braubottiche zu den Chören des Stücks zurecht gemacht, und weil diese dem Kantor Grundmaus noch zu schwach zu seyn schienen, so befahl der Kurfürst, zur Verstärkung des Paukenschalls, etliche Karthaunen herbeizuschaffen, die gehörig gestimmt und bei der Ausführung selbst von dem Oberhofkanonier gespielt wurden.

Die Aufführung dieser großen Musik gelang über alle Maßen wohl, und erregte die höchste Bewunderung aller Anwesenden. Unter den Sängern zeichnete sich besonders die berühmte Sängerin Donna Bigazzi aus Mailand aus, welche mit solcher Anstrengung und Stärke einen Triller schlug, daß

sie

sie den dritten Tag darauf starb. Der zur damaligen Zeit berühmteste Violinspieler, Giovanni Sciopio, aus Cremona, trug einige schwere Stücke in größter Vollkommenheit vor, indem er die Violine hinter sich auf seinem Rücken spielte. Der Student Rümpler sang unter Begleitung des großen Violons eine Baßarie mit solcher Stärke, daß alles zitterte. Das Ganze beschloß eine Doppelfuge, wobei die singenden Chöre in vollem Ernste gegen einander in Thätlichkeiten geriethen, indem die, welche die fliehenden Assyrer vorstellten, von den losen Chorschülern, welche die siegenden Israeliten bezeichneten, mit unreifem Obste und Erdklößen geworfen wurden, worüber der Kurfürst so lachte, daß er sich den Bauch halten mußte. Die geworfenen Assyrer, die fremden Sänger, konnten nur mit Mühe abgehalten werden, ihren Feinden Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wodurch sich das Schau- und Hörspiel blutig geendigt hätte. — Der Hofkantor erhielt eine Belohnung von einem Fäßchen Nierensteiner und fünfzig Meißn. Gulden.

20. Die bezauberten Nonnen.

Urban Grandier war im Jahr 1632 Pfarrer an einer der Hauptkirchen zu Loudun, im jetzigen Departement der Vienne. Er besaß einen gebildeten Geist, hatte ein angenehmes Aeußere, aber da Liebeshändel seiner Neigung mehr entsprachen, als Andachtsübungen, so war sein Ruf sehr zweideutig. Das bischöfliche Gericht, bei dem er einmal in Untersuchung gerathen war, hatte ihm sogar alle Amtsverrichtungen verboten, und es war ein besonderes Glück, daß ihn das erzbischöfliche Gericht frei sprach. Allein sein Charakter ward dadurch von den ihm an-

anklebenden Flecken nicht gereinigt, und blieb ein Gegenstand des öffentlichen Aergernisses.

Es war um diese Zeit, als zwei junge Nonnen im Ursulinerkloster der Stadt heftige Krämpfe bekamen, zu denen sich bald noch andere sonderbare hysterische Zufälle gesellten. Statt durch einen erfahrnen Arzt die Kranken von ihren Leiden zu befreien riefen die abergläubischen Nonnen, welche nur übernatürliche Erscheinungen sahen, ihren Beichtvater Lactance zu Hülfe. Dieser versicherte, die Schwestern seyen bezaubert und wohl gar vom Teufel besessen, der Zauberer aber könne niemand anders seyn, als — Grandier. Das Kloster hatte kurz zuvor seinen Beichtvater verloren, und unter den Bewerbern um diese Stelle war Grandier der angelegentlichste gewesen, er hatte aber dem Lactance nachstehen müssen. Ob der Letztere seinen Nebenbuhler wirklich für einen Zauberer gehalten, oder ihn blos aus persönlichem Haß dafür ausgegeben habe, ist nicht bekannt.

Die armen Kranken wurden nun täglich in die geistliche Kur genommen, und wie überall an solchen Krankheiten Leidende sich leicht fremde vorgefaßte Meinungen aneignen, so war es auch hier. Auf die Vermuthung ihres Beichtvaters hin, sagten die Nonnen, wenn sie unter ihren gräßlichen Verzuckungen von dem Teufelsbanner um den Urheber ihres Unglücks befragt wurden: Grandier habe ihnen den Teufel eingezaubert, in der Absicht, sie dadurch zur Unzucht zu verführen.

Das Kloster war zugleich Erziehungsanstalt. Um die Eltern der Zöglinge nicht in Furcht zu setzen, und zu verhüten, daß sie die Ihrigen nicht zurücknähmen, sollte die Sache geheim betrieben werden. Wie war das aber möglich, da die Ver-

suche, die Teufel auszutreiben, täglich zweimal wiederholt wurden, da sie jedesmal zwei bis drei Stunden dauerten, und alle Nonnen mit Entsetzen erfüllten? Die nächste Folge davon war, daß sieben andere Nonnen, deren Einbildungskraft erhitzt wurde, dieselben Nervenübel bekamen. Drei, die weniger angegriffen waren, hielt man nur für behext, die übrigen aber erklärte man, wegen ihrer heftigeren Verzuckungen, förmlich für besessen vom Satan. Da diese Kranken sämmtlich jung waren, so erschien der Verdacht gegen den Zauberer um so mehr begründet. Spötter dagegen meinten, der Teufel sey kein Narr, denn er lasse die bejahrten Nonnen unangetastet. In der ganzen Gegend war von den bezauberten Nonnen die Rede, und man kann denken, daß allerlei gräßliche Zusätze hinzugefügt wurden. Die Wirkung davon war höchst sonderbar und unerwartet. Dieselbe Nervenkrankheit, welche im Kloster herrschte, ergriff mehrere Mädchen außerhalb des Klosters, und bei dem stets wachsenden Gerücht verbreitete sie sich über die ganze Umgegend. Doch waren es nur weibliche, und meist junge Personen, die von solchen Zufällen litten. Und wie das Gerücht dem Beichtvater und Teufelsbanner nachsprach, so klagten auch die vermeintlich besessenen den unschuldigen Grandier an, der jetzt der ärgerliche Gegenstand der allgemeinen Verachtung war.

Da die lauten Klagen endlich Paris erreichten, so ordnete der Kardinal Richelieu, damals erster Minister, eine Untersuchung durch zwölf Personen an, deren Vorsitzer er selbst ernannte. Die Schuldlosigkeit des Grandier leuchtete dem geistlichen Gerichte nicht ein; nichts von alle dem wurde angenommen, was er zu seiner Vertheidigung anführte. Nach den Aussagen der für besessen Erklärten, oder,

wie

wie man behauptete, nach dem erzwungenen Geständnisse des Satans selbst durch den Mund der von ihm mißhandelten Kranken, wurde Grandier zum Tode verurtheilt und zu Loudun am achtzehnten August 1632 verbrannt. Doch waren nicht alle Zuschauer dieses barbarischen Justizmordes von der Wahrheit der Aussagen und der Partheilosigkeit der Richter überzeugt. Besonders fanden sich viele Unglaubige unter den Protestanten jener Gegend. Dagegen war der Pater Lactance, als er bald nach Grandiers Hinrichtung in eine Krankheit verfiel, der Meinung, der Teufel wolle sich dadurch an ihm rächen, weil er die bösen Geister aus den Kranken zu vertreiben bemüht gewesen wäre. Auch den Pater Tranquille, der dem Lactance beigestanden hatte, ergriff dieselbe Krankheit, und auch er hielt sie für eine Rache des Teufels.

Die Nervenübel dauerten inzwischen fort, besonders bei dem weiblichen Geschlechte. Jetzt übernahm der Pater Surin, ein wegen seiner Frömmigkeit allgemein verehrter Mann, das schwere Geschäft der Teufelsbannerei. Dieser sagt in seiner bekannt gemachten Nachricht, daß er vorzüglich sich bemüht habe, von der Bezauberung der Priorin des Klosters sich zu überzeugen. Er habe aber an einer Bezauberung derselben nicht zweifeln können, da sie ihm, wie er vor Gott und allen Heiligen schwören wolle, mehr als zweihundert mal die geheimsten Dinge kund gethan habe, die in seinen Gedanken gewesen wären Am Ende wurde man es aber doch satt, von der Sache weiter zu reden, und mit der Krankheit selbst verlor sich auch allmählich das Gespräch von den Teufelsbeschwörungen.

21. Gerichtliche Barbarei.

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts verließen zwei Männer ihre Heimath wegen der darin grassirenden Pest, und begaben sich durch das Sächsische in das hannövrische Amt Meinersen. Kaum haben sie von dem Unglück, welches die Pest in ihrem Wohnorte angerichtet hat, erzählt, so werden sie verhaftet. Diese Verhaftung geschieht am vierzehnten August, und am fünfzehnten ist die Sache an das Gericht gesandt, und am zwanzigsten das dem Landesherrn bereits zur Genehmigung vorgelegte Todesurtheil in Meinersen wieder angelangt, worauf folgende Strafe sofort an ihnen vollzogen wird.

Beide Delinquenten, welche außerhalb des Orts sorgfältig in einer Hütte aufbewahrt sind, werden zu einem hochauflodernden Feuer an die Ocker geführt, und unterwegs freundschaftlich unter der Hand benachrichtigt, daß sie sofort mit dem Tode bestraft werden würden. Während sie sich an dem Feuer langsam entkleiden müssen, lassen alle getroffenen Anstalten sie nur zu sehr befürchten, daß sie lebendig verbrannt werden sollen. Allein für dießmal ward mit herbeigeschleppten großen Feuerhacken nur ihre Kleidung in das Feuer gezogen, und kaum haben sie wieder einige Hoffnung geschöpft, als sie sich auf einmal in Schlingen befinden, die ihnen von fern ab um den Leib geworfen sind. Durch diese werden sie in die Ocker gerissen, und in derselben mehre male herumgezogen. Jetzt zieht man sie anderweit zum Feuer, und wirft ihnen zugleich, jedoch nur zur nothdürftigsten Bedeckung, alte Kleidungsstücke mit der Anzeige hin, daß sie gegenwärtig allenfalls gesäubert genug wären, um von dem peinlichen Halsgericht ihr Todesurtheil anzuhören.

Langsam zu diesem Gerichte geführt, bejahen sie dort nochmals, daß sie sich heimlich aus bannisirten Landen in das dortige Fürstenthum eingeschlichen haben, worauf der Stab gebrochen, und der ihnen vor Augen gestellte Scharfrichter aufgefodert ward, an ihnen die Strafe des Stranges sogleich zu vollziehen.

Nach einer sehr langsamen Fahrt in tiefen Sandwegen gelangen sie, unter dem Sterbegesang der Schuljugend, zum Rabenstein. Bei ihrer Ankunft werden sie von des Scharfrichters Knechten entkleidet, dann unten an den Galgen befestiget, und nach dem wörtlichen Inhalte des Erkenntnisses „rechtschaffen und dergestalt mit scharffen Ruthen ausgestrichen, daß es ihnen selbst zur wohlverdienten Strafe, andern aber zum warnenden Beispiel diene.“ Nun endlich wird ihnen, welches nach wörtlicher Vorschrift, so lange wie möglich zurückgehalten werden soll, „damit sie mittlerweile von der Todesangst so lange wie möglich gequält werden mögen,“ eröffnet, daß statt der wohlverdienten Todesstrafe nur eine Landesverweisung eintreten solle, und so werden sie nun sofort über die Grenze gebracht.

22. Pferde-Supplik.

Anton Günther, der letzte unter den Grafen von Oldenburg, ein wegen seiner Vorsicht und guten Wirthschaft sehr gepriesener Fürst, der alle Sonntage neun Predigten anhörte, jährlich zweimal die Bibel durchlas, übrigens aber der beste Reiter in Europa war, und 1667 in einem Alter von drei und achtzig Jahren starb, hielt außerordentlich auf gute und schöne Pferde, und verbesserte die Pferdezucht in seinem Lande dergestalt, daß sie für die beste

in

in ganz Europa gehalten wurde. Von den Pferden, welche er selber zuzog, verschenkte er so viele, daß der Werth, der binnen vierzig Jahren, von 1625 bis 1664 weggegebenen, nach einem ganz mäßigen Anschlage, die Summe von 564,240 Thaler 7 Groschen betrug. Dieses Geld war indeß nicht weggeworfen, sondern nützte ihm vielfach. Insbesondere sollen die verschenkten Pferde das meiste dazu beigetragen haben, daß das Ländchen Oldenburg von den Schrecken des dreißigjährigen Krieges, der ganz Deutschland verheerte, völlig frei blieb. Freilich sahen nicht alle Kameralisten die Sache aus einerlei Gesichtspunkt an, der Unterhalt der Pferde kostete viel, und so kam es, daß man dem Grafen im Jahr 1663 Vorschläge zu Reductionen und Ersparnissen machte. Aber was geschah? Am Neujahrstage 1664 kamen sämmtliche Pferde, an der Zahl 1432, wobei die Füllen nicht mitgerechnet waren, mit einer Bittschrift bei dem Grafen ein, und ersuchten ihn um die Fortdauer seiner Gunst. Man kann dieses merkwürdige Aktenstück, vielleicht das einzige in seiner Art, unter andern in Köhlers Münzbelustigungen Th. 4. S. 451 ff. seiner ganzen Ausdehnung nach lesen. Die Pferde zeigen sich in diesem Schreiben von gar nobeln Gesinnungen beseelt, und durchaus nicht ohne Selbstgefühl; sie nennen sich arme, jedoch adelige Kreaturen; auch sind sie in der Kirchengeschichte nicht ganz unbewandert, wie die Vergleichung ihrer Lage mit den Nachkommen Abrahams, als diese im Lande Gosen wohnten, verräth. Der Graf nahm diese Supplik seiner getreuen Pferde gnädig auf, und ließ sie in ihren Rechten ungekränkt bis an ihren Tod.

23. Musiker-Supplik.

Den kaiserlich königlichen Hofmusikern in Prag wurde ihr Gehalt auf einige Zeit zurückgehalten, denn der Kaiser Rudolph der Zweite, dem sie dienten, hatte oft kein Geld in der Kasse. Nun verfielen sie auf eine List. Sie führten im Jahr 1611 an einem Abende vor den Fenstern des Kaisers den Psalm: Miserere mei deus! (Herr, erbarme dich meiner) mit einer so großen Rührung auf, daß sie der Monarch nicht nur reichlich beschenkte, sondern ihnen auch den rückständigen Gehalt sogleich auszahlen ließ.

24. Projekte.

In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ließ der Doktor der Rechte Tenzel zu Erfurt ein Projekt drucken, und sandte es allen regierenden Herren zur Beachtung und Ausführung zu, weil dadurch im Staatshaushalt ein großer Ersparniß gemacht werden müsse. Dieß Ersparniß bestand darin, die großen Thurmuhren abzuschaffen, da deren Anschaffung und Reparatur sehr kostspielig sey. Damit aber das Publikum wisse, welche Zeit es sey, so schlug er dagegen vor, zwölf große Kugeln, jede von verschiedener Farbe verfertigen zu lassen, und jeder Farbe die Bedeutung einer bestimmten Stunde zu geben. Ein Wächter solle nun, nach einer Sanduhr, jede Stunde genau beobachten, und dann diese Kugeln, nach ihrer Reihenfolge, aus einem Fenster des Thurms heraushängen, und sobald es dunkel würde, neben diesen Kugeln eine dort anzubringende Laterne anzünden.

Der Doktor hatte bei seinem Projekt übersehen,

daß

daß die Besoldung solcher Wächter weit mehr kosten muß, als die hin und wieder anzuschaffenden neuen Thurmuhren und die Reparatur der schadhaften; daß wenigstens für jede Thurmuhr zwei Wächter angestellt werden müssen, denn es übersteigt alle menschlichen Kräfte, fortdaurend Tag und Nacht bei einer Sanduhr zu wachen, und daß das Oel zu den Lampen einen weit größeren Kostenaufwand erfodert, als das Oel zum Schmieren der Räder in den großen Thurmuhren, anderer Unbequemlichkeiten nicht zu gedenken. Aber haben nicht eine Menge Projekte, die in der Folge bis auf die neuesten Zeiten erschienen sind, mit dem Tenzelschen eine auffallende Aehnlichkeit? Bei den meisten Vorschlägen zu Ersparnissen sollte doch die erste Frage seyn: wie hoch wird sich die Mehrausgabe bei ihrer Realisirung belaufen?

25. Der galante Theater-Dichter.

Eines Tages im Jahr 1752 ward auf dem Leipziger Theater Gellerts „kranke Frau" aufgeführt; und die Gattin des Schauspiel-Direktors Koch hatte die Hauptrolle so trefflich vorgestellt, daß Gellert, der seine geistigen Kinder doch auch gerne ansah, am folgenden Morgen in einem freundschaftlichen Billet, nebst einigen Erfrischungen, die wohlwollendste Kritik abgab. „Hochzuverehrender Herr, schrieb er an Koch; ich habe es gestern nicht ohne Mitleid ansehen können, wie Ihre Frau Liebste auf dem Theater war; und weil ich vielleicht eine Ursache Ihrer Krankheit bin, so halte ich's auch für meine Schuldigkeit, für ihre Wiedergenesung zu sorgen. Seyn sie also so gütig, und nöthigen Sie Ihre Frau Liebste, die Arznei einzunehmen, die ich

ihr

ihr schicke, mit der ich mich selbst kurire, und die gewiß besser schmecken muß, als des Herrn Reichards Medikamenten. — Im Ernst, danken Sie ihr in meinem Namen ergebenst; sie hat ihre Rolle vortrefflich gemacht. — Ich bin mit einer wahren Hochachtung ihr ergebenster Gellert."

26. Türkenkrieg.

Wenn ein Türkenkrieg ausbrach, so ergingen seit dem sechzehnten Jahrhundert in der Regel kaiserliche, und nach diesen in den kleineren deutschen Staaten kurfürstliche und herzogliche, Mark- und Burggräfliche Befehle, des Inhalts:

Es solle im Sommer früh um sechs, im Winter früh um sieben Uhr eine Viertelstunde geläutet; eine halbe Stunde vor und nachher aber keine Glocke aus keiner Ursache gezogen werden.

Es solle während des Läutens jeder fromme Christ und ächte Deutsche, wo er nur sey, und in welchem Geschäfte er sich eben befinde, auf die Kniee niederfallen, und das sogenannte, besonders dazu verfaßte Türkengebet, oder wenigstens ein andächtiges Vater Unser, den Glauben, und sonst ein Stoßgebet sprechen. Alle Handwerker, Bauern und Tagelöhner aber sollten mit der Arbeit inne halten. Alle Pfarrer sollten in allen Predigten das Volk zur Buße ermahnen, Freitags früh um sechs, im Winter um sieben Uhr eine Bußpredigt halten, und nach derselben das Kriegsgebet vorlesen; und alle Obrigkeiten sollten diese Freitagspredigten besuchen, um dem Volke ein gutes Beispiel zu geben. Nach der Predigt sollte Kommunion gehalten werden, und während des Gottesdienstes jedes Gewerbe ruhen.

Endlich durfte es, so lange ein Türkenkrieg dauerte, weder Musik noch Tanz geben, außer bei Hochzeiten, und auch dabei nur in aller Zucht und Ehrbarkeit.

Nicht selten wurden auch, wenn ein Türkenkrieg ausbrach, allgemeine Buß- Bet- und Fasttage angeordnet. Dieß war der Fall z. B. 1663 beim Einfall der Türken in Ungarn, weshalb man sogleich sieben Bußtage ansagte, wovon aber nur sechs gehalten wurden, weil die Türken einen zwanzigjährigen Waffenstillstand angenommen hatten.

27. Luft-Taxe.

Wenn die römischen Kaiser nicht mehr wußten, worauf sie noch Abgaben legen sollten, so fiel es ihnen ein zu erklären, daß die gesammte Luft des Kaiserthums ihnen gehöre, und folglich Alle, die Athem schöpfen wollten, eine mit ihren Einkünften im Verhältniß stehende Summe zu zahlen gehalten wären. Man findet dieß weitläuftiger abgehandelt in des Plinius Naturgeschichte, Buch 12 Kap. 1. Plinius nennt diese Abgabe: Die Luft Taxe (aëris censitio). — Dieser Tribut, welchen sich die ehemaligen Herren der Welt bezahlen ließen, erinnert an die Art und Weise, wie der König von Congo die Contributionen eintreibt. Er erhebt sie nicht von der Luft, sondern von dem Stande des Windes. Wenn dieser Monarch Geld braucht, so geht er spatzieren, und wählt zu seiner Promenade einen recht windigen Tag. Er setzt seine Mütze auf das eine Ohr, und erhebt dann die Taxe von dem Theile seiner Staaten, von woher der Wind geblasen hat.

28. Türkische Geschenke.

Der berühmte kaiserliche General, Prinz Eugen von Savoyen hatte am 16 August 1717 die Türken in einer Hauptschlacht bei Belgrad überwunden; 40,000 Todte, 52 Fahnen, 9 Roßschweife, 356 Kanonen und Mörser, eine zahllose Menge Kugeln und Pulver, und der Fall von Belgrad waren die Früchte des Sieges. Das ganze Reich war in Bestürzung; der Divan glaubte, größern Unfällen und vorzüglich dem Ausbruche einer Empörung und der Entthronung des Sultans nur durch einen schnellen Frieden zuvorkommen zu können. Wie aber den siegtrunkenen Kaiser zum Frieden geneigt machen? Da beschloß der Divan ihm folgende Geschenke zu schicken, die in sechs große Tragbahren vertheilt waren. Sie enthielten: a) den Pfahl, die Bande, Riemen und Ruthen, die zur Geißelung Christi dienten; b) das Purpurkleid, die Dornenkrone und den Rohr-Scepter, mit denen Christus bei der Krönuug angethan war; c) ein großes Stück vom wahren Kreutze, einige Nägel und die Leintücher, die man im Grabe nach der Auferstehung fand; d) die 12 Körbe, womit man die Brotkrummen auflas, welche von den 7 Broten übrig blieben, womit Christus 5000 Mann speiste, dann Kopf, Haare, Bart und Zunge von Johannes dem Täufer. Die zwei letzten Tragbahren enthielten die Körper von verschiedenen Propheten, Aposteln und Martyrern, unter andern vom heil. Stephan. Alle diese Schätze wurden in einer Gruft der Sophienkirche in Konstantinopel gefunden, wohin sie bei Eroberung der Stadt waren geflüchtet worden. Ihrem Daseyn schrieben die Türken die erlittenen Unfälle zu; aber sie selbst konnten den Schatz nicht heben; wer sich

ihm nahte, fiel todt nieder oder verlor den Gebrauch seiner Glieder, ward blind oder taub. Sie wählten endlich 200 Christensklaven dazu, und diesen gelang das Werk. Alle diese Umstände mußten den Werth des Geschenkes erhöhen, das von 22 reich geschmückten Kameelen und in Begleitung von Löwen, Panthern, arabischen Pferden, und den obenerwähnten Christensklaven nach Wien überbracht wurde. Das türkische Ministerium hatte sich in seiner Rechnung nicht betrogen. Der Friede war das folgende Jahr zwischen Oestreich und der Pforte zu Passarowitz geschlossen.

29. Das Testament König Friedrich des Zweiten von Preußen.

Aufgesetzt im Jahr 1769.

Ich hinterlasse Ihnen, mein lieber Neveu, meine Staaten, meine eroberten Länder, meine Schlösser und alles das Uebrige; jedoch mit dem Beding, daß Sie die kleinen Vermächtnisse, welche ich meinen Verwandten hinterlasse, berichtigen.

Der Königin, meiner Gemahlin, gebe ich 40,000 Thaler und eine jährliche Zulage von 10,000 Thaler, denn sie hat mir in meinem Leben nicht den mindesten Verdruß gemacht. Schätzen und verehren Sie sie also, ihr untadelhafter Charakter verdient es.

Dem Prinzen Heinrich hinterlasse ich 400,000 Thaler nebst dem Ringe, den ich trage, und 50 Anker ungarschen Wein.

Dem Prinzen Ferdinand 20,000 Thaler und eine Kutsche mit 6 Pferden.

 Der

Der Prinzessin Amalie 20,000 Thaler und ein Silber-Service.

Der Prinzessin Heinrich 60,000 Thaler.

Der Prinzessin Ferdinand 10,000 Thaler und eine Tabatiere mit 10,000 Thaler.

Der Herzogin von Braunschweig 50,000 Thaler und ein Silber-Service.

Dem Herzoge von Braunschweig 2 schöne Reitpferde.

Dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, welcher immer mein Freund war, eine Tabatiere mit Brillanten.

Der Herzogin von Würtemberg 20,000 Thaler; dem Herzoge, ihrem Gemahl, meinen Brillantring.

Der Landgräfin von Cassel 10,000 Thaler.

Ich empfehle Ihnen, mein bester Neveu, mein braves Militair, meine würdigen Armeen, meine alten Offiziere, vornehmlich diejenigen, die ich um mich gehabt habe. Mein ganzes Haus und meine Domestiken, behalten Sie selbige in Ihren Diensten, und wenn sie alt werden, behalten Sie sie in Dienst oder geben Ihnen Versorgung.

Mein erstes Bataillon Garde, und meine Garde du corps erhalten jeder zwei Thaler, und ein Stabsoffizier eine goldene Medaille, worauf Sie die vornehmsten Begebenheiten des siebenjährigen Krieges werden schlagen lassen, damit sie sich meiner, und des erworbenen Ruhms erinnern mögen.

Die kleinen Vermächtnisse, welche ich gemacht habe, sind nicht aus meinem Tresor, sondern aus meiner Schatulle; Ersterer gehört dem Staat, und Letzteres habe ich gesammelt.

König zu seyn, ist ein bloßer Zufall; vergessen Sie nie, mein lieber Neveu, daß Sie ein Mensch sind.

Ich

Ich hoffe, es werden sich keine Streitigkeiten in meiner Familie ereignen; zum Ruhme ihrer Voreltern möge die Eintracht immer unter ihnen herrschen.

Friedrich.

30. Glückliche und unglückliche Tage.

Der Glaube an glückliche und unglückliche Tage ist so alt, als die Geschichte der Menschheit. Es waren nicht etwa nur einzelne Personen, nicht blos der Pöbel und die niedrigen Volksklassen, welche diesem Glauben huldigten, sondern es fanden sich vielmehr ganze Regierungen, Magistrate und Senate, die solche Tage anerkannten, genehmigten, und die Beobachtung derselben durch besondere Verordnungen zur Pflicht machten.

Plutarch meldet, die Athenienser hätten den zweiten Tag des Junius, um des auf ihn fallenden Streites der Minerva mit dem Neptun willen, eingestellt. Der römische Senat untersagte, dem Zeugniß des Livius zufolge, jegliches Geschäft am achtzehnten Julius, dem Tage der unglücklichen Schlachten an der Cremera und Allia. Numa hatte gewisse glückliche und erlaubte, und hingegen andere unglückliche und verbotene Tage festgesetzt. Die drei Worte, welche der Prätor in Rom an verbotenen Tagen nicht aussprechen durfte, waren: do, dico, addico; erlaubte Tage waren die, an welchen Gerichtsverhandlungen statt finden durften. Das Buch, worin diese Tage verzeichnet waren, lag in Verwahrung der Oberpriester, denen späterhin die Vollmacht zugetheilt ward, nach Gutbefinden hinzu- oder hinwegzuthun. Der fünfzehnte März, sonst ein Festtag, wurde ein unglückbringender Tag, und der Tag

des

des Vatermordes genannt, nachdem die Rächer von Cäsars Tod Roms Herrschaft an sich gebracht hatten.

An allen Unglückstagen durften weder Opfer dargebracht, noch Ehen geschlossen, Gastmahle gegeben, noch Spiele gehalten werden. Die Gerichtssäle blieben verschlossen, alle Geschäfte wurden verschoben, Magistratspersonen und Heerführer durften im Staatsdienste nichts unternehmen. Wer durch Unvorsichtigkeit dieß Gebot übertrat, mußte ein Versöhnungsopfer bringen, und eine Buße zahlen. Der Oberpriester Scävola war ein solcher Rigorist, daß er dafür hielt, es möge durch kein Söhnopfer der Fehler desjenigen ausgetilgt werden, welcher wissentlich die Vorschriften über unglückbringende Tage übertreten hätte. Es gab eigene Leute, die ihren Broderwerb dabei fanden, das Volk über das Verhältniß glücklicher und unglücklicher Tage zu belehren. Hochzeiten, im Maimonat gefeiert, wurden für unglücklich gehalten. Astruc meldet in seiner Naturgeschichte der Provinz Languedoc, noch jetzt habe sich unter dem Volke von Nieder-Languedoc die abergläubische Sitte erhalten, im Maimonat kein Ehebündniß zu vollziehen.

Als glückliche Tage waren diejenigen ausgezeichnet, an welchen ein sehr glückliches Ereigniß vorgefallen war. Solche Tage wurden mit allerlei Lustbarkeiten gefeiert. Dahin gehörten die Tage der Stiftung Roms, der Aufhebung von Porsenna's Belagerung, die Tage der Adoption der Cäsarn und andere mehr.

Der Glaube an glückliche und unglückliche Tage wird auch bei völlig wilden und barbarischen Völkern angetroffen. Le Bayer erzählt, die Weiber auf der St. Lorenz-Insel setzen diejenigen Kin-

der

der aus, welche sie am Dienstag, Donnerstag oder Samstag gebären.

Als Valentinian zum Kaiser gewählt wurde, wollte er sich am vier und zwanzigsten Februar eines Schaltjahrs nicht öffentlich zeigen, weil die Römer an diesem Tage Unglück erlitten hatten. Der Kaiser Karl der Fünfte hingegen war überzeugt, oder wollte wenigstens Andere bereden, es sey dieser nemliche vier und zwanzigste Februar für ihn ein Tag des Glücks, des Siegs und jeglicher Art von Wohlfahrt.

Cornelius Nepos bemerkt im Leben des Timoleon, dieser griechische Feldherr habe seine wichtigsten Siege an seinem Geburtstage erfochten.

Für den türkischen Sultan Soliman den Zweiten war der neun und zwanzigste August ein überaus glücklicher Tag. Er erfocht an diesem Tage den großen Sieg bei Mohacz in Ungarn, eroberte die Stadt Belgrad, die Insel Rhodus und die Stadt Buda.

Der französische König Heinrich der Dritte hielt den Tag des Pfingstfestes für seinen Glückstag, und Baco meldete in seinem Leben Heinrichs des Siebenten, dieser englische Monarch habe eine besondere Vorliebe für den Samstag zu Tage gelegt.

Wie es in allen Jahrhunderten und unter allen Völkern Gaukler und Betrüger gab, die aus Gewinnsucht den Aberglauben beförderten, so gab es auch immer kluge und redliche Männer, die sich über die Vorurtheile ihrer Zeit erhoben. Dem Könige Alexander von Macedonien wurde einst vorgestellt, die macedonischen Fürsten hätten ihre Heere niemals in dem Unglück bringenden Monat Junius ausrücken lassen. Dieser philosophische Herrscher, der Zögling des Aristoteles, erwiederte hierauf: „Gut, so darf

man

man dem Monat einen andern Namen geben, und ihn den zweiten Maimonat heissen."

Der römische Feldherr Lukullus wurde von seinen Hauptleuten gewarnt, am sechsten October ein Treffen zu liefern, weil an diesem Tage das römische Kriegsheer durch die Cimbern eine Niederlage erlitten hatte, und dieser Tag daher zu den unglücklichen gezählt wurde. „Gut, erwiederte Lukullus, wir wollen des Tages Schicksal ändern, und ihn durch unsern Sieg in die Reihe der glücklichen übertragen." Wirklich ward auch an diesem Tage der König von Armenien, Tigranes, geschlagen.

Ein staatskluger Mann gebraucht das für und wieder, um seinen Zweck zu erreichen. Ein Heerführer muntert seine Truppen auf durch die Vorstellung, daß die Feinde an diesem Tage oder auf diesem Schlachtfelde, schon geschlagen worden seyen. Mit derselben Gewandtheit ermahnt der feindliche Heerführer seine Truppen, die Schande dieses Tages zu rächen. Die Geschichte der neuesten Zeit giebt davon viele Beispiele.

31. Allerlei von Eiern.

Die Römer begannen jede Mahlzeit mit einer Tracht Eier, und endigten mit dem Dessert. Das Ei war bei den Alten als das Grundprincip aller Dinge betrachtet.

Die Perser feiern noch heut zu Tage das Neujahr dadurch, daß sie sich mit gefärbten Eiern beschenken. Da der erste Tag des Jahres bei diesem Volke in die Mitte März fällt, so hat man mit Unrecht daraus geschlossen, daß die Sitte unserer Ostereier von ihnen auf uns gekommen sey. Uebrigens war die Enthaltsamkeit in der Fastenzeit so

groß,

groß, daß man sich auch des Genusses der Eier enthielt. Daher rührte auch der Gebrauch, daß man am Ostersonntage eine große Menge Eier einweihen ließ, um sie am andern Morgen Freunden und Bekannten zu schenken.

Unter einigen französischen Königen trug man nach der großen Messe am ersten Osterfeiertage Pyramiden von Eiern, die ganz mit Gold bemalt waren, in das Kabinet des Königs, und Se. Majestät machte dann seinen Hofleuten Geschenke damit. Am russischen Hofe ist diese Sitte noch üblich.

Vor einigen Jahren versprach ein Privatmann, welcher aus Ostindien kam, wo er ein glänzendes Vermögen erworben hatte, einer seiner Verwandten, ihr zum Osterfeste Hühnereier aus Siam zu besorgen. Als der Tag kam, empfing die Dame ein allerliebstes, mit Binsen geflochtenes Körbchen, das völlig einem chinesischen glich, und worin ungefehr vierzig rothe Eier lagen. Sie zerbrach eins, und wie groß war ihr Erstaunen, als sie es mit Perlen angefüllt fand. Die übrigen Eier enthielten Parfüms, Handschuhe, Kostbarkeiten u. dergl. Sämtliche Damen, die bei der Beschenkten zum Besuche waren, baten ihren Anverwandten recht dringend, ihnen ebenfalls Hühnereier aus Siam zu verschaffen.

32. Große Tabackschnupfer.

In Portugal ist der Schnupftaback für alle Stände, für jedes Alter, für beide Geschlechter ein großes Bedürfniß. Einem gemeinen Portugisen kann man keine größere Gefälligkeit erweisen, als wenn man ihm eine Prise Taback giebt. Ein Reisender sah in Lissabon einen Bettler, der immer um Schnupftaback schrie, und ein Bettelweib, das ein

Kind

Kind auf den Armen trug, und demselben Taback in die Nase stopfte. Dem nemlichen Reisenden begegnete auf einer botanischen Exkursion eine wohlgekleidete Frau, die ihn um eine Prise Taback ersuchte, weil sie ihre Dose verloren habe. Als er ihr sagte, daß er nie Taback bei sich führe, so erwiederte sie mit dem Ausdrucke des heftigsten Schmerzens: „Ich bin in Verzweiflung.“ — Welchen großen Werth der Taback in Portugal hat, kann man daraus sehen, daß der König Alfons der Vierte nach der Schlacht bei Ameiral, jedem englischen Soldaten, die so tapfer für ihn gefochten hatten, zwei Pfund Schnupftaback anbieten ließ.

33. Das Narrendorf in Belgien.

Das Dorf Gheel, in der Provinz Antwerpen, hat eine Bevölkerung von etwa siebenhundert Seelen. In diesem Dorfe befindet sich eine so große Menge wahnsinniger Menschen, daß man fast bei jedem Schritte mit einem solchen zusammen trifft. Seit undenklichen Zeiten ist darin keine Aenderung vorgefallen. Aber nicht etwa die Einwohner selbst sind verrückt, es sind vielmehr Personen, die sich bei ihnen befinden, und die fast aus allen Gegenden der Niederlande hieher gesendet werden.

Der Ursprung dieser seltsamen Gewohnheit läßt sich nicht zuverläßig angeben. Wahrscheinlich befand sich in uralten Zeiten zu Gheel ein Irrenhaus, das schon lange eingegangen ist. Nach der Zerstörung oder dem Verfall desselben fuhr man fort, die Kranken zu den Landleuten nach Gheel zu senden, wo sich diese Unglücklichen so wohl befanden, daß man seitdem diesen Gebrauch als das beste Mittel zu ihrer Genesung anerkannt, und fortwährend in An-

wen-

wendung gebracht hat. Sie werden nach ihren Kräften und nach ihrem Alter beschäftiget; aber nie zwingt man sie zu irgend einer Arbeit. Meistens wählen sie selbst ein Geschäft, das ihnen starke Bewegung verursacht, und ihnen daher auch am wohlthätigsten ist. Die Freiheit, in der sie leben, die reine Luft, die sie einathmen, ihre Beschäftigungen, für welche sie eine große Vorliebe gewinnen, und über alles ihre ruhige ungetrübte Lebensart, ordnen nach und nach wieder die Gedanken dieser Unglücklichen, und bringen die geistigen Fähigkeiten wieder in ihr gewöhnliches Geleise, wenn dieselben durch Schläge des Schicksals, Hindernisse, Kummer, Verdruß und andere Ursachen daraus entfernt worden sind.

Brüssel, Antwerpen und viele andere Städte, statt ihre unvermögenden Wahnsinnigen in Spitäler einzusperren, wo sich die Reitzbarkeit und Verwirrung ihres Geistes nur immer vermehrt, schicken sie sämtlich nach Gheel. Die Kranken werden gekleidet, und für jede Person werden neunzig Gulden für Kost und Wohnung bezahlt. Sobald die Kranken in Gheel ankommen, werden sie zuerst in ein Haus neben der Kirche gebracht, wo der Geistliche mit ihnen betet, und ihnen die Tröstungen der Religion ertheilt. Sie werden sodann zu den Landleuten gethan, die, obgleich die Entschädigungssumme nur gering ist, sich doch sehr um sie bewerben und sie mit vieler Sorgfalt pflegen. Diejenigen, welche zu wohlhabenden Familien gehören, werden bei den reichsten Einwohnern eingemiethet. Sie haben, so wie die Uebrigen, eine vollkommene Freiheit, zu thun und zu lassen, was sie wollen. Fast alle bestellen mit ihren Wirthen das Feld, oder überlassen sich der Gärtnerei und häuslichen Geschäften.

Es giebt fast keinen Eigenthümer zu Gheel, der nicht einen oder mehrere Wahnsinnige bei sich hat. Sie scheinen alle lustig und zufrieden zu seyn, und sich sehr wohl zu befinden. Mit ihren Wirthen leben sie auf einem so vertrauten Fuße, als wenn sie zur Familie selbst gehörten. Sie sind gelehrig und bescheiden, und selten findet der Fall statt, daß sich einer stürmisch zeigt. Die Sanftmuth und Zuvorkommenheit, mit welcher sie behandelt werden, wirkt äußerst wohlthätig auf ihr Gemüth, und die lange Gewohnheit der Einwohner, beständig solche Kranke um sich zu sehen, macht, daß sie eine ganz eigene Manier haben, mit ihnen umzugehen. Es giebt Wahnsinnige, die seit zwanzig Jahren im Dorfe wohnen, und die nie den Wunsch äußern, wieder in ihre vorigen Verhältnisse zurückzukehren, so lieb ist ihnen ihre neue Lebensart und der Umgang mit ihren Wirthen geworden. Die Schonung und Güte, mit welcher die Unglücklichen behandelt werden, die reine Luft, die Zerstreuung und Leibesbewegung, die sie haben, wirkt auf ihr Befinden ungemein wohlthätig. Deswegen werden auch viele in kurzer Zeit wieder hergestellt, ohne daß man bei ihnen irgend eines jener gewaltthätigen Mittel gebraucht, welche meistens ohne den geringsten Erfolg bleiben.

34. Der Gewissens-Wecker.

Der Abbé Delaborde erzählt, daß zu Carthagena in Amerika die Messe wegen der großen Hitze früh um fünf Uhr gelesen werden müsse. Aus eben diesem Grunde werden auch die Processionen in einer nächtlichen Stunde veranstaltet. Er beobachtete eine solche nächtliche Procession, welcher sechshundert Personen beiwohnten. Jede derselben trug eine starke

Wachs-

Wachskerze und eine Geißel, womit sie sich die Schultern zerriß. Die Wallfahrer zogen nach dem Tempel, in welchem der Prediger, ein Dominikaner, seinen Text von den schrecklichen Trompeten genommen hatte, welche die Todten am Ende der Welt aufwecken würden. „Ja, sagte er, ihr werdet sie hören, ihr Sünder! zu einer Zeit, wenn ihr es euch am wenigsten versehet. Vielleicht Morgen! Was sag' ich, Morgen? Vielleicht in diesem Augenblick.“ Zu gleicher Zeit erschallte die große hochgewölbte Kirche von zwölf schmetternden Trompeten, welche er in der Kirche heimlich versteckt hatte. Der Schrecken war allgemein. Einige schlugen sich in das Gesicht; Andere suchten ihr Heil in der Flucht, denn sie glaubten den Höllenschlund schon offen zu sehen. Das Drängen war allgemein. Einige wurden erdrückt, Andere mit Füßen getreten, und Viele von umgestoßenen Stühlen und Bänken beschädiget. Das Geschrei und die Verzweiflung glichen denen einer Stadt, die dem Schwerdt und Feuer eines grausamen Ueberwinders überlassen ist.

35. Wie lange soll man predigen?

In der ältesten christlichen Kirche war es festgesetzt, daß eine Predigt nicht länger als eine Stunde dauern sollte. Als Grund davon führt Gregor von Nazianz an, daß durch das lange Predigen der Geist, wie durch zu viele Speisen der Magen, beladen werde, und ein Licht bei übermäßigem Oel verlösche. Auch sagt der heilige Bernhard: „In einer Stunde kann man leicht so viel lehren, als im ganzen Leben lernen.“ — Durch einen Concilienschluß wurde sogar dem Vorsteher einer Gemeinde verstattet, einen die Zeit überschreitenden Prediger

zu

zu erinnern. Stundenglas und Schlaguhren wurden auch deshalb eingeführt. Durch eine Verordnung des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm, vom Jahr 1715, sollten die Predigten niemals länger als aufs höchste eine Stunde dauern. Durch eine darauf folgende Verordnung vom Jahr 1717 werden die Kirchenvorsteher angewiesen, darauf Acht zu haben, und diejenigen, „so diese Verordnung auf der Kanzel anzapfen, sollen mit eben dergleichen Strafen, als die zu lange predigen, belegt werden.“ Durch neuere Anordnungen war das Maaß der Predigten auf eine halbe Stunde herabgesetzt.

36. Das Steckenpferd.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hielt zu Merseburg ein Herzog von Sachsen Hof, dessen Steckenpferd — die Violinen waren. „Der Herzog führte mich, erzählte der Baron Pöllnitz in seinen Memoiren, in einen Saal, der mit Bässen tapeziert war, wie ein Zeughaus mit Helmen und Harnischen. In der Mitte dieses Saales stand insbesondere eines jener Instrumente, welches sich vor den übrigen allen durch seine Größe auszeichnete; denn es reichte bis an die Decke. Man stieg mittelst einer Treppe daran hinauf, wenn gespielt werden sollte. Der Herzog machte mich auf diesen Giganten unter den Bässen aufmerksam, und freute sich sehr, als er mein Staunen wahrnahm. Er wurde so aufgeräumt, daß er auf einem der Bässe, welchen er seine Favorite nannte, sich vor mir hören ließ. „Jeder hat sein Steckenpferd, raunte mir nachher ein Kammerdiener in's Ohr; der Eine liebt Pracht, der andere Soldaten, der Dritte hübsche Frauen, mein gnädigster Herr aber die Baßgeigen.

Wer

Wer ein Amt oder sonst eine Gunst sucht, wird am sichersten dazu gelangen, wenn er diesen Saal mit einem neuen ausgezeichneten Stück vermehrt. Jener ungeheure Baß dort ist unserm guten Herrn durch einen Mañ verehrt worden, der geheimer Rath zu werden wünschte, und er hat diesen Titel auch wirklich davon getragen, und würde, wenn er auch andere Wünsche gehabt hätte, sie gleichfalls erfüllt gesehen haben."

37. Das asiatische Krankenhaus.

Ein Krankenhaus für Thiere, die an körperlichen Gebrechen leiden, würde man wahrscheinlich in dem ganzen civilisirten Europa vergebens suchen. Dagegen findet man ein solches in dem halbwilden Asien, und zwar in der Stadt Surate auf der Küste von Malabar. Der erste Bramine in der Stadt führt die Aufsicht darüber, und es hat jährlich an neun tausend Gulden Einkünfte. Das Gebäude nimmt mit den Höfen vierhundert Quadratruthen ein, und es leben Thiere aller Art darin. Unter andern wurde eine Landschildkröte von drittehalb Fuß Länge und anderthalb Fuß Höhe über siebenzig Jahre darin verpflegt. Das merkwürdigste Zimmer ist wohl das für Flöhe, Wanzen u. dergl. Wer krankes Vieh hat, bringt es hieher, und manche fromme Hinduer kaufen auch solchen Leuten, die ihr altes Vieh schlecht behandeln, dasselbe ab, um ihm hier ein ruhiges Lebensende zu bereiten.

38. Die Höllenbrücke.

In den Hochlanden Schottlands, in der Nähe von Bendearg, befindet sich ein Engpaß zwischen den

den Gebirgen, welcher, wenn man ihn in einiger Entfernung sieht, das Ansehen einer unermeßlichen künstlichen, über einen fürchterlichen Abgrund geworfenen Brücke hat. Kommt man ihm aber nahe, so entdeckt man, daß es blos eine von der Natur geformte Mauer ist, die aus großen, rauhen, auf einander gehäuften Felsenstücken besteht; gleichsam als habe der Werkmeister sie in einer scherzhaften Riesenlaune erbaut. Ihre Seiten sind an einigen Stellen mit Bäumen von beträchtlichem Umfang bedeckt, und der schwindelfreie Wanderer kann, wenn er in die Tiefe sieht, den Horst der Raubvögel unter seinen Füßen erblicken. Der Fußpfad über diese natürliche Brücke ist so schmal, daß kaum ein Mensch auf demselben zu wandeln vermag; auch würde kein Anderer, als ein Eingeborner, den gefährlichen Weg betreten wollen; ob er gleich drei Meilen näher zum Ziele führt, demnach trägt es sich zuweilen zu, daß zwei Reisende auf einander stoßen, weil die Krümmung, welche der Weg macht, sie verhindert, einander früher zu sehen. Ist dieses nun der Fall, so legt sich der Eine auf den Boden nieder und der Andere kriecht über ihn hinweg.

Als nun eines Tages ein Hochländer über diese Brücke wandelte und den höchsten Punkt derselben erreicht hatte, sahe er, daß sich ihm ein anderer Bergschotte langsam nähere, und da er einer der Angesehensten seines Clans war, so rief er den ihm Entgegenkommenden gebieterisch zu, sich niederzulegen. Der Mann achtete jedoch nicht auf diesen Befehl, und beide stießen auf der Höhe der Brücke auf einander. Sie hießen Caire und Bendearg und gehörten zu zwei feindselig gegen einander gesinnten Geschlechtern. „Ich war der erste auf dem Gipfel und rief zuerst aus, sagte Bendearg, lege dich also nie-

nieder, damit ich ruhig über dich fortschreiten kann." — „Wenn ein Grant sich vor einem M'Pherson niederwerfen soll, entgegnete der Andere, so muß zuvor das Schwerdt durch seinen Körper gedrungen seyn." — „So kehre um, sagte Bendearg, und gehe zurück wie du kamst." — „Kehre selbst um, wenn es dir beliebt, erwiderte Grant. Ich will nicht der erste meines Stammes seyn, der einem M'Pherson den Rücken kehrt." Hierauf warfen sie ihre Mützen über den Abgrund, und näherten sich einander mit langsamen, vorsichtigen Schritten; beide waren unbewaffnet. Ihre Glieder ausreckend, wie Männer, die sich auf einen verzweifelten Kampf gefaßt machen, zu thun pflegen, wurzelten sie ihre Füße fest in den Boden, bissen die Lippen aufeinander, blickten sich mit feurigrollenden Augen an und bereiteten sich zum Angriff. Beide faßten einander im nämlichen Augenblick; da sie aber von gleicher Stärke waren, so vermochte, eine Weile hindurch, keiner den Andern von seiner Stelle zu drängen.

Gleich aus dem Felsen gehauenen Bildsäulen standen sie auf dem Gebirge eingewurzelt, mit verhaltenem Athem und bis zum Zerspringen angespannten Sehnen. Endlich zog M'Pherson plötzlich seinen rechten Fuß zurück, um sich größere Hülfe zu geben, bog seinen Oberleib vorwärts und drückte seinen Gegner mit aller Macht nieder, so daß beide über den Rand des Felsens hinab hingen und in den fürchterlichen Abgrund hinunterblickten.

Noch war der Ausgang des Kampfes zweifelhaft, denn Grant hatte seinen Fuß fest in eine Spalte des Rands eingerammt und hatte eben so viel Gewalt über seinen Feind, als dieser über ihn. Aber in diesem Augenblick ließ M'Pherson sich langsam und fest auf ein Knie nieder, und wäh-

rend Grant plötzlich zurückfuhr und sich bückte, um den gewährten Vortheil zu benutzen, schnellte sein Feind ihn über seinen Kopf in den Abgrund. M'Pherson fiel selber rückwärts, sein Körper hing zum Theil über den Rand der Brücke, ein Felsenstück brach unter ihm los und er sank tiefer hinab, bis er, mit der Kraft der Verzweiflung, den festen Felsen über sich packte und dadurch wieder zum Aufrechtstehen kam. —

Eine Todtenstille erfolgte. — M'Phersons kühnes Herz fühlte sich krank und schwach. Endlich, als ob ein geheimnißvolles Gefühl ihn dazu zwänge, blickte er über den Rand des Abgrundes hinunter. Grant hatte mit krampfhafter Todesangst die Spitze eines Felsenstücks ergriffen; — sein Feind war beinahe in seinem Bereiche. Sein Antlitz war aufwärts gekehrt und drückte Grausen und Verzweiflung aus, — aber er hing da, ohne ein Wort zu sprechen, oder ein Angstgeschrei auszustoßen. Im nächsten Moment verlor er seinen Haltungspunkt, fiel hinab, und verspritzte sein Gehirn vor den Augen seines Erbfeindes. Der zertrümmerte Körper verschwand zwischen den Bäumen, und sein letzter, schwerer Fall klang hohl aus der Tiefe herauf. M'Pherson kehrte als ein veränderter Mensch zurück. Er kaufte eine Stelle in der Armee und fiel in einem Gefechte auf der spanischen Halbinsel. Der gaelische Name der Stelle, auf welcher dieses Trauerspiel aufgeführt wurde, bedeutet Höllenbrücke.

39. Ein wanderndes Haus.

Zu New-York mußte im Jahre 1823, um einer Straße ein regelmäßiges Ansehen zu geben, ein Haus

Haus entweder eingerissen, oder durch mechanische Mittel um ein und zwanzig und einen halben Fuß zurück gerückt werden. Der Architekt Simon Brown, welcher sich schon früher in der Kunst, selbst aus Backsteinen erbaute Häuser ihren ursprünglichen Standpunkt verändern zu lassen, bewährt hatte, unternahm die bedeutende Translokation, und die Sache ging so vortrefflich von statten, daß das ganze große, aus Backsteinen erbaute Gebäude, dessen Gewicht nach der Berechnung ungefähr sieben tausend Centner betrug, innerhalb zwei Tagen, durch eine wohlangebrachte Maschinerie, ohne den geringsten Schaden zu leiden, um den bemerkten Raum zurückgeschoben wurde. Fenster, Thüren, Rauchfänge, alles blieb im besten Stande, und man war des guten Gelingens des Unternehmens so gewiß, daß der Eigenthümer des wandelnden Gebäudes während des Transportes nicht allein selbst im Hause blieb, sondern auch noch einer zahlreichen Gesellschaft von Neugierigen (an hundert und funfzig Personen), die herbeiströmten, das Wunder zu sehen, eine splendide Collation gab. Die Kosten der ganzen Unternehmung betrugen ungefehr den fünften Theil des Werths des Hauses, würden aber nicht so hoch gestiegen seyn, wenn man nicht eine besondere Schwierigkeit des Terrains zu überwinden gehabt hätte, vermöge welcher das Gebäude zwei Fuß über seinen Niveau erhoben werden mußte. Die Maschinerie ward durch nicht mehr als neun Menschen in Bewegung gesetzt.

40. Bettelsucht.

In London befinden sich beständig über funfzehntausend Straßenbettler, wovon sich die meisten

zwischen vier und acht, zehn und zwölf Schillinge des Tags erbetteln; ja man hat ein Beispiel, daß einer an einem Tage dreißig Schillinge erhielt. Viele bilden sich in Klubbs, wo des Abends lustig gezecht wird. Die Künste, deren sie sich zur Erregung des Mitleidens bedienen, sind zahllos; ein altes Weib hielt eine Zeitlang eine eigene Schule, worin sie die Kinder in der Kunst zu betteln unterrichtete. Eine Menge Kinder werden in gewissen Häusern für einen Tag an die Bettler ausgeliehen, und man hat Beispiele, wo zwei Schillinge und sechs Pfennige des Tags für die Anleihe eines Kindes bezahlt wurden. Eine Frau saß zehn Jahre an derselben Stelle mit Zwillingen, welche nie älter wurden. Nebst den Straßenbettlern giebt es einige Tausend andere, welche mit Bettelbriefen in die Häuser gehen. Mehrere Personen ernähren sich blos durch die Abfassung solcher Briefe. Alle Mittel, welche die bestehenden Gesetze darbieten, sind bis jetzt fruchtlos geblieben, um die Stadt von dieser Plage zu befreien. Kaum ist ein Bettler in sein Kirchspiel gebracht worden, so kehrt er schon wieder zurück, kaum verläßt er das Zuchthaus, worin er als Landstreicher eingekerkert gewesen war (die Gefängnißstrafe darf nicht über einen Monat dauern), so fängt er wieder zu betteln an. So saß ein Weib neun und dreißig mal in einem Gefängniß, jedesmal eine Woche, vierzehn Tage, einen Monat lang, ohne an Besserung zu denken.

41. Der Vatermordsrächer.

Eine grönländische Geschichte.

Der dänische Missionar Saabye, von mütterlicher Seite ein Abkömmling des berühmten Hans Egede, hielt sich seit dem Jahre 1770 in Grönland auf, um das Christenthum unter den Einwohnern zu verbreiten. Auf seinen Missionsreisen lernte er einen Grönländer kennen, Namens Kunnuck, einen Mann von etwa dreissig Jahren, der viele Empfänglichkeit für religiöse Belehrungen zeigte.

Als Kunnuck ein Knabe von dreizehn Jahren war, wurde sein Vater vor seinen Augen ermordet. Unter den grönländischen Heiden gilt der Grundsatz: „Eines Vaters Ermordung muß gerächt werden, geschehe es auch wann es wolle.“ Diesem Grundsatz gemäß, war auch Kunnuck, als er heranwuchs, auf Mittel und Wege bedacht, die Blutrache mit eigener Hand zu vollziehen. Die gewünschte Gelegenheit hatte sich aber noch nicht gefunden, als Saabye anfing, ihn im Christenthume zu unterrichten. Kunnuck zeigte das größte Verlangen nach der christlichen Taufe, aber eben so lebhaft wünschte er auch, an dem Mörder seines Vaters Blutrache zu nehmen. Das letztere war seinem Lehrer nicht un[illegible], aber mit ächter Lehrweisheit suchte er [illegible]stigen Zeitpunkt zu benutzen, um den Vor- Selbstrache und des Mordes aus der Seele [illegible]t wohlgesinnten Kunnuck zu bringen. Die [illegible]nheit dazu fand sich, als einst zwischen beiden [illegible]lgendes Gespräch entspann.

Kunnuck. Willst du mich taufen? Du weißt, ich folgsam bin. Ich kenne Gott, und meine [illegible]u sowohl, als ich, wünschen Gläubige zu werden.

Saabye

23. Musiker-Supplik.

Den kaiserlich königlichen Hofmusikern in Prag wurde ihr Gehalt auf einige Zeit zurückgehalten, denn der Kaiser Rudolph der Zweite, dem sie dienten, hatte oft kein Geld in der Kasse. Nun verfielen sie auf eine List. Sie führten im Jahr 1611 an einem Abende vor den Fenstern des Kaisers den Psalm: Miserere mei deus! (Herr, erbarme dich meiner) mit einer so großen Rührung auf, daß sie der Monarch nicht nur reichlich beschenkte, sondern ihnen auch den rückständigen Gehalt sogleich auszahlen ließ.

24. Projekte.

In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ließ der Doktor der Rechte Tenzel zu Erfurt ein Projekt drucken, und sandte es allen regierenden Herren zur Beachtung und Ausführung zu, weil dadurch im Staatshaushalt ein großer Ersparniß gemacht werden müsse. Dieß Ersparniß bestand darin, die großen Thurmuhren abzuschaffen, da deren Anschaffung und Reparatur sehr kostspielig sey. Damit aber das Publikum wisse, welche Zeit es sey, so schlug er dagegen vor, zwölf große Kugeln, jede von verschiedener Farbe verfertigen zu lassen, und jeder Farbe die Bedeutung einer bestimmten Stunde zu geben. Ein Wächter solle nun, nach einer Sanduhr, jede Stunde genau beobachten, und dann diese Kugeln, nach ihrer Reihenfolge, aus einem Fenster des Thurms heraushängen, und sobald es dunkel würde, neben diesen Kugeln eine dort anzubringende Laterne anzünden.

Der Doktor hatte bei seinem Projekt übersehen,

daß

daß die Besoldung solcher Wächter weit mehr kosten muß, als die hin und wieder anzuschaffenden neuen Thurmuhren und die Reparatur der schadhaften; daß wenigstens für jede Thurmuhr zwei Wächter angestellt werden müssen, denn es übersteigt alle menschlichen Kräfte, fortdaurend Tag und Nacht bei einer Sanduhr zu wachen, und daß das Oel zu den Lampen einen weit größeren Kostenaufwand erfodert, als das Oel zum Schmieren der Räder in den großen Thurmuhren, anderer Unbequemlichkeiten nicht zu gedenken. Aber haben nicht eine Menge Projekte, die in der Folge bis auf die neuesten Zeiten erschienen sind, mit dem Tenzelschen eine auffallende Aehnlichkeit? Bei den meisten Vorschlägen zu Ersparnissen sollte doch die erste Frage seyn: wie hoch wird sich die Mehrausgabe bei ihrer Realisirung belaufen?

25. Der galante Theater-Dichter.

Eines Tages im Jahr 1752 ward auf dem Leipziger Theater Gellerts „kranke Frau" aufgeführt; und die Gattin des Schauspiel-Direktors Koch hatte die Hauptrolle so trefflich vorgestellt, daß Gellert, der seine geistigen Kinder doch auch gerne ansah, am folgenden Morgen in einem freundschaftlichen Billet, nebst einigen Erfrischungen, die wohlwollendste Kritik abgab. „Hochzuverehrender Herr, schrieb er an Koch; ich habe es gestern nicht ohne Mitleid ansehen können, wie Ihre Frau Liebste auf dem Theater war; und weil ich vielleicht eine Ursache Ihrer Krankheit bin, so halte ich's auch für meine Schuldigkeit, für ihre Wiedergenesung zu sorgen. Seyn sie also so gütig, und nöthigen Sie Ihre Frau Liebste, die Arznei einzunehmen, die ich

ihr

ihr schicke, mit der ich mich selbst kurire, und die gewiß besser schmecken muß, als des Herrn Reichards Medikamenten. — Im Ernst, danken Sie ihr in meinem Namen ergebenst; sie hat ihre Rolle vortrefflich gemacht. — Ich bin mit einer wahren Hochachtung ihr ergebenster Gellert."

26. Türkenkrieg.

Wenn ein Türkenkrieg ausbrach, so ergingen seit dem sechzehnten Jahrhundert in der Regel kaiserliche, und nach diesen in den kleineren deutschen Staaten kurfürstliche und herzogliche, Mark- und Burggräfliche Befehle, des Inhalts:

Es solle im Sommer früh um sechs, im Winter früh um sieben Uhr eine Viertelstunde geläutet; eine halbe Stunde vor und nachher aber keine Glocke aus keiner Ursache gezogen werden.

Es solle während des Läutens jeder fromme Christ und ächte Deutsche, wo er nur sey, und in welchem Geschäfte er sich eben befinde, auf die Kniee niederfallen, und das sogenannte, besonders dazu verfaßte Türkengebet, oder wenigstens ein andächtiges Vater Unser, den Glauben, und sonst ein Stoßgebet sprechen. Alle Handwerker, Bauern und Tagelöhner aber sollten mit der Arbeit inne halten. Alle Pfarrer sollten in allen Predigten das Volk zur Buße ermahnen, Freitags früh um sechs, im Winter um sieben Uhr eine Bußpredigt halten, und nach derselben das Kriegsgebet vorlesen; und alle Obrigkeiten sollten diese Freitagspredigten besuchen, um dem Volke ein gutes Beispiel zu geben. Nach der Predigt sollte Kommunion gehalten werden, und während des Gottesdienstes jedes Gewerbe ruhen.

End:

Endlich durfte es, so lange ein Türkenkrieg dauerte, weder Musik noch Tanz geben, außer bei Hochzeiten, und auch dabei nur in aller Zucht und Ehrbarkeit.

Nicht selten wurden auch, wenn ein Türkenkrieg ausbrach, allgemeine Buß- Bet- und Fasttage angeordnet. Dieß war der Fall z. B. 1663 beim Einfall der Türken in Ungarn, weshalb man sogleich sieben Bußtage ansagte, wovon aber nur sechs gehalten wurden, weil die Türken einen zwanzigjährigen Waffenstillstand angenommen hatten.

27. Luft-Taxe.

Wenn die römischen Kaiser nicht mehr wußten, worauf sie noch Abgaben legen sollten, so fiel es ihnen ein zu erklären, daß die gesammte Luft des Kaiserthums ihnen gehöre, und folglich Alle, die Athem schöpfen wollten, eine mit ihren Einkünften im Verhältniß stehende Summe zu zahlen gehalten wären. Man findet dieß weitläuftiger abgehandelt in des Plinius Naturgeschichte, Buch 12 Kap. 1. Plinius nennt diese Abgabe: Die Luft Taxe (aëris censitio). — Dieser Tribut, welchen sich die ehemaligen Herren der Welt bezahlen ließen, erinnert an die Art und Weise, wie der König von Congo die Contributionen eintreibt. Er erhebt sie nicht von der Luft, sondern von dem Stande des Windes. Wenn dieser Monarch Geld braucht, so geht er spatzieren, und wählt zu seiner Promenade einen recht windigen Tag. Er setzt seine Mütze auf das eine Ohr, und erhebt dann die Taxe von dem Theile seiner Staaten, von woher der Wind geblasen hat.

28. Türkische Geschenke.

Der berühmte kaiserliche General, Prinz Eugen von Savoyen hatte am 16 August 1717 die Türken in einer Hauptschlacht bei Belgrad überwunden; 40,000 Todte, 52 Fahnen, 9 Roßschweife, 356 Kanonen und Mörser, eine zahllose Menge Kugeln und Pulver, und der Fall von Belgrad waren die Früchte des Sieges. Das ganze Reich war in Bestürzung; der Divan glaubte, größern Unfällen und vorzüglich dem Ausbruche einer Empörung und der Entthronung des Sultans nur durch einen schnellen Frieden zuvorkommen zu können. Wie aber den siegtrunkenen Kaiser zum Frieden geneigt machen? Da beschloß der Divan ihm folgende Geschenke zu schicken, die in sechs große Tragbahren vertheilt waren. Sie enthielten: a) den Pfahl, die Bande, Riemen und Ruthen, die zur Geißelung Christi dienten; b) das Purpurkleid, die Dornenkrone und den Rohr-Scepter, mit denen Christus bei der Krönuug angethan war; c) ein großes Stück vom wahren Kreutze, einige Nägel und die Leintücher, die man im Grabe nach der Auferstehung fand; d) die 12 Körbe, womit man die Brotkrummen auflas, welche von den 7 Broten übrig blieben, womit Christus 5000 Mann speiste, dann Kopf, Haare, Bart und Zunge von Johannes dem Täufer. Die zwei letzten Tragbahren enthielten die Körper von verschiedenen Propheten, Aposteln und Martyrern, unter andern vom heil. Stephan. Alle diese Schätze wurden in einer Gruft der Sophienkirche in Konstantinopel gefunden, wohin sie bei Eroberung der Stadt waren geflüchtet worden. Ihrem Daseyn schrieben die Türken die erlittenen Unfälle zu; aber sie selbst konnten den Schatz nicht heben; wer sich

ihm nahte, fiel todt nieder oder verlor den Gebrauch seiner Glieder, ward blind oder taub. Sie wählten endlich 200 Christensklaven dazu, und diesen gelang das Werk. Alle diese Umstände mußten den Werth des Geschenkes erhöhen, das von 22 reich geschmückten Kameelen und in Begleitung von Löwen, Panthern, arabischen Pferden, und den obenerwähnten Christensklaven nach Wien überbracht wurde. Das türkische Ministerium hatte sich in seiner Rechnung nicht betrogen. Der Friede war das folgende Jahr zwischen Oestreich und der Pforte zu Passarowitz geschlossen.

29. Das Testament König Friedrich des Zweiten von Preußen.

Aufgesetzt im Jahr 1769.

Ich hinterlasse Ihnen, mein lieber Neveu, meine Staaten, meine eroberten Länder, meine Schlösser und alles das Uebrige; jedoch mit dem Beding, daß Sie die kleinen Vermächtnisse, welche ich meinen Verwandten hinterlasse, berichtigen.

Der Königin, meiner Gemahlin, gebe ich 40,000 Thaler und eine jährliche Zulage von 10,000 Thaler, denn sie hat mir in meinem Leben nicht den mindesten Verdruß gemacht. Schätzen und verehren Sie sie also, ihr untadelhafter Charakter verdient es.

Dem Prinzen Heinrich hinterlasse ich 400,000 Thaler nebst dem Ringe, den ich trage, und 50 Anker ungarschen Wein.

Dem Prinzen Ferdinand 20,000 Thaler und eine Kutsche mit 6 Pferden.

 Der

Der Prinzessin Amalie 20,000 Thaler und ein Silber: Service.

Der Prinzessin Heinrich 60,000 Thaler.

Der Prinzessin Ferdinand 10,000 Thaler und eine Tabatiere mit 10,000 Thaler.

Der Herzogin von Braunschweig 50,000 Thaler und ein Silber: Service.

Dem Herzoge von Braunschweig 2 schöne Reitpferde.

Dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, welcher immer mein Freund war, eine Tabatiere mit Brillanten.

Der Herzogin von Würtemberg 20,000 Thaler; dem Herzoge, ihrem Gemahl, meinen Brillantring.

Der Landgräfin von Cassel 10,000 Thaler.

Ich empfehle Ihnen, mein bester Neveu, mein braves Militair, meine würdigen Armeen, meine alten Offiziere, vornehmlich diejenigen, die ich um mich gehabt habe. Mein ganzes Haus und meine Domestiken, behalten Sie selbige in Ihren Diensten, und wenn sie alt werden, behalten Sie sie in Dienst oder geben Ihnen Versorgung.

Mein erstes Bataillon Garde, und meine Garde du corps erhalten jeder zwei Thaler, und ein Stabsoffizier eine goldene Medaille, worauf Sie die vornehmsten Begebenheiten des siebenjährigen Krieges werden schlagen lassen, damit sie sich meiner, und des erworbenen Ruhms erinnern mögen.

Die kleinen Vermächtnisse, welche ich gemacht habe, sind nicht aus meinem Tresor, sondern aus meiner Schatulle; Ersterer gehört dem Staat, und Letzteres habe ich gesammelt.

König zu seyn, ist ein bloßer Zufall; vergessen Sie nie, mein lieber Neveu, daß Sie ein Mensch sind.

Ich

Ich hoffe, es werden sich keine Streitigkeiten in meiner Familie ereignen; zum Ruhme ihrer Voreltern möge die Eintracht immer unter ihnen herrschen.

Friedrich.

30. Glückliche und unglückliche Tage.

Der Glaube an glückliche und unglückliche Tage ist so alt, als die Geschichte der Menschheit. Es waren nicht etwa nur einzelne Personen, nicht blos der Pöbel und die niedrigen Volksklassen, welche diesem Glauben huldigten, sondern es fanden sich vielmehr ganze Regierungen, Magistrate und Senate, die solche Tage anerkannten, genehmigten, und die Beobachtung derselben durch besondere Verordnungen zur Pflicht machten.

Plutarch meldet, die Athenienser hätten den zweiten Tag des Junius, um des auf ihn fallenden Streites der Minerva mit dem Neptun willen, eingestellt. Der römische Senat untersagte, dem Zeugniß des Livius zufolge, jegliches Geschäft am achtzehnten Julius, dem Tage der unglücklichen Schlachten an der Cremera und Allia. Numa hatte gewisse glückliche und erlaubte, und hingegen andere unglückliche und verbotene Tage festgesetzt. Die drei Worte, welche der Prätor in Rom an verbotenen Tagen nicht aussprechen durfte, waren: do, dico, addico; erlaubte Tage waren die, an welchen Gerichtsverhandlungen statt finden durften. Das Buch, worin diese Tage verzeichnet waren, lag in Verwahrung der Oberpriester, denen späterhin die Vollmacht zugetheilt ward, nach Gutbefinden hinzu- oder hinwegzuthun. Der fünfzehnte März, sonst ein Festtag, wurde ein unglückbringender Tag, und der Tag

des

des Vatermordes genannt, nachdem die Rächer von Cäsars Tod Roms Herrschaft an sich gebracht hatten.

An allen Unglückstagen durften weder Opfer dargebracht, noch Ehen geschlossen, Gastmahle gegeben, noch Spiele gehalten werden. Die Gerichtssäle blieben verschlossen, alle Geschäfte wurden verschoben, Magistratspersonen und Heerführer durften im Staatsdienste nichts unternehmen. Wer durch Unvorsichtigkeit dieß Gebot übertrat, mußte ein Versöhnungsopfer bringen, und eine Buße zahlen. Der Oberpriester Scävola war ein solcher Rigorist, daß er dafür hielt, es möge durch kein Söhnopfer der Fehler desjenigen ausgetilgt werden, welcher wissentlich die Vorschriften über unglückbringende Tage übertreten hätte. Es gab eigene Leute, die ihren Broderwerb dabei fanden, das Volk über das Verhältniß glücklicher und unglücklicher Tage zu belehren. Hochzeiten, im Maimonat gefeiert, wurden für unglücklich gehalten. Astruc meldet in seiner Naturgeschichte der Provinz Languedoc, noch jetzt habe sich unter dem Volke von Nieder-Languedoc die abergläubische Sitte erhalten, im Maimonat kein Ehebündniß zu vollziehen.

Als glückliche Tage waren diejenigen ausgezeichnet, an welchen ein sehr glückliches Ereigniß vorgefallen war. Solche Tage wurden mit allerlei Lustbarkeiten gefeiert. Dahin gehörten die Tage der Stiftung Roms, der Aufhebung von Porsenna's Belagerung, die Tage der Adoption der Cäsarn und andere mehr.

Der Glaube an glückliche und unglückliche Tage wird auch bei völlig wilden und barbarischen Völkern angetroffen. Le Vayer erzählt, die Weiber auf der St. Lorenz-Insel setzen diejenigen Kin-

der

der aus, welche sie am Dienstag, Donnerstag oder Samstag gebären.

Als Valentinian zum Kaiser gewählt wurde, wollte er sich am vier und zwanzigsten Februar eines Schaltjahrs nicht öffentlich zeigen, weil die Römer an diesem Tage Unglück erlitten hatten. Der Kaiser Karl der Fünfte hingegen war überzeugt, oder wollte wenigstens Andere bereden, es sey dieser nemliche vier und zwanzigste Februar für ihn ein Tag des Glücks, des Siegs und jeglicher Art von Wohlfahrt.

Cornelius Nepos bemerkt im Leben des Timoleon, dieser griechische Feldherr habe seine wichtigsten Siege an seinem Geburtstage erfochten.

Für den türkischen Sultan Soliman den Zweiten war der neun und zwanzigste August ein überaus glücklicher Tag. Er erfocht an diesem Tage den großen Sieg bei Mohacz in Ungarn, eroberte die Stadt Belgrad, die Insel Rhodus und die Stadt Buda.

Der französische König Heinrich der Dritte hielt den Tag des Pfingstfestes für seinen Glückstag, und Baco meldete in seinem Leben Heinrichs des Siebenten, dieser englische Monarch habe eine besondere Vorliebe für den Samstag zu Tage gelegt.

Wie es in allen Jahrhunderten und unter allen Völkern Gaukler und Betrüger gab, die aus Gewinnsucht den Aberglauben beförderten, so gab es auch immer kluge und redliche Männer, die sich über die Vorurtheile ihrer Zeit erhoben. Dem Könige Alexander von Macedonien wurde einst vorgestellt, die macedonischen Fürsten hätten ihre Heere niemals in dem Unglück bringenden Monat Junius ausrücken lassen. Dieser philosophische Herrscher, der Zögling des Aristoteles, erwiederte hierauf: „Gut, so darf

man

man dem Monat einen andern Namen geben, und ihn den zweiten Maimonat heissen."

Der römische Feldherr Lukullus wurde von seinen Hauptleuten gewarnt, am sechsten October ein Treffen zu liefern, weil an diesem Tage das römische Kriegsheer durch die Cimbern eine Niederlage erlitten hatte, und dieser Tag daher zu den unglücklichen gezählt wurde. „Gut, erwiederte Lukullus, wir wollen des Tages Schicksal ändern, und ihn durch unsern Sieg in die Reihe der glücklichen übertragen." Wirklich ward auch an diesem Tage der König von Armenien, Tigranes, geschlagen.

Ein staatskluger Mann gebraucht das für und wieder, um seinen Zweck zu erreichen. Ein Heerführer muntert seine Truppen auf durch die Vorstellung, daß die Feinde an diesem Tage oder auf diesem Schlachtfelde, schon geschlagen worden seyen. Mit derselben Gewandtheit ermahnt der feindliche Heerführer seine Truppen, die Schande dieses Tages zu rächen. Die Geschichte der neuesten Zeit giebt davon viele Beispiele.

31. Allerlei von Eiern.

Die Römer begannen jede Mahlzeit mit einer Tracht Eier, und endigten mit dem Dessert. Das Ei war bei den Alten als das Grundprincip aller Dinge betrachtet.

Die Perser feiern noch heut zu Tage das Neujahr dadurch, daß sie sich mit gefärbten Eiern beschenken. Da der erste Tag des Jahres bei diesem Volke in die Mitte März fällt, so hat man mit Unrecht daraus geschlossen, daß die Sitte unserer Ostereier von ihnen auf uns gekommen sey. Uebrigens war die Enthaltsamkeit in der Fastenzeit so

groß,

groß, daß man sich auch des Genusses der Eier enthielt. Daher rührte auch der Gebrauch, daß man am Ostersonntage eine große Menge Eier einweihen ließ, um sie am andern Morgen Freunden und Bekannten zu schenken.

Unter einigen französischen Königen trug man nach der großen Messe am ersten Osterfeiertage Pyramiden von Eiern, die ganz mit Gold bemalt waren, in das Kabinet des Königs, und Se. Majestät machte dann seinen Hofleuten Geschenke damit. Am russischen Hofe ist diese Sitte noch üblich.

Vor einigen Jahren versprach ein Privatmann, welcher aus Ostindien kam, wo er ein glänzendes Vermögen erworben hatte, einer seiner Verwandten, ihr zum Osterfeste Hühnereier aus Siam zu besorgen. Als der Tag kam, empfing die Dame ein allerliebstes, mit Binsen geflochtenes Körbchen, das völlig einem chinesischen glich, und worin ungefehr vierzig rothe Eier lagen. Sie zerbrach eins, und wie groß war ihr Erstaunen, als sie es mit Perlen angefüllt fand. Die übrigen Eier enthielten Parfüms, Handschuhe, Kostbarkeiten u. dergl. Sämtliche Damen, die bei der Beschenkten zum Besuche waren, baten ihren Anverwandten recht dringend, ihnen ebenfalls Hühnereier aus Siam zu verschaffen.

32. Große Tabackschnupfer.

In Portugal ist der Schnupftaback für alle Stände, für jedes Alte, für beide Geschlechter ein großes Bedürfniß. Einem gemeinen Portugisen kann man keine größere Gefälligkeit erweisen, als wenn man ihm eine Prise Taback giebt. Ein Reisender sah in Lissabon einen Bettler, der immer um Schnupftaback schrie, und ein Bettelweib, das ein

Kind

Kind auf den Armen trug, und demselben Taback in die Nase stopfte. Dem nemlichen Reisenden begegnete auf einer botanischen Exkursion eine wohlgekleidete Frau, die ihn um eine Prise Taback ersuchte, weil sie ihre Dose verloren habe. Als er ihr sagte, daß er nie Taback bei sich führe, so erwiederte sie mit dem Ausdrucke des heftigsten Schmerzens: „Ich bin in Verzweiflung.“ — Welchen großen Werth der Taback in Portugal hat, kann man daraus sehen, daß der König Alfons der Vierte nach der Schlacht bei Ameiral, jedem englischen Soldaten, die so tapfer für ihn gefochten hatten, zwei Pfund Schnupftaback anbieten ließ.

33. Das Narrendorf in Belgien.

Das Dorf Gheel, in der Provinz Antwerpen, hat eine Bevölkerung von etwa siebenhundert Seelen. In diesem Dorfe befindet sich eine so große Menge wahnsinniger Menschen, daß man fast bei jedem Schritte mit einem solchen zusammen trifft. Seit undenklichen Zeiten ist darin keine Aenderung vorgefallen. Aber nicht etwa die Einwohner selbst sind verrückt, es sind vielmehr Personen, die sich bei ihnen befinden, und die fast aus allen Gegenden der Niederlande hieher gesendet werden.

Der Ursprung dieser seltsamen Gewohnheit läßt sich nicht zuverläßig angeben. Wahrscheinlich befand sich in uralten Zeiten zu Gheel ein Irrenhaus, das schon lange eingegangen ist. Nach der Zerstörung oder dem Verfall desselben fuhr man fort, die Kranken zu den Landleuten nach Gheel zu senden, wo sich diese Unglücklichen so wohl befanden, daß man seitdem diesen Gebrauch als das beste Mittel zu ihrer Genesung anerkannt, und fortwährend in An-

wen-

wendung gebracht hat. Sie werden nach ihren Kräften und nach ihrem Alter beschäftiget; aber nie zwingt man sie zu irgend einer Arbeit. Meistens wählen sie selbst ein Geschäft, das ihnen starke Bewegung verursacht, und ihnen daher auch am wohlthätigsten ist. Die Freiheit, in der sie leben, die reine Luft, die sie einathmen, ihre Beschäftigungen, für welche sie eine große Vorliebe gewinnen, und über alles ihre ruhige ungetrübte Lebensart, ordnen nach und nach wieder die Gedanken dieser Unglücklichen, und bringen die geistigen Fähigkeiten wieder in ihr gewöhnliches Geleise, wenn dieselben durch Schläge des Schicksals, Hindernisse, Kummer, Verdruß und andere Ursachen daraus entfernt worden sind.

Brüssel, Antwerpen und viele andere Städte, statt ihre unvermögenden Wahnsinnigen in Spitäler einzusperren, wo sich die Reitzbarkeit und Verwirrung ihres Geistes nur immer vermehrt, schicken sie sämtlich nach Gheel. Die Kranken werden gekleidet, und für jede Person werden neunzig Gulden für Kost und Wohnung bezahlt. Sobald die Kranken in Gheel ankommen, werden sie zuerst in ein Haus neben der Kirche gebracht, wo der Geistliche mit ihnen betet, und ihnen die Tröstungen der Religion ertheilt. Sie werden sodann zu den Landleuten gethan, die, obgleich die Entschädigungssumme nur gering ist, sich doch sehr um sie bewerben und sie mit vieler Sorgfalt pflegen. Diejenigen, welche zu wohlhabenden Familien gehören, werden bei den reichsten Einwohnern eingemiethet. Sie haben, so wie die Uebrigen, eine vollkommene Freiheit, zu thun und zu lassen, was sie wollen. Fast alle bestellen mit ihren Wirthen das Feld, oder überlassen sich der Gärtnerei und häuslichen Geschäften.

Es giebt fast keinen Eigenthümer zu Gheel, der nicht einen oder mehrere Wahnsinnige bei sich hat. Sie scheinen alle lustig und zufrieden zu seyn, und sich sehr wohl zu befinden. Mit ihren Wirthen leben sie auf einem so vertrauten Fuße, als wenn sie zur Familie selbst gehörten. Sie sind gelehrig und bescheiden, und selten findet der Fall statt, daß sich einer stürmisch zeigt. Die Sanftmuth und Zuvorkommenheit, mit welcher sie behandelt werden, wirkt äußerst wohlthätig auf ihr Gemüth, und die lange Gewohnheit der Einwohner, beständig solche Kranke um sich zu sehen, macht, daß sie eine ganz eigene Manier haben, mit ihnen umzugehen. Es giebt Wahnsinnige, die seit zwanzig Jahren im Dorfe wohnen, und die nie den Wunsch äußern, wieder in ihre vorigen Verhältnisse zurückzukehren, so lieb ist ihnen ihre neue Lebensart und der Umgang mit ihren Wirthen geworden. Die Schonung und Güte, mit welcher die Unglücklichen behandelt werden, die reine Luft, die Zerstreuung und Leibesbewegung, die sie haben, wirkt auf ihr Befinden ungemein wohlthätig. Deswegen werden auch viele in kurzer Zeit wieder hergestellt, ohne daß man bei ihnen irgend eines jener gewaltthätigen Mittel gebraucht, welche meistens ohne den geringsten Erfolg bleiben.

34. Der Gewissens-Wecker.

Der Abbé Delaborde erzählt, daß zu Carthagena in Amerika die Messe wegen der großen Hitze früh um fünf Uhr gelesen werden müsse. Aus eben diesem Grunde werden auch die Processionen in einer nächtlichen Stunde veranstaltet. Er beobachtete eine solche nächtliche Procession, welcher sechshundert Personen beiwohnten. Jede derselben trug eine starke

Wachs-

Wachskerze und eine Geißel, womit sie sich die Schultern zerriß. Die Wallfahrer zogen nach dem Tempel, in welchem der Prediger, ein Dominikaner, seinen Text von den schrecklichen Trompeten genommen hatte, welche die Todten am Ende der Welt aufwecken würden. „Ja, sagte er, ihr werdet sie hören, ihr Sünder! zu einer Zeit, wenn ihr es euch am wenigsten versehet. Vielleicht Morgen! Was sag' ich, Morgen? Vielleicht in diesem Augenblick.“ Zu gleicher Zeit erschallte die große hochgewölbte Kirche von zwölf schmetternden Trompeten, welche er in der Kirche heimlich versteckt hatte. Der Schrecken war allgemein. Einige schlugen sich in das Gesicht; Andere suchten ihr Heil in der Flucht, denn sie glaubten den Höllenschlund schon offen zu sehen. Das Drängen war allgemein. Einige wurden erdrückt, Andere mit Füßen getreten, und Viele von umgestoßenen Stühlen und Bänken beschädiget. Das Geschrei und die Verzweiflung glichen denen einer Stadt, die dem Schwerdt und Feuer eines grausamen Ueberwinders überlassen ist.

35. Wie lange soll man predigen?

In der ältesten christlichen Kirche war es festgesetzt, daß eine Predigt nicht länger als eine Stunde dauern sollte. Als Grund davon führt Gregor von Nazianz an, daß durch das lange Predigen der Geist, wie durch zu viele Speisen der Magen, beladen werde, und ein Licht bei übermäßigem Oel verlösche. Auch sagt der heilige Bernhard: „In einer Stunde kann man leicht so viel lehren, als im ganzen Leben lernen.“ — Durch einen Concilienschluß wurde sogar dem Vorsteher einer Gemeinde verstattet, einen die Zeit überschreitenden Prediger

zu

zu erinnern. Stundenglas und Schlaguhren wurden auch deshalb eingeführt. Durch eine Verordnung des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm, vom Jahr 1715, sollten die Predigten niemals länger als aufs höchste eine Stunde dauern. Durch eine darauf folgende Verordnung vom Jahr 1717 werden die Kirchenvorsteher angewiesen, darauf Acht zu haben, und diejenigen, „so diese Verordnung auf der Kanzel anzapfen, sollen mit eben dergleichen Strafen, als die zu lange predigen, belegt werden." Durch neuere Anordnungen war das Maaß der Predigten auf eine halbe Stunde herabgesetzt.

36. Das Steckenpferd.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hielt zu Merseburg ein Herzog von Sachsen Hof, dessen Steckenpferd — die Violinen waren. „Der Herzog führte mich, erzählte der Baron Pöllnitz in seinen Memoiren, in einen Saal, der mit Bässen tapeziert war, wie ein Zeughaus mit Helmen und Harnischen. In der Mitte dieses Saales stand insbesondere eines jener Instrumente, welches sich vor den übrigen allen durch seine Größe auszeichnete; denn es reichte bis an die Decke. Man stieg mittelst einer Treppe daran hinauf, wenn gespielt werden sollte. Der Herzog machte mich auf diesen Giganten unter den Bässen aufmerksam, und freute sich sehr, als er mein Staunen wahrnahm. Er wurde so aufgeräumt, daß er auf einem der Bässe, welchen er seine Favorite nannte, sich vor mir hören ließ. „Jeder hat sein Steckenpferd, raunte mir nachher ein Kammerdiener in's Ohr; der Eine liebt Pracht, der andere Soldaten, der Dritte hübsche Frauen, mein gnädigster Herr aber die Baßgeigen.

Wer

Wer ein Amt oder sonst eine Gunst sucht, wird am sichersten dazu gelangen, wenn er diesen Saal mit einem neuen ausgezeichneten Stück vermehrt. Jener ungeheure Baß dort ist unserm guten Herrn durch einen Mann verehrt worden, der geheimer Rath zu werden wünschte, und er hat diesen Titel auch wirklich davon getragen, und würde, wenn er auch andere Wünsche gehabt hätte, sie gleichfalls erfüllt gesehen haben."

37. Das asiatische Krankenhaus.

Ein Krankenhaus für Thiere, die an körperlichen Gebrechen leiden, würde man wahrscheinlich in dem ganzen civilisirten Europa vergebens suchen. Dagegen findet man ein solches in dem halbwilden Asien, und zwar in der Stadt Surate auf der Küste von Malabar. Der erste Bramine in der Stadt führt die Aufsicht darüber, und es hat jährlich an neun tausend Gulden Einkünfte. Das Gebäude nimmt mit den Höfen vierhundert Quadratruthen ein, und es leben Thiere aller Art darin. Unter andern wurde eine Landschildkröte von drittehalb Fuß Länge und anderthalb Fuß Höhe über siebenzig Jahre darin verpflegt. Das merkwürdigste Zimmer ist wohl das für Flöhe, Wanzen u. dergl. Wer krankes Vieh hat, bringt es hieher, und manche fromme Hinduer kaufen auch solchen Leuten, die ihr altes Vieh schlecht behandeln, dasselbe ab, um ihm hier ein ruhiges Lebensende zu bereiten.

38. Die Höllenbrücke.

In den Hochlanden Schottlands, in der Nähe von Bendearg, befindet sich ein Engpaß zwischen den

den Gebirgen, welcher, wenn man ihn in einiger Entfernung sieht, das Ansehen einer unermeßlichen künstlichen, über einen fürchterlichen Abgrund geworfenen Brücke hat. Kommt man ihm aber nahe, so entdeckt man, daß es blos eine von der Natur geformte Mauer ist, die aus großen, rauhen, auf einander gehäuften Felsenstücken besteht; gleichsam als habe der Werkmeister sie in einer scherzhaften Riesenlaune erbaut. Ihre Seiten sind an einigen Stellen mit Bäumen von beträchtlichem Umfang bedeckt, und der schwindelfreie Wanderer kann, wenn er in die Tiefe sieht, den Horst der Raubvögel unter seinen Füßen erblicken. Der Fußpfad über diese natürliche Brücke ist so schmal, daß kaum ein Mensch auf demselben zu wandeln vermag; auch würde kein Anderer, als ein Eingeborner, den gefährlichen Weg betreten wollen; ob er gleich drei Meilen näher zum Ziele führt, demnach trägt es sich zuweilen zu, daß zwei Reisende auf einander stoßen, weil die Krümmung, welche der Weg macht, sie verhindert, einander früher zu sehen. Ist dieses nun der Fall, so legt sich der Eine auf den Boden nieder und der Andere kriecht über ihn hinweg.

Als nun eines Tages ein Hochländer über diese Brücke wandelte und den höchsten Punkt derselben erreicht hatte, sahe er, daß sich ihm ein anderer Bergschotte langsam nähere, und da er einer der Angesehensten seines Clans war, so rief er den ihm Entgegenkommenden gebieterisch zu, sich niederzulegen. Der Mann achtete jedoch nicht auf diesen Befehl, und beide stießen auf der Höhe der Brücke auf einander. Sie hießen Caire und Bendearg und gehörten zu zwei feindselig gegen einander gesinnten Geschlechtern. „Ich war der erste auf dem Gipfel und rief zuerst aus, sagte Bendearg, lege dich also nie-

nieder, damit ich ruhig über dich fortschreiten kann.“ — „Wenn ein Grant sich vor einem M'Pherson niederwerfen soll, entgegnete der Andere, so muß zuvor das Schwerdt durch seinen Körper gedrungen seyn.“ — „So kehre um, sagte Bendearg, und gehe zurück wie du kamst.“ — „Kehre selbst um, wenn es dir beliebt, erwiderte Grant. Ich will nicht der erste meines Stammes seyn, der einem M'Pherson den Rücken kehrt.“ Hierauf warfen sie ihre Mützen über den Abgrund, und näherten sich einander mit langsamen, vorsichtigen Schritten; beide waren unbewaffnet. Ihre Glieder ausreckend, wie Männer, die sich auf einen verzweifelten Kampf gefaßt machen, zu thun pflegen, wurzelten sie ihre Füße fest in den Boden, bissen die Lippen aufeinander, blickten sich mit feurigrollenden Augen an und bereiteten sich zum Angriff. Beide faßten einander im nämlichen Augenblick; da sie aber von gleicher Stärke waren, so vermochte, eine Weile hindurch, keiner den Andern von seiner Stelle zu drängen.

Gleich aus dem Felsen gehauenen Bildsäulen standen sie auf dem Gebirge eingewurzelt, mit verhaltenem Athem und bis zum Zerspringen angespannten Sehnen. Endlich zog M'Pherson plötzlich seinen rechten Fuß zurück, um sich größere Hülfe zu geben, bog seinen Oberleib vorwärts und drückte seinen Gegner mit aller Macht nieder, so daß beide über den Rand des Felsens hinab hingen und in den fürchterlichen Abgrund hinunterblickten.

Noch war der Ausgang des Kampfes zweifelhaft, denn Grant hatte seinen Fuß fest in eine Spalte des Rands eingerammt und hatte eben so viel Gewalt über seinen Feind, als dieser über ihn. Aber in diesem Augenblick ließ M'Pherson sich langsam und fest auf ein Knie nieder, und wäh-

rend Grant plötzlich zurückfuhr und sich bückte, um den gewährten Vortheil zu benutzen, schnellte sein Feind ihn über seinen Kopf in den Abgrund. M'Pherson fiel selber rückwärts, sein Körper hing zum Theil über den Rand der Brücke, ein Felsenstück brach unter ihm los und er sank tiefer hinab, bis er, mit der Kraft der Verzweiflung, den festen Felsen über sich packte und dadurch wieder zum Aufrechtstehen kam. —

Eine Todtenstille erfolgte. — M'Phersons kühnes Herz fühlte sich krank und schwach. Endlich, als ob ein geheimnißvolles Gefühl ihn dazu zwänge, blickte er über den Rand des Abgrundes hinunter. Grant hatte mit krampfhafter Todesangst die Spitze eines Felsenstücks ergriffen; — sein Feind war beinahe in seinem Bereiche. Sein Antlitz war aufwärts gekehrt und drückte Grausen und Verzweiflung aus, — aber er hing da, ohne ein Wort zu sprechen, oder ein Angstgeschrei auszustoßen. Im nächsten Moment verlor er seinen Haltungspunkt, fiel hinab, und verspritzte sein Gehirn vor den Augen seines Erbfeindes. Der zertrümmerte Körper verschwand zwischen den Bäumen, und sein letzter, schwerer Fall klang hohl aus der Tiefe herauf. M'Person kehrte als ein veränderter Mensch zurück. Er kaufte eine Stelle in der Armee und fiel in einem Gefechte auf der spanischen Halbinsel. Der gaelische Name der Stelle, auf welcher dieses Trauerspiel aufgeführt wurde, bedeutet Höllenbrücke.

39. Ein wanderndes Haus.

Zu New-York mußte im Jahre 1823, um einer Straße ein regelmäßiges Ansehen zu geben, ein Haus

Haus entweder eingerissen, oder durch mechanische Mittel um ein und zwanzig und einen halben Fuß zurück gerückt werden. Der Architekt Simon Brown, welcher sich schon früher in der Kunst, selbst aus Backsteinen erbaute Häuser ihren ursprünglichen Standpunkt verändern zu lassen, bewährt hatte, unternahm die bedeutende Translokation, und die Sache ging so vortrefflich von statten, daß das ganze große, aus Backsteinen erbaute Gebäude, dessen Gewicht nach der Berechnung ungefähr sieben tausend Centner betrug, innerhalb zwei Tagen, durch eine wohlangebrachte Maschinerie, ohne den geringsten Schaden zu leiden, um den bemerkten Raum zurückgeschoben wurde. Fenster, Thüren, Rauchfänge, alles blieb im besten Stande, und man war des guten Gelingens des Unternehmens so gewiß, daß der Eigenthümer des wandelnden Gebäudes während des Transportes nicht allein selbst im Hause blieb, sondern auch noch einer zahlreichen Gesellschaft von Neugierigen (an hundert und funfzig Personen), die herbeiströmten, das Wunder zu sehen, eine splendide Collation gab. Die Kosten der ganzen Unternehmung betrugen ungefehr den fünften Theil des Werths des Hauses, würden aber nicht so hoch gestiegen seyn, wenn man nicht eine besondere Schwierigkeit des Terrains zu überwinden gehabt hätte, vermöge welcher das Gebäude zwei Fuß über seinen Niveau erhoben werden mußte. Die Maschinerie ward durch nicht mehr als neun Menschen in Bewegung gesetzt.

40. Bettelsucht.

In London befinden sich beständig über funfzehntausend Straßenbettler, wovon sich die meisten

 zwischen

zwischen vier und acht, zehn und zwölf Schillinge des Tags erbetteln; ja man hat ein Beispiel, daß einer an einem Tage dreißig Schillinge erhielt. Viele bilden sich in Klubbs, wo des Abends lustig gezecht wird. Die Künste, deren sie sich zur Erregung des Mitleidens bedienen, sind zahllos; ein altes Weib hielt eine Zeitlang eine eigene Schule, worin sie die Kinder in der Kunst zu betteln unterrichtete. Eine Menge Kinder werden in gewissen Häusern für einen Tag an die Bettler ausgeliehen, und man hat Beispiele, wo zwei Schillinge und sechs Pfennige des Tags für die Anleihe eines Kindes bezahlt wurden. Eine Frau saß zehn Jahre an derselben Stelle mit Zwillingen, welche nie älter wurden. Nebst den Straßenbettlern giebt es einige Tausend andere, welche mit Bettelbriefen in die Häuser gehen. Mehrere Personen ernähren sich blos durch die Abfassung solcher Briefe. Alle Mittel, welche die bestehenden Gesetze darbieten, sind bis jetzt fruchtlos geblieben, um die Stadt von dieser Plage zu befreien. Kaum ist ein Bettler in sein Kirchspiel gebracht worden, so kehrt er schon wieder zurück, kaum verläßt er das Zuchthaus, worin er als Landstreicher eingekerkert gewesen war (die Gefängnißstrafe darf nicht über einen Monat dauern), so fängt er wieder zu betteln an. So saß ein Weib neun und dreißig mal in einem Gefängniß, jedesmal eine Woche, vierzehn Tage, einen Monat lang, ohne an Besserung zu denken.

41. Der Vatermordsrächer.

Eine grönländische Geschichte.

Der dänische Missionar Saabye, von mütterlicher Seite ein Abkömmling des berühmten Hans Egede, hielt sich seit dem Jahre 1770 in Grönland auf, um das Christenthum unter den Einwohnern zu verbreiten. Auf seinen Missionsreisen lernte er einen Grönländer kennen, Namens Kunnuck, einen Mann von etwa dreissig Jahren, der viele Empfänglichkeit für religiöse Belehrungen zeigte.

Als Kunnuck ein Knabe von dreizehn Jahren war, wurde sein Vater vor seinen Augen ermordet. Unter den grönländischen Heiden gilt der Grundsatz: „Eines Vaters Ermordung muß gerächt werden, geschehe es auch wann es wolle.“ Diesem Grundsatz gemäß, war auch Kunnuck, als er heranwuchs, auf Mittel und Wege bedacht, die Blutrache mit eigener Hand zu vollziehen. Die gewünschte Gelegenheit hatte sich aber noch nicht gefunden, als Saabye anfing, ihn im Christenthume zu unterrichten. Kunnuck zeigte das größte Verlangen nach der christlichen Taufe, aber eben so lebhaft wünschte er auch, an dem Mörder seines Vaters Blutrache zu nehmen. Das letztere war seinem Lehrer nicht unbekannt, aber mit ächter Lehrweisheit suchte er einen günstigen Zeitpunkt zu benutzen, um den Vorsatz der Selbstrache und des Mordes aus der Seele des sonst wohlgesinnten Kunnuck zu bringen. Die Gelegenheit dazu fand sich, als einst zwischen beiden sich folgendes Gespräch entspann.

Kunnuck. Willst du mich taufen? Du weißt, daß ich folgsam bin. Ich kenne Gott, und meine Frau sowohl, als ich, wünschen Gläubige zu werden.

Saabye. Ja, du kennst Gott; du weißt, daß er gütig ist, daß er dich liebt und dich glückseelig machen will; aber er will auch, daß du ihm gehorsam seyest.

Kun. Ich liebe ihn, und will ihm gehorsam seyn.

Saab. Wenn du ihm gehorchen willst, so darfst du keinen Menschen ermorden. Du weißt, er sagt: Du sollst nicht tödten.

Kun. (stutzt und schweigt).

Saab. Höre, lieber Kunnuck, ich weiß, daß du die Absicht hast, mit deinen Verwandten Dich an deines Vaters Mörder zu rächen; aber das darfst du nicht, wenn du anders ein Glaubiger werden willst.

Kun. (gerührt) Aber er tödtete meinen Vater! ich sahe es, ich konnte nicht helfen; jetzt muß ich ihm seine böse That vergelten.

Saab. Du betrübst mich.

Kun. Warum?

Saab. Weil du morden willst.

Kun. Nur ihn, der zu sterben verdient.

Saab. Aber der große Herr des Himmels sagt ja: Du sollst nicht.

Kun. Ich will auch nicht — — nur ihn!

Saab. Aber auch ihn darfst du nicht tödten. Hast du schon vergessen, wie oft du im vorigen Winter sein Gebot hörtest: Rächet euch selbst nicht?

Kun. Soll also der Böse todt schlagen u. doch frei ausgehen?

Saab. Nein, das soll er nicht; Gott wird ihn strafen.

Kun. Wann?

Saab. Vielleicht in dieser Welt; gewiß aber an dem Tage, wo er jedem nach seinen Thaten vergelten wird.

Kun. Das kann lange währen; meine Landsleute und Verwandte werden mich verachten, wenn mein Vater ungerächt bleibt.

Saab. Kenntest du Gottes Willen nicht, so müßte ich dich thun lassen, was dein Herz dich heißt; ich müßte dazu schweigen, wenn du Böses mit Bösem bezahltest: aber jetzt kann ich nicht schweigen.

Kun. Das ist beschwerlich. Was soll ich denn thun?

Saab. Du sollst ihn nicht tödten; du sollst ihm selbst verzeihen.

Kun. Verzeihen? Ihm? Eure Lehre ist sehr beschwerlich!

Saab. Das ist nicht unsere, sondern Jesu Lehre.

Kun. (seufzt und schweigt).

Saab. Vielleicht war dein Vater auch nicht ohne Schuld? Vielleicht hatte er vorher einen Menschen getödtet, und verdiente zu sterben.

Kun. Dies weiß ich nicht; aber — so verdient ja auch sein Mörder zu sterben?

Saab. Ja, tödte ihn, aber bleib auch ein Unglaubiger, und erwarte, daß Eins seiner Kinder auch dich oder die Deinigen ermordet.

Kun. Prediger! Du bist nicht mehr liebenswürdig; du redest harte Worte.

Saab. Kunnuck, ich liebe dich, und will deshalb nicht, daß du gegen den Gott sündigest, welcher dich seinen Willen hat wissen lassen, und deinem Gegner selbst widerfahren lassen wird, was Recht ist.

Kun. Warte denn, ich will darüber mit meiner Familie sprechen.

Saabye setzte inzwischen den Religionsunterricht bei ihm und seiner Familie fort und suchte,

ohne

ohne der vorhabenden Blutrache ausdrückliche Erwähnung zu thun, aller Herzen zu sanften Gefühlen und zur Versöhnung zu stimmen. Bald kam Kunnuck zu ihm: Miene, Antlitz, Alles verrieth einen heftigen Kampf, sowohl von Seiten seines Herzens, als seiner Freunde.

Saab. Du bist nicht froh, sag mir: was liegt dir auf dem Herzen?

Kun. Ich will und — will nicht; ich höre und — höre nicht; — so ist mir nie zu Muthe gewesen!

Saab. Was willst du, und was nicht?

Kun. Ich will ihm vergeben und nicht vergeben; ich habe kein Ohr, wenn sie mich zur Rache reitzen, und habe doch ein Ohr.

Saab. Wenn du ihm nicht verzeihen willst, wenn du mit Beifall die hörst, die dich reitzen, so redet dein unglaubiges Herz, welches Rache sucht. Aber wenn du verzeihen willst, wenn du jenen Rathgebern nicht folgest, so redet der bessere Theil in dir, Gott redet zu deinem Herzen. Was willst du nun thun?

Kun. Ich war so bewegt, da du mir neulich zuredetest; damals wollte mein Herz gehorchen. (Saabye erinnerte ihn an Jesu Leiden, an sein Gebet für seine Mörder 2c.)

Kun. Das war rühmlich, aber (mit nassen Augen) er war auch besser als wir.

Saab. Ja, unendlich besser; aber er will doch, daß wir ihm hierin gleichen sollen u. s. w. (Als ein Beispiel der Möglichkeit, daß auch gewöhnliche Menschen für ihre Mörder beten können, las ihm Saabye das Lebensende des Stephanus aus Apost. Gesch. Kap. 7 vor).

Kun. (sich die Augen abtrocknend). Die bösen Menschen!

Menschen! Er ist glücklich, er ist gewiß bei Gott im Himmel.

Saab. Ja, da ist er; und du und ich und jeder, der wie er handelt, wird auch dahin komen.

Kun. Geliebter Prediger, mein Herz ist so gerührt; ich will; aber laß mir noch ein wenig Zeit; wenn ich erst alles in mir zur Ruhe gebracht habe und ganz umgeändert worden bin, so komme ich wieder.

Saab. Geh' und bitte Gott, in deinem Vorsatze dich zu stärken: auch ich will für dich bitten.

Nach einiger Zeit erschien Kunnuck mit heiterer Miene und den Worten: „Nun bin ich glücklich, ich hasse nicht mehr; ich habe vergeben".

Saab. Fühlest du dich dadurch wirklich glücklich?

Kun. Ja, mein Herz ist so ruhig.

Saab. Du freust mich innig; aber darf ich dir trauen? Dein Herz, deine Verwandte werden dich wieder reitzen?

Kun. Ich weiß nicht, ob dieß geschieht, aber ich habe überwunden und du darfst mir trauen.

Saab. Es wäre traurig, wenn du nach erhaltener Taufe diesen Mord noch begehen könntest.

Kun. Du bist so mißtrauisch, Prediger.

Saab. Du würdest dann noch strafbarer seyn, als wenn du Gott nicht kenntest und ihm Gehorsam versprochen hättest.

Kun. Ich war so froh; aber nun betrübst du mich mit deinen Worten.

Saab. Ich will dich nicht betrüben, nur prüfen, ob du dein Versprechen halten kannst. Baue nicht zu fest auf dein Herz.

Kun. Mein böses Herz soll schweigen.

Auf die Frage, was jene Veränderung bei ihm

bewirkt

bewirkt habe, erwiederte Kunnuck: „Das kräftige Wort, welches Jesus mich gelehrt hat, und dem ich folgen will. Nie dachte ich, so gesinnt werden zu können, wie ich nun bin. Merktest du nicht, wie bewegt ich neulich des Abends wurde, als du mir von ihm am Kreutze erzähltest, wie er für seine Mörder betete: Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. Da gelobte ich mir selbst, ich Unwürdiger, daß ich auch vergeben wollte; und ich habe nun vergeben. Nun hältst du mich doch würdig, getauft zu werden, mit meiner lieben Frau, welche nicht gehaßt hat, und die mit mir verlanget, eine Glaubige zu werden?

Saab. Ja, lieber Kunnuck, ich will in Gottes Namen dich und deine Frau taufen; aber danke Gott, der dir Gelegenheit gab, ihn und seinen Willen kennen zu lernen, und vergiß nicht, daß du dich durch die Taufe verpflichtest, auf ihn zu trauen, ihn zu lieben, seine Gebote zu halten, also dem Bösen zu entsagen, und stets besser zu werden.

Kun. Ich weiß das, Prediger; Gott sieht mein Herz und er wird mich stärken, daß ich ihm treu bleibe.

Froh und mit Dank zu Gott verließ er den Prediger. Nach vierzehn Tagen wurde die Taufe an ihm und mehrern andern feierlich vollzogen. Freimüthig und gefühlvoll beantwortete er die ihm vorgelegten Fragen. Thränen flossen ihm beim Taufact über die Wangen. Gerührt sprach er zuletzt: „Dank, guter Prediger, ich bin glücklich.“ Dann wendete er sich noch zur Gemeinde, von welcher mehrere Glieder, gegen die sonstige Gewohnheit, ihn küßten, und sprach: „Nehmet mich nun als einen Glaubigen an; wir wollen einander lieben.“ Alle antworteten: „Ja.“

Wenige

Wenige Tage später ließ Kunnuck, der nun Niels hieß, seinem Feinde sagen: „Ich bin ein Glaubiger geworden, und du hast nichts Böses von mir zu befürchten.“ Dieser besuchte ihn, wurde von ihm mit den Worten empfangen: „Es ist vergessen!“ auf das beste bewirthet und im Frieden entlassen. Auch er besuchte ihn, wurde bewirthet, und verließ spät seinen vorigen Feind. Doch merkte Niels beim Nachhausefahren, daß sein Boot Wasser ziehe. Er eilte an das Land und entdeckte, daß ein Loch in das Boot geschnitten war. Dies erzählte er dem Prediger nachher lächelnd und sagte: „Ihm ist doch noch bange, und er hat dieß ohne Zweifel thun lassen; aber ich werde ihm nicht schaden.“

Niels blieb seinem Versprechen stets getreu. Noch zehn Jahre nach Saabyes Rückkehr in das Vaterland erhielt er einen Gruß von ihm, mit der Versicherung, daß er Gott und seinen Gelübden treu bleibe.

42. Lesefrüchte.

1. Wie sehr selbst unter den hohen Ständen der Hang zum Trinken zur Zeit Karls des Großen herrschend war, beweisen dessen Verordnungen dagegen. So verordnete er: „Kein Graf sollte betrunken zu Gericht sitzen, keiner sollte den andern zum Trunke zwingen, und man sollte keine Brüderschaften (deren Hauptzweck das Zutrinken war) unter seinem, seiner Söhne oder eines Heiligen Namen errichten.

2. Ein getaufter Jude bot dem Könige Alfons dem Fünften von Aragonien und Sizilien eine halberhabene Arbeit in Gold, den heiligen Johannes vorstellend, für fünfhundert Dukaten an. „Bist du toll, rief der König, daß du für den Schü-

ler

ler so viel foderst, da der Meister nur dreißig Silberlinge gekostet hat.

3. Unbeständig in der Religion waren unter andern zwei berühmte Gelehrte, der Philolog Justus Lipsius und der Rechtsgelehrte Franz Balduin. Jener war anfangs Papist, hernach gab er sich in Jena für einen Lutheraner aus, zu Leiden aber für einen Reformirten, und zuletzt wurde er wieder Papist. Balduin starb 1573, nachdem er einmal die lutherische, dreimal die reformirte, und viermal die katholische Religion angenommen hatte. Beide waren Niederländer, jener zu Isca unweit Brüssel, dieser zu Arras geboren.

4. Bei dem Könige Heinrich dem Vierten von Frankreich hat man eine eigene Bemerkung über die Zahl 14 gemacht. Er wurde geboren 14 Jahrhunderte, 14 Jahre und 14 Dekaden nach Christi Geburt. Er kam zur Welt den 14 December und starb 14 May. Er hatte gelebt viermal 14 Jahre, viermal 14 Tage und 14 Wochen. Man hat 14 Briefe von ihm, Heinrich von Bourbon unterschrieben.

5. Die Königin Christine von Schweden war bekanntlich die größte Freundin der Gelehrsamkeit und der Gelehrten. Als Salmasius von ihr zurückreisete, überhäufte sie ihn mit Ehrenbezeugungen und Geschenken für sich und seine Frau, Casaubons übellaunige Tochter. Sie setzte ihm einen Jahrgehalt von viertausend Livres aus, und ließ ihn in einer Kutsche mit Sechsen, von der gehörigen Dienerschaft begleitet, auf ihre Kosten nach Holland heimreisen.

6. König Ludwig der Eilfte von Frankreich lag sehr krank darnieder, und ließ ein Kirchengebet aufsetzen, worin man Gott um Wiederherstellung seiner Ge-

Gesundheit anrief. Der Verfasser gedachte zugleich des Heils der Seele. „Streiche das weg, sagte der König, wir müssen nicht so viel auf einmal bitten."

7. Kurz zuvor, ehe die Kaiserin Maria Theresia ihren Geist aufgab, lag sie in einer Art von Fühllosigkeit, mit geschlossenen Augen. Eine von den Frauen, die an ihrem Sterbebette standen, gab auf eine Anfrage über das Befinden der Kranken die Antwort: „Ihre Majestät scheinen zu schlafen." — „Nein, sagte darauf die Kaiserin, ich könnte wohl schlafen, wenn ich wollte; aber ich fühle mein Stündlein kommen, und es soll mich nicht im Schlafe überfallen."

8. Vor Zeiten, lehrt die Geschichte, lieh einmal ein portugisischer Fürst, der in Indien Krieg führte, von drei reichen Kapitalisten sechs Millionen gegen Verpfändung seines Knebelbartes, den er abschnitt und den Leihern zur Verwahrung übergab. — Es wäre dieß Anleihe-System, meint ein französischer Journalist, keine üble Nachahmung für Völker jetziger Zeit, welche Knebelbärte und kein Geld haben.

9. Pabst Julius der Zweite zog, wie er sagte, das Schwerdt des heiligen Petrus wider die Franzosen. Seine Freunde riethen ihm vergebens ab. „Sprach nicht, hub einer von ihnen an, unser Heiland zum Petrus: Stecke dein Schwerdt in die Scheide?" — „Wohl, entgegnete der Pabst, aber des Malchus Ohr war erst abgehauen."

10. In der Küchenrechnung des Hofes Kaisers Karls des Fünften standen aufgeführt für Petersilie 4000 Gulden. In der Kellerrechnung: Der verwittweten Kaiserin Amalie Wilhelmine zum Schlaftrunk alle Abende zwölf Maas ungarischen Wein.

Für

Für den Papagey des Kaisers, um solchem das Brod einzuweichen, zwei Flaschen Tokaier; zum Bade fünfzehn Eimer Wein. Die Falknerei allein kostete jährlich vierzig tausend Thaler.

11. Khevenhiller erzählt in seinen Annalen: „Den 15 Jul. 1624 ist zu Neiße ein Jude, Manasses, um daß er mit falschen Münzen interessirt, unter sich an die Füße, mit zwei Hunden aufgehenkt worden. Als er nun etliche Stunden gehangen und von den Hunden ziemlich zerbissen worden, hat er gegen Abend ein Christ zu werden gebeten. Darauf bald die Jesuiten sich seiner angenommen und so viel bei der Obrigkeit erhalten, daß man ihn wieder herabgenommen, in das Gefängniß geführt, gelabt und nach der Hand getauft."

12. Wenn Albertus Magnus in seinem hohen Alter gefragt ward, pflegte er zu antworten: „Fragt Albertum in seinen Büchern."

13. Machiavelli erzählt, daß in den Schlachten von Argliari und Castracaro nur ein einziger Mensch umkam, der überritten wurde. Die Schlachten mögen also damals unblutiger, oder die Bulletins noch lügenhafter gewesen seyn als in unsern Tagen.

14. Schon im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts war auf der Universität zu Krakau ein Professor der Musik angestellt, der Sebastian von Felstin hieß. Die Stelle ging wieder ein, und erst in neuern Zeiten folgte Forkel zu Göttingen.

15. Selbst der Papst Johannes der Zweiundzwanzigste gab sich mit Goldmacherei ab und schrieb ein Buch über diese brodlose Kunst, das 1557 ins Französische übersetzt wurde.

16. Lukas Kranach malte einmal Doktor Luthers Ehegattin, Katharina, geborne von Bora. Als man die Tafel fertig an die Wand hing, sagte

Luther

Luther: „Ich will einen Mann dazu malen, solche zwei Bilder auf das Concilium nach Mantua schicken, und die heiligen Väter fragen lassen, ob sie lieber haben wollen den Ehestand, oder den Cölibat?"

17. Luther und Melanchthon stritten sich einmal, während der Erstere am Neuen Testamente übersetzte, über eine gewisse Stelle. „Lieber Martin, sagte der ängstliche Melanchthon, es ist mir nur ums Griechische." — „Und mir ums Deutsche," versetzte der rasche Luther.

18. Im Jahre 1688, am dreissigsten März, wurde Casimir Lessinski verurtheilt, verbrannt, jedoch, aus Gnade, zuvor enthauptet zu werden, weil er in einem Privatzirkel äußerte: „Gott sey nicht der Schöpfer des Menschen, sondern der Mensch sey der Schöpfer Gottes."

19. Der durch seine geschichtlichen Werke (Geschichte der Kreutzzüge; Geschichte des Verfalls des deutschen Reichs nach Karls des Großen Zeit ꝛc.) bekannte Jesuit Maimburg, erhöhete, wenn er die Feder ergriff, seine Begeisterung durch die Flasche. Wenn er aber an die Schilderung einer Schlacht kam, stach er, statt einer, zwei Flaschen aus: „denn sonst, sagte er, laß ich vor Schreck die Feder fallen, wenn des Gemetzel angeht."

20. Vor Descartes Bildsäule fragte ein Höfling: „Wer ist da der Descartes?" — „Ein sehr großer Philosoph," war die Antwort. — „Schade um den Marmor!" fiel der Erste ein.

21. Der Dichter Balzac ersuchte seinen Freund Voiture schriftlich um eine Anleihe von vierhundert Louisd'or. Jener zählte dem Diener die Summe sogleich auf, und setzte auf den Empfangschein: „Ich Unterschriebener bekenne hiermit, Herrn Bal-

zac achthundert Louisd'or für das Vergnügen schuldig zu seyn, daß er vierhundert von mir entlehnte."

22. Der Dichter Boileau schmeichelte nie. Ludwig der Vierzehnte legte ihm einst Verse, die er selbst mit Anstrengung und stiller Freude über das Gelingen versucht hatte, zur Beurtheilung vor. „Sire, war Boileaus Antwort, nichts ist Ihrer Majestät unmöglich; Sie wollten schlechte Verse machen, und es ist Ihnen gelungen."

23. Francois Egerton, Herzog von Bridgewater, nahm selten Besuche an, sondern ging immer selbst zu denjenigen, welche ihn zu sprechen wünschten. „Kommen sie zu mir, pflegte er zu sagen, so bleiben sie so lange, als es ihnen beliebt, gehe ich aber zu ihnen, so kann ich gehen, wenn es mir gefällt."

24. Ein Bischof von Exeter hatte ein Armenhaus für 25 alte Weiber bauen lassen, und bat im Gespräch den Lord Mansfield um eine Aufschrift. Dieser schrieb sogleich mit seinem Bleistift nieder: „Unter diesem Dache erhält der Bischof von Exeter 25 Weiber."

25. Der berühmte französische Kanzelredner Flechier las alle spanischen Predigtsammlungen, deren er nur habhaft werden konnte. Als Jemand seine Verwunderung darüber äußerte, sagte er: „Es sind meine Lustigmacher, und ohne sie würden meine Predigten vielleicht nicht so vielen Beifall erhalten haben; ich lerne daraus, wie man nicht predigen muß.

26. Der treffliche spanische Dichter, Luis Ponce de Leon, welcher unter Philipp dem Zweiten lebte, war Lehrer an der Hochschule zu Salamanka. Einiger Aeußerungen und Schriften wegen, ward er vor der Inquisition angeklagt, und schmachtete

fünf

fünf Jahre in ihren Kerkern. Als er endlich seine Freiheit wieder erhalten hatte, u. zum erstenmal wieder seinen Lehrstuhl betrat, hatten sich seine Schüler und Freunde in großer Zahl versammelt, um zu hören, wie er sich in Hinsicht auf diese fünfjährige Unterbrechung seiner Lehrstunden äußern werde. Er aber fing sein Collegium mit den gewöhnlichen Worten wieder an: Heri dicebamus (gestern sagte ich).

27. In einem Kabinette der Bibliothek zu Wolfenbüttel befinden sich 10,000 Manuscripte Unter diesen finden sich Briefe von Luthers, wie von Melanchthons eigener Handschrift. Der Erste schrieb eine krause, schnelle, beinahe unleserliche Hand; der Letzte hatte ruhige, feste, Zeichnungen ähnliche Züge. Man könnte fast die beiden Schriftarten als Andeutungen des innersten Seelenzustandes ansehen.

28. Die älteste französische Uebersetzung der Bibel datirt sich vom Jahr 1535 her, und erschien in Neufchatel von einem Gehülfen Calvins, Robert Peter Olivetam, der ein Jahr nachher in Rom vergiftet wurde, seyn soll. Exemplare davon sind jetzt äußerst selten.

29. Der älteste botanische Garten, der einen Ruf hat, ist der von Heinrich dem Vierten in Montpellier angelegte. Merkwürdig ist er auch noch, weil in ihm Narcissa, die Tochter des Dichters Young ruht, welche in Montpellier starb und als Protestantin freilich in keiner geweihten Erde ruhen durfte.

30. Der älteste deutsche Holzschnitt, den wir noch kennen, und wovon nur ein Exemplar ausfindig gemacht wurde, ist vom Jahr 1423. Er findet sich indessen nicht mehr in Deutschland, sondern in dem Museum des Lords Spencer vor.

31. Das älteste noch übliche Kartenspiel ist das

Piquet. Man hat in Frankreich die Spuren davon bis aufs Jahr 1430 verfolgt.

32. Es giebt, nach dem Berichte Sir George Stauntons, mehr als 160,000 Christen im chinesischen Reiche. 1824 zählte man in der einzigen Provinz Sche-schuen deren 46,287.

33. In London giebt es eine Tabackniederlage, welche ohnstreitig die größte, wenigstens in Europa, ist, denn sie umfaßt einen Flächenraum von sechs Acker Landes.

34. Man rechnet jetzt auf der ganzen Erde 200 Millionen Christen, nemlich 90 Millionen Katholiken, 75 Millionen Protestanten; die übrigen Sekten 35 Millionen. Zieht man aber nun freilich von diesen 200 Millionen alle ab, die blos getauft sind und ein Kreutz machen lernten, d. h. viele Bauern in Rußland, Polen, Ungarn, Spanien, Portugal, Irland, Italien, Griechenland; desgleichen die von katholischen Missionarien belehrten Neger und Indianer, wie viele bleiben dann?

35. Die Turkomannen kaufen ihre Weiber. Die Wittwen, wenn sie noch jung und hübsch sind, werden aber vier-, fünf-, und zehnmal theurer bezahlt, als die Mädchen. Sie meinen, die letztern müssen erst die Wirthschaft erlernen, und jene haben sie schon erlernt. Und sie besinnen sich nicht, für eine junge Wittwe hundert Kameele zu geben, während ein Mädchen oft für fünf und zehn hingegeben wird.

36. Die mehr als stoische Apathie und Indolenz der Türken, die Quelle ihres Fatalismus, d. h. des Glaubens an eine unabänderliche Vorsehung, und der Grund, warum sie gegen die Pest keine Maaßregeln ergreifen, zeigt sich auch in ihrer philosophischen Ansicht der Todesstrafe. Dieselbe ist in der öffentlichen Meinung der Türken nicht im min-

desten entehrend; sie betrachten dieselbe nur als einen lebensverkürzenden Zufall.

37. Nach des Marschalls, Herzogs d'Estrées Tode, fand man noch 32,000 nicht ausgepackte Bücher.

38. Ludwig der Funfzehnte von Frankreich gab zuweilen Feuerwerke, wo dreißig tausend Raketen abgebrannt wurden. Rechnet man, daß das Stück auf eine Krone zu stehen kam, so belief sich die Summe auf vier tausend Louisd'or. Man bedenke, daß das Vergnügen nicht länger als einen Augenblick dauerte, daß das Volk zu eben der Zeit im tiefsten Elend seufzte und kein Brod hatte.

39. Nur zwei Fürsten kennt bisher die Geschichte, welche einen Befehl ausgehen ließen, daß man solchen königlichen Entschließungen, welche wider die Landesgesetze verstoßen würden, keinen Gehorsam leisten soll. Er waren Ludwig der Zwölfte von Frankreich und Friedrich der Zweite von Preußen.

40. Ludwig der Sechzehnte von Frankreich übersetzte als Dauphin Gibbons Geschichte des Verfalls und Unterganges des römischen Reichs in das Französische, und Herr Leclerc de Sevt-Chenes, sein Vorleser, gab den Namen des Verfassers zu dieser Arbeit, als sie im Druck erschien. Ein merkwürdiges Factum. — Schade nur, daß Ludwig aus dem Werke, das er übersetzte, so wenig für sich und sein Reich lernte.

41. Bei Napoleon fand der Doktor Antommarchi, nach dessen Tode, folgende Organe: Den Trieb 1) der Verstellung, 2) der Eroberungssucht, 3) des Wohlwollens, 4) der Einbildungskraft, 5) der Ehr- und Ruhmsucht. — Ferner die intellektuellen Organe: 1) der Individualität, oder Kenntniß der Individuen und der Sachen; 2) der Lokalität

lität und des Maaßes; 3) des Rechnens; 4) der Vergleichung; 5) der Causalität, der Induktion, und der Philosophie.

42. Samuel Bonduy, ein holländischer Jude, starb im Anfange des Jahres 1825 in Amsterdam. Er hat so viel hinterlassen, um sechs Linienschiffe von 74 Kanonen auszurüsten uud zu bewaffnen. Man fand unter andern 44 Fässer mit Geldmünzen von allen Souverainen der Welt. Es bedurfte eines Monats Zeit, um diese verschiedenen Geldgattungen zu sondern, und acht Tage, um sie zu zählen. Der Kapitalist hatte viele Jahre das französische Heer als Lieferant begleitet, und so Europa, Asia, Afrika und Amerika durchzogen. Er war sechs und neunzig Jahre alt, als er starb.

43. In einem Dorfe bei Vienne in Dauphine starb im Jahr 1758 der Pfarrer Robin in einem Alter von 108 Jahren. Er hatte sein Priesteramt 80 Jahre lang bekleidet, und noch zwei Tage vor seinem Ende die Messe gelesen. Alle Bewohner seines Kirchspiels waren von ihm getauft, mit Ausnahme seiner eigenen Dienstmagd, welche, als ihr Herr starb, 104 Jahre alt war.

44. Ein erbärmlicher Schriftsteller hatte gegen Mirabeau geschrieben. Dieser antwortete ihm in den Zeitungen: „Sie haben nichts vergessen, als folgende Zuschrift an mich: Erbarme dich meiner, mache mich lächerlich, damit ich berühmt werde.“

45. Der berühmte Tonkünstler Händel, der Schöpfer des Messias, Judas Makkabäus und zahlreicher anderer Meisterwerke, war ein großer Esser. Kam er in ein unbekanntes Wirthshaus, so bestellte er immer eine Mahlzeit für drei Personen. Wenn nun das Essen nicht bald kam, und er fragte, ob dasselbe noch nicht fertig sey, antwortete man gewöhn-

gewöhnlich, man warte nur noch auf seine Gesellschaft. In diesem Falle pflegte er zu antworten: „Bringen Sie nur immer das Essen, ich bin meine Gesellschaft.“

46. Zu der Zeit, als die Franzosen in dem großen Friedrich nur den Marquis von Brandenburg sahen, griff der französische Gesandte, da der König Spaniol schnupfte, zugleich in die goldene Dose des Monarchen, und holte sich eine Priese. Der König sah ihn verwundert an, warf die Dose zum Fenster hinaus, und ließ den Gesandten stehen — die Dose jedoch wieder heraufholen.

47. Als Napoleon im Jahr 1812 aus Rußland retirirte, sagte ein Witzbold: „Es ist doch eigen, daß Vater und Sohn zu gleicher Zeit das Laufen erlernt haben.“ — Der junge König von Rom fing nemlich damals zuerst an, seine kleinen Füße zu gebrauchen.

48. Als im Jahr 1813 sehr viele Freiwillige nach Deutschland kamen, welche hinten an ihren Röcken vier Knöpfe, und auf jedem derselben ein N hatten; las dieses ein Witzling so: Nur — Nicht — Nach — Norden.

49. Ein anderer meinte bei derselben Gelegenheit: diese unbärtigen Knaben sollen wohl in Deutschland konfirmirt werden.

50. In England saßen die berühmtesten Gelehrten zwanzig Jahre und noch länger im Parlamente, ohne ein Wort zu reden. Man weiß, daß Newton nur einmal im Unterhause sprach, und dies einzige mal nur, um zu begehren, — daß ein zerbrochenes Fenster gemacht werden solle.

51. Fontenelle gab zur Ursache, warum er mit allen Menschen in Frieden lebe, an, weil er sich

zum

zum Grundsatz gemacht habe, zu bekennen: „Alles ist möglich, und Jedermann hat Recht.“

52. Der berühmte Dichter Corneille hatte die gutmüthige Schwachheit, daß er alle Hunde, die er herrenlos auf der Straße fand, sie mochten schön oder häßlich, gesund oder krank seyn (doch nur die kleinen), unter den Mantel nahm und nach Hause trug. Dort suchte er ihnen nun eine gewisse Erziehung zu geben; wenn sie aber nach einiger Zeit nicht gut thun wollten, so nahm sie der Verfasser des Rhadamist wieder unter den Mantel, trug sie zurück an den Ort, wo er sie gefunden hatte, blickte sie noch einmal wehmüthig an, und überließ sie dann wieder ihrem Schicksale.

53. Kurze Zeit nachdem Johnson sein berühmtes englisches Wörterbuch vollendet hatte, machte ihm eine vornehme schöne Brittin ein Kompliment deswegen, daß er darin keine niedrigen und unschicklichen Ausdrücke aufgenommen habe. Ohne sich weiter mit ihr darüber einzulassen, fragte er sie beschämend: „Also haben Sie doch darnach gesucht.“

54. In England werden Hufeisen an die Thürschwellen genagelt. Hierdurch wird zweierlei ausgedrückt: Der Pferdefuß von unten (der Teufel) soll nicht über diese Schwelle kommen; oder: Er ist über die Schwelle hinausgejagt worden und hat den Huf verloren. Auch in einigen deutschen Gegenden herrscht jene Sitte, wahrscheinlich wegen ähnlicher Erbsage.

55. Im Jahr 1234 bestanden die Betten der königlichen Familie in London nur noch aus Stroh.

56. Im Jahr 1540 vereinigten sich die französischen Schöngeister Ronsard, Bellay, Jodelle, Belleau, Baif, Doras und Thiard, und bildeten einen gelehrten oder besser poetischen Verein. Im

Gefühl

Gefühl ihrer Unsterblichkeit gaben sie sich den Namen der Pelejaden. Allein die ächten Pelejaden am Himmel leuchten noch, jene am poetischen Horizonte aber sind erloschen, und kaum kennt der literarische Historiograph ihre Namen noch.

57. Rabelais sagte, man müsse alle schlechte Bücher kaufen, weil sie nicht neu aufgelegt würden.

58. Der gelehrte Cälius Calcagninus von Ferrara, gab seinem Buche, worin er vom Hofleben handelt, den sonderbaren Titel: Von der Geduld.

59. Unter den ehemaligen Erzämtern des heiligen römischen Reichs befand sich auch das eines Erb-Feuerherrn, welches auch das Feuereisenamt hieß. Das Geschäft des damit Beauftragten war, an allen Orten des kaiserlichen Hoflagers auf Feuer und Licht zu sehen, damit der Kaiser deswegen ohne Gefahr seyn könnte.

60. In Ungarn hat die Familie Ravius die merkwürdigsten Beispiele von Lebensdauer gegeben. Johann Ravius, der Vater, lebte 172, seine Frau 164, und beide waren 142 Jahre verheirathet; das jüngste ihrer Kinder war 115 Jahre alt.

61. Wenn Georg der Erste, König von England, von seinem Herrn Schwager, dem König von Preußen, sprach, so sagte er gewöhnlich: „Mein Bruder, der Sergeant.“ Dagegen aber sagte auch Friedrich Wilhelm, wenn er von Georgen sprach, nicht anders als „Mein Bruder, der Komödiant.“

62. Als Suwarow, bei der Rückkehr aus dem Auslande, durch Riga fuhr, wurde er von den Damen an den Fenstern mit Ehrfurchts- und Freudenbezeugungen empfangen. Er warf ihnen mit der einen Hand Küsse zu, mit der andern aber wies er auf sein graues Haupt hin.

63. Als der Kaiser Alexander, nach seinem

Einzuge

Einzuge in Paris 1814 an der berühmten Säule auf dem Platze Vendome, auf der eine Statue Napoleons stand, vorüber kam, äußerte er lächelnd: „Es ist kein Wunder, wenn einem Manne schwindlicht wird, der auf einer solchen Höhe steht.“

64. Als dem Kaiser Jemand sagte: „Ihre Ankunft, Sire, ist in Paris schon längst erwartet und gewünscht worden;“ erwiederte er: „ich würde früher gekommen seyn, wenn mich der französische Muth nicht aufgehalten hätte.“

Achte Abtheilung.

Anekdoten.

1. Wahre Fürstenwürde.

Nach dem Tode des Kaisers Maximilian des Ersten, wurde dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen, die deutsche Kaiserkrone angetragen, um welche sich zugleich Karl der Fünfte von Spanien und der König von Frankreich Franz der Erste, bewarben. Allein Friedrich zeigte sich seines ehrenden Beinamens werth, indem er sie ausschlug. Er glaubte nicht Macht genug zu besitzen, um das deutsche Reich, welches besonders durch die Türken, unter des kühnen Soliman Anführung, bedroht wurde, gehörig beschützen zu können. Aus diesem Grunde schlug er unter den beiden mächtigen Bewerbern den deutschen Fürsten Karl den Fünften zur Wahl vor, weil er selbst aus deutschem Blute sey. Auf des Kurfürsten Empfehlung wurde Karl gewählt. Zur Bezeugung seiner Dankbarkeit sandte nun Karl dem Kurfürsten eine ansehnliche Geldsumme, als Vorläufer mehrerer

Freund-

Freundschaftsbezeugungen; allein es wurde dem, der die deutsche Kaiserkrone ausgeschlagen hatte, nicht schwer, auch diese Geldsumme auszuschlagen. Auf die Bitte der spanischen Gesandten, daß sie das Geld wenigstens unter des Kurfürsten Diener vertheilen dürften, erwiederte dieser: er könne keinem verwehren, etwas davon anzunehmen, allein wer auch nur einen Gulden sich schenken lasse, müsse den andern Morgen seine Dienste verlassen.

2. Der geistliche Bierschenke.

Es ist bekannt, daß die Geistlichkeit des Mittelalters nicht selten auf ihren Pfarreien Bier- und Branntweinschank trieb, und deshalb in Händel mit Städten und Edelhöfen gerieth. Weiter aber trieb es wohl fast keiner der geistlichen Bierschenken, als der Pfarrer Paul zu Friedersdorf an der Landskrone bei Görlitz, welcher in der Charwoche sogar Tische und Bänke auf den Kirchhof setzte, und die Leute so toll und voll sich trinken ließ, daß die meisten mit blutigen Köpfen abzogen. Der Rath zu Görlitz beschwerte sich darüber 1504, am Tage Barnabä, beim Bischof zu Meisen, wie folget:

„H. Paul zu Friedersdorf hat am Dinstag der Creutzwochen vergangen, fremden und einheimischen einen freien Schank gehalten, und Tische, Tafeln und Bencke uf den Kirchhof gesetzt, da auch vieles Volck von Reichenbach, vom Solande und andern Orten geweßt, und biß in die Nacht gesessen, sich auch kegen einander dermaßen erzeiget, daß sie einander mit Bohren, Messern und schwerten vom Kirchhof gejaget, und Gespreche und unverschembte Hendel geübet. Bitten, daß der Bischof solches abschaffe."

3. Gekrönte Liebe.

In der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts lebte am Hofe des Landgrafen Ludwig von Hessen ein biederer, fester Ritter, Herrmann Riedesel von der Brockenburg. Er liebte ein schönes, züchtiges Fräulein, Margarethe, die Tochter des alten Erbmarschalls Röhrig von Röhrenfurth. Aber ihrer Liebe lächelte keine Krone. Der alte Erbmarschall, unbeugsam in seinen Entschließungen, und gefühllos gegen die Thränen seiner Tochter, beharrte unerschütterlich darauf, daß nicht der junge Ritter, sondern sein Nebenbuhler, der durch Reichthum und Ehrenstellen glänzte, die Hand des Fräuleins erhalten solle. Riedesel bot alles auf, den Alten zu gewinnen; selbst der Landgraf sprach oft und stark für das Interesse der Liebenden. Der Erbmarschall blieb unerbittlich. „Die reiche Erbin meiner Güter, redete er jedesmal, soll nicht die Beute eines leichten Abenteurers werden."

Einst war Herrmann in einem dichten Walde auf der Jagd. Plötzlich hört er um Hülfe schreien. Seiner Ritterpflicht eingedenk, eilt er dem Geschrei des Nothleidenden entgegen. Wenige Schritte, — und er erblickte den Vater seiner Dirne, von Räubern niedergeworfen, und in der äußersten Gefahr, ermordet zu werden. Rasch stürzte er auf die Bösewichter los, haut wacker um sich mit seinem Schwerdte; sie ergreifen die Flucht, und der zitternde Greis ist gerettet.

„Unbekannter Mann, sprach der Erbmarschall, heische von mir, und kein Lohn wird mir zu groß seyn, um dir deine Biederthat zu vergelten." Er kannte Riedesel nicht; denn er war geharnischt, und hatte sein Haupt mit dem Helme umschlossen.

„Meine Bitte ist kühn, erwiederte der junge

Ritter,

Ritter, aber du wirst sie mir nicht versagen. — Ich bitte dich um deiner Tochter Hand."

„Du sollst sie haben, sprach der Greis, so du anders von edlem Blute bist."

„Das bin ich," versetzte Riedesel, schloß den Helm auf, und warf sich dem staunenden Röhrig in die offenen Arme. Freudig zogen sie an das Hoflager des Landgrafen zurück, und brachten Margarethen die entzückende Kunde, daß nun alle ihre Wünsche erfüllt seyen*).

4. Lohn des Teufelaustreibens.

Im Jahr 1539 hielten auf hohen Befehl Doctor Justus Jonas, Probst zu Wittenberg, Doctor Melchior von Kreutzer, Hauptmann zu Coldiz und Leißnig, Georg Spalatin, Kaspar von Schönebergk und Rudolph von Rechenberg die erste Kirchenvisitation zu Chemnitz, wo kurz zuvor die erste evangelische Predigt gehalten worden war. Die Visitatoren fanden überall viel aufzuräumen und zu verbessern, und alle ihre Anordnungen bewiesen, daß es ihnen mit ihrem Geschäfte ein rechter Ernst war. Besonders sahen sie darauf, daß die Gemeinen, die sich zur augsburgischen Konfession bekannt hatten, mit geschickten, rechtschaffenen, und vom Aberglauben freien Predigern versehen würden. Bey andern Gegenständen, worauf sie ihre Aufmerksamkeit zu richten hatten, bewiesen sie sehr viel Nachsicht, Mäßigung

---

*) Aus dieser Ehe stammt die ganze jetzt noch blühende Familie der Freiherrn Riedesel von Eisenbach ab, so wie auch die meisten Güter, die dieses Haus noch jetzt in Hessen und Franken besitzt, durch Margarethen auf dieselbe kamen.

ßigung und Schonung; wo sie aber einen Seelsorger fanden, der weder in der mit ihm vorgenommenen Prüfung bestand, noch die andern erforderlichen Eigenschaften besaß, oder gar einen tadelnswürdigen Lebenswandel geführt hatte, da bedienten sie sich ihrer Vollmacht, und entsetzten ihn seiner Stelle. Unter andern Predigern, in der Gegend von Chemnitz, widerfuhr dieses Schicksal auch dem damaligen Pfarrer zu Hormersdorf, Martin Linken von Döbeln, und zwar, nach dem deswegen ertheilten Abschiede, der wörtlich also lautet, aus folgenden Ursachen:

Der Pfarrherr Martinus Link ist berüchtiget gewesen, daß er sich den Teufel zu bannen vielfältig unterstünde, wie er denn dessen etzliche Kundschaften vorgelegt, wo er seine Kunst bewiesen habe; wiewohl er aber vorgewandt, daß solches durch keine unbilligen Mittel, denn durch Gottes Wort, etzlicher Evangelien, die von Austreibung der Teufel melden, und durch andächtiges Gebet geschehen: so ist er doch im Examine so ungelehrt befunden, daß die Visitatores in seinem Teufelsaustreiben kein gut Vertrauen setzen, vielweniger seine abergläubische Gauckelei entschuldigen können. Weil er dann auch sonst die Pfarrgüter übel gehalten, und er zum Ministerio gar untüchtig erfunden, so ist ihme vermeldet, sich darnach zu achteu, es solle diese Pfarre mit einem andern Seelsorger bestellet werden.

5. Lohn der Grausamkeit.

Guillaume de Saint Point war um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Gouverneur von Macon in Bourgogne; er hätte verdient Handlan-

ger

ger unter Robespierres Schreckensregierung gewesen zu seyn. Sein größtes Vergnügen war, die Hugonotten, die in den Gefängnissen dieser Stadt aufbehalten wurden, ersäufen zu lassen; sie wurden mit einem Stein um den Hals und mit gebundenen Händen in die Saone geworfen. Wenn dieser tyrannische Befehlshaber den Damen seiner Stadt Feste gab, so gehörten gewöhnlich solche Ersäufungen zu den Ergötzlichkeiten des Tages; wobei er den unglücklichen Schlachtopfern ihren Tod noch durch seine Spöttereien über ihre Glaubenslehre verbitterte. Diese barbarischen Belustigungen waren so häufig, daß man ihnen einen eigenen Namen gab, man nannte sie: les sauteries de Macon (die Maconschen Sprünge) oder auch die Saint-Points Farçen. Diese Bemerkung kam daher, weil dieser Mensch bei solchen Gelegenheiten immer seine Leute fragte, ob alles fertig sey, die Farçen zu spielen? eine Frage, die ihnen eigentlich zur Losung diente. Dies Ungeheuer verdiente auf dem Schaffot zu sterben: er fiel aber von den Händen eines jungen Offiziers, dessen Geliebte er gröblich beleidigt hatte, und der ihn dafür ermordete. Man fand in seinem Schlosse sechzigtausend Livres baares Geld; eine für die damalige Zeit ungeheure Summe, die er durch seine abscheuliche Raubsucht zusammen gescharrt hatte. Seine Mutter, Ancelis de Champdieu, Gattin Philiberts de St. Point, schämte sich dieses abscheulichen Sohnes, der einen wackern Vater gehabt hatte, dessen Andenken sie nicht schänden wollte; sie erklärte daher öffentlich vor Gericht, um, wie sie sagte, ihr Gewissen zu entlasten, daß dieser verabscheuete Guillaume nicht ihren Gatten Philibert zum Vater gehabt, sondern der Sohn eines Priesters gewesen sey, dessen Namen sie auch angab.

6. Der papierne Prediger.

Ein kleiner deutscher Fürst wandte sich an Luthern, und verlangte von ihm, er möchte ihm einen braven, frommen, beredten, gelehrten und im Jugendunterricht erfahrnen Theologen zur Besetzung einer erledigten Predigerstelle vorschlagen. Mit dieser Stelle war aber ein so kärgliches Einkommen verbunden, daß es kaum vor dem Verhungern schützte. Luther in seiner eigenthümlichen Heftigkeit, zeichnete sogleich auf ein Stück Papier einen Prediger, und schickte ihn an den Fürsten mit den Worten: „Da haben Ew. fürstliche Gnaden einen stattlichen Pfarrherrn auf solchen Lumpendienst."

7. Tetzels grobe Betrügereien.

Als der berüchtigte Ablaßkrämer Tetzel noch Pfarrer zu Zwickau war, verlangte er einst von seinem Küster, daß er ihn zu Gaste laden sollte. Der Küster entschuldigte sich mit seiner Armuth. „Da wollen wir Rath schaffen, sagte Tetzel: Seht einmal in der Lesetafel nach, was Morgen für ein Heiliger dabei steht." — „Ich finde den Namen Juvenalis, versetzte der Küster; aber dieß ist ein ganz unbekannter Heiliger." — „Wir wollen ihn bekannt machen, fiel Tetzel ein, morgen läute zur Messe, wie an einem großen Festtage, und laß die Hochmesse über den Altar mitten in der Kirche, dem Predigerstuhl gegenüber, halten."

Es geschah alles, nach der gegebenen Anweisung. Als nun die Andächtigen sich in der Kirche versammelt hatten, betrat Tetzel die Kanzel und sprach: „O liebes Volk! Heute soll ich euch etwas sagen; wenn ich's euch verhielte, so wär' es um eure Seligkeit

ligkeit geschehen. Ihr wisset, daß wir die Heiligen lange haben angerufen, sie sind nunmehr alt worden, und sind fast müde, uns zu hören und zu helfen. Heute habet ihr das Gedächtniß Juvenalis, und wiewohl er bisher unbekannt gewesen, so lasset es euch doch lieb seyn, denn, weil's ein neuer Heiliger ist, so wird er desto unverdrossener seyn, sich unserer anzunehmen. Beweiset euch also heute, ihn zu ehren, großmüthig und lege ein Jeder reichlich sein Opfer auf den Altar, da man heute Hochmesse hält. Liebes Volk! Hebt im Namen Gottes an, herumzugehen."

Damit Keiner, ohne etwas geopfert zu haben, davon gehen möchte, ließ Tetzel die Kirchthüren mit Wächtern besetzen. — „Haben wir nun genug zur Abendzeche?" fragte am Ende dieser heillosen Spiegelfechterey Tetzel seinen Küster, und die milden Gaben der Gemeinde wurden noch denselben Abend verpraßt.

Die Taxe, nach welcher Tetzel, als er mit seinem Ablaß in Sachsen herumzog, alle Sünden verkaufte, war folgende:

Vielweiberey, 6 Dukaten.
Todschlag, 7 Dukaten und 6 fl.
Vater-, Bruder-Mord, 1 Dukaten und 6 fl.
Hexerey, Zauberey, 2 Dukaten.
Kirchenraub, Diebstal, Raub, Meineid, 9 Dukaten und 6 fl.
Sodomiterey, 12 Dukaten und 6 fl.

Der Unverschämte sagte sogar, daß, wenn Jemand die Mutter Gottes geschändet hätte, so könne er ihm die Sünde fürs Geld vergeben. Dieß erzählt Sleidan in seinem vortrefflichen Buche De statu religionis et reipublicae, Carolo quinto Caesare, commentarii. Die Stelle heißt da so: Si

quis

quis virginem matrem vitiasset ac gravidam fecisset, condonare crimen ipse posset (sc. Tecelius) interventu pecuniae. Diese Stelle steht nur in zwei Ausgaben, von 1555 und 1556. Die Katholiken schämten sich selbst einer solchen unerhörten Aufschneiderey, und verstümmelten daher in den folgenden Ausgaben diese Stelle so: si quis virginem aut matrem etc. Die beiden ersten und seltenen Ausgaben werden daher wegen dieser und andern unveränderten Stellen sehr geschätzt.

8. Alles zu seiner Zeit.

Der Connetable von Montmorenci wollte die Schlacht bei St. Quentin liefern, und beharrte eigensinnig, gegen alle Vorstellungen, auf seiner Meinung. Ein alter Hauptmann, Namens Doignon, den Montmorenci gewöhnlich den guten Mann nannte, wagte auch einige Einwendungen. „Guter Mann, laß mich nur machen!" sprach der Connetable. Als die Schlacht eine unglückliche Wendung nahm, fragte er seinen Hauptmann: „Nun guter Mann, was ist zu thun?" „Gnädiger Herr, antwortete Doignon, jetzt weiß ich nichts mehr, vor zwei Stunden wußt' ich's wohl."

9. Die Maske.

Einst war Ball in dem Hotel des Herzogs von Bourbon. Ein Schweitzer, von Appenzell gebürtig, stand an der Thüre Wache, und seine Anweisung lautete dahin, keine Maske passiren zu lassen. Nun erschien unter andern der, damals zu Paris durch seine niedlichen Verse nicht weniger, als durch die Rubinen an seiner ungeheuren Nase bekannte

Abbe Attaignant. Der Schweitzer stieß ihn vom Eingange hinweg und schrie: „Es passirt keine Maske.“ — „Aber Kamerad, antwortete der Abbe, sieht er denn mein Gesicht nicht?“ — „Wie denn, versetzte der Schweitzer, ist diese große Nase nicht von Pappe?“ Damit fing er an, den quästionirlichen Gegenstand zu befühlen, und da er denselben an dem übrigen Theil der Figur befestiget fand, so sagte er zu dem Abbe in einem etwas mildern Tone: „Verzeihen Sie, mein Herr, ich dachte nicht, daß diese Nase zu ihrem Gesichte gehöre; Sie können hinein gehen.“

10. Sinnreiche Entschuldigung.

Der berühmte Philolog, Lukas Holstein aus Hamburg, hatte das Mißgeschick, daß ihm an der Tafel des Kardinals Barbarin ein Wind entfuhr. Unbefangen wendete er sich an den verlegenen Kardinal mit den Worten: „Ew. Eminenz sind ganz wahr gezeichnet in den Worten Virgils:

Tu das epulis accumbere Divum (ein wahres Göttermahl bei dir die Freunde finden).

Schade, daß der Zusatz nicht gleiche Anwendung findet:

Ventorumque facis, tempestatumque potentem (und machst zum Herrscher selbst von Stürmen und von Winden).“

11. Die falsche Erklärung.

Ein ehrlicher Halb-Literator zu Paris, der wohl lesen, aber nicht alles Gelesene verstehen konnte, kam an ein Grabmahl eines ehemaligen Barons und Militairs, und las zwischen dem Titel und dem

Datum

Datum das Wort: fuit (lateinisch: er war; französisch: er flüchtete). — „Hm, meinte er, wenn das auch wirklich dem Herrn Baron einigemal in seinem Leben passirt ist, wer muß das hier noch erwähnen?“

12. Wozu der Degen?

Als der Kaiser Ferdinand im Jahr 1625, in Deutschland sowohl, als in Böhmen, die Evangelischen verfolgte, ging dieß dem Kurfürsten von Sachsen, Hans Friedrich, sehr zu Herzen. Seine Mutter überreichte ihm einen Degen, worauf man folgende Zeilen eingegraben fand:

Mütterlicher Segen
Verehrt diesen Degen
Dem Vater dieser Land,
Dem Feind zum Widerstand.

13. Schröckliche Hungersnoth.

In den Zeiten des dreissigjährigen Krieges, in welchen vorzüglich in der unglücklichen Pfalz alle Dörfer und Fluren verbrannt und verheeret wurden, erreichte die Hungersnoth in Mannheim und der umliegenden Gegend einen so hohen Grad, daß man in dieser Stadt, so oft ein Leichnam begraben wurde, eine Wache ans Grab stellen mußte, damit der todte Körper nicht von Hungernden ausgegraben und verzehrt würde. Der reformirte Pfarrer Andreä zu Weinheim an der Bergstraße, verließ damals seinen Wohnort und begab sich nach Worms, woselbst er bei dem Eintritt in diese Stadt, folgende gräßliche Scene erblickte: an einem todten auf der Straße liegenden Pferde, saß ein Weib, welches die von den Hintertheilen des

Pferdes geschnittenen Stücke roh und gierig verschluckte, auf der Mitte desselben saßen einige Raben, die von dem Aase sich sättigten, und an dem Kopfe desselben nagten einige Hunde, um ihren Hunger zu stillen. Damals galt das Malter Korn über achtzehn Reichsthaler, eine in jenen Zeiten unerschwingliche Summe.

14. Vorzeichen.

Der kaiserliche General Graf Tilly, der grausame Zerstörer Magdeburgs, versammelte am sechsundzwanzigsten November 1630 die Generale Pappenheim, Rupe, Lerchenfeld und andere auf dem neuen Rathhause in Hameln zu einem Kriegsrathe, um zu bestimmen, ob Magdeburg angegriffen werden solle, oder nicht?

In demselben Augenblicke nun, wo der Entschluß zur Belagerung genommen ward, erzählt ein Beisitzer jenes Kriegrathes, hat sich, ex abrupto, ein so ungeheurer Wind erhoben, daß nicht allein, wegen des heftigen Ziegelregens, kein Mensch über die Straße gehen können, sondern es hat auch derselbe das Rad der Pulvermühle, obschon die Wasserschütte zugewesen, mit solcher Violenz umgetrieben, daß das Pulver sich entzündet, die Mühle in tausend Stücke zerschlagen, und den Müller ganz zerschmettert, über die Stadtmauer geworfen. — Wie nun Se. Excellenz der Graf Tilly den grausamen Schlag an unserm Rathstische gehört, und wir nicht anders gemeinet, als daß es ein Erdbeben gebe, seynd dieselben sogleich aufgestanden, niedergeknieet und haben gebetet, und wir nicht weniger nach seinem Exempel. Was aber das Merkwürdigste ist, so hat solcher Sturm zu demselben Momente

auch

auch in dem, 25 Meilen von Hameln entfernten Magdeburg gehauset, den größten Thurm der Johanniskirche niedergeworfen, drei andere Thurmspitzen auf die Kirchendächer geschleudert, so davon zertrümmert wurden, die zu St. Annen aber (erst neulich gebauet) so fest in die Erde geschlagen, daß selbige nicht zu bewegen gewesen ist. Weiters hat dieser Wind auch das sogenannte Paradies angefochten, darin war das alte und neue Testament, nebst andern Sachen abgebildet. Da hat er den klugen Jungfrauen im Thumb, die Lampen, und dem neuen Testamente den Kelch aus der Hand geworfen, auch den Bischofsgang mit Pfeilern und Allem heruntergerissen. Hieraus machten viel Verständige die Rechnung, es würde der Stadt, sonder Zweifel, ein großes Unglück angedeutet und die Folge an diesem Ort auch nicht außen blieben ist. (Siehe Wasserbergs Florus, Amsterdam. 1647, pag. 127. Ferner Inventarium Sueciae. pag. 270).

Ein ähnlicher Orkan warf, am Vorabend der Schlacht von Sieversshausen, wo Kurfürst Moritz von Sachsen fiel, dessen Zelt um, zertrümmerte in der nächstfolgenden Nacht seine Bildsäule auf dem Berliner Schloß, und an seinem Todestage stürzte eine, im Kloster zu Walkenried befindliche Rüstung desselben zur Erde.

15. Sinnreiche Deutung.

Einst wurde der Kaiser Leopold der Erste von den Jesuiten um ein Gut angesprochen. Er verwies sie an seinen Fürsten Lobkowitz. „Wie schreibt ihr Herren, sagte dieser zur Deputation, sieben mit drei Ziffern?“

„Je

„Je nun, antworteten sie, man setzt 4, 2, 1, und addirt."

„Nun, sagte der Fürst, also VII. — Könnt ihr diese Ziffern deuten?"

„Nein!" war die Antwort.

„Seht, fuhr der Fürst fort:
Vngern, Iuda, Iesuiter
Bringen den Kaiser um Güter."

16. Mißgriff.

Der Kaiser Leopold der Erste schrieb kurz vor dem Tode Karls des Zweiten, Königs von Spanien, an seinen Gesandten zu Madrid einen eben so langen als wichtigen Brief, vollendete ihn erst nach Mitternacht, und reichte ihn dann dem dienstthuenden Kammerherr zum Streuen. Dieser, längst schon sanft und selig entschlafen, ermannt sich geschwind, ergreift statt der Streusandbüchse das Dintenfaß, und — hin ist der Brief, besudelt das kaiserliche Zimmer, der Kammerherr eine lebendige Leiche.

Doch Leopold, erwägend, daß schlafen menschlich, mit Dinte streuen verzeihlich sey, strafte den, in diesem Augenblicke höchst unglücklichen Menschen nur mit den Worten: „Begreife dich, Lecker! (das war der gewöhnliche Titel, womit Leopold seinem Zorn Luft machte) Schauts: — hier steht das Dintenfaß und hier die Streusandbüche, heute aber ist's zu spät, einen andern Brief zu schreiben."

Es fragt sich, wie ein Advokat seinen Schreiber in ähnlichem Falle behandelt haben würde? Die Streusandbüchse wenigstens wäre dem Dintensünder an den Kopf geflogen.

17.

17. Vergebliches Wagstück.

Der König Wilhelm der Dritte von England war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Parforce-Jagd, und suchte eine Ehre darin, nie im Uebersetzen mit dem Pferde übertroffen zu werden, wenn auch der Sprung noch so gefährlich war. Ein gewisser Cherry, ein treuer Anhänger der vertriebenen Familie Stuart, gründete hierauf einen Anschlag, vielleicht den verwegensten, der je gegen das Leben eines Königs gefaßt worden ist. Er fand sich regelmäßig bei der königlichen Jagd ein, war immer der Vorderste, und unternahm die verzweifeltsten Sprünge, in der Hoffnung, daß der König ihm folgen, und so vielleicht den Hals brechen werde. Eines Tages jedoch machte er einen so überaus gefährlichen Sprung, daß der König, als er zu der Stelle kam, den Kopf schüttelte, und zurückritt.

18. Der beschämte Kaiser.

Peter der Große besuchte auf seinen Reisen den berühmten Lothringischen Mechaniker und Ingenieur Franz Thomas, bewunderte seine Erfindungen, und machte ihm den Vorschlag, in seine Dienste zu treten, und ihm nach Rußland zu folgen. Ehe der Künstler antworten konnte, sagte oder that der Kanzler des Czaars etwas, wodurch dieser so aufgebracht wurde, daß er jenen bei der Gurgel ergriff, und der Länge nach auf den Boden warf. „Wenn Eure Majestät, fing nunmehr Thomas an, Ihren Kanzler auf diese Weise behandeln, so" — Peter wurde feuerroth im Gesicht, kehrte sich um, und war aus dem Hause, ehe der Mechaniker seine Antwort vollendet hatte.

19. Der rechte Ehemann.

Milton verlor fast zu gleicher Zeit seine Gattin und sein Gesicht; indeß verheirathete er sich bald darauf wieder. Einer seiner Freunde wunderte sich, daß sich bei seiner Blindheit ein Frauenzimmer habe entschließen können, ihn zu ehelichen. „Sie sind in einem großen Irrthume, versetzte Milton; ich müßte nur noch taub seyn, so wäre ich gewiß eine der besten Partien in ganz England.“

20. Redlichkeit, wo man sie nicht gesucht hätte.

Eine außerordentliche Treue und bewunderns-würdige Pünktlichkeit in Erfüllung eines Versprechens, bewies im Jahr 1763 ein Engländer, Namens Wilhelm Orrebow, der wegen verschiedener Vergehungen, nebst funfzehen andern Verbrechern, zum Tode verurtheilt wurde.

Am Tage vor seiner Hinrichtung bekam Orrebow Lust, seine Frau noch einmal zu sehen, und von ihr Abschied zu nehmen. Da es ihm an Geld nicht fehlte, so ließ er Wein bringen und nöthigte den Kerkermeister, mit ihm zu trinken. Als er ihn halb berauscht hatte, eröffnete er ihm sein Verlangen, bat ihn nur auf zwei Stunden um die Erlaubniß, ausgehen zu dürfen, und verpflichtete sich durch die stärksten Betheurungen, zur bestimmten Zeit wieder zu kommen. Der Kerkermeister, vom Weine erhitzt, zum Nachdenken unfähig, und von Dankbarkeit gegen den, der ihn so gut bewirthet hatte, durchdrungen, ließ sich endlich bereden, und wagte es, das Wort eines Verbrechers für gültig aufzunehmen. Die Thüren wurden geöffnet. Orrebow eilte zu seiner Frau, die durch seine Ankunft nicht

wenig

wenig überrascht wurde, und nicht unterließ, ihn zu ermuntern, daß er die Umstände benutzen sollte. Orrebow berief sich aber auf sein gegebenes Wort, und auf die Heiligkeit des Eides. Alles, was er sich erlaubte, war, daß er die Nacht bei ihr zubrachte.

Unterdessen war der Kerkermeister, der nun seinen Rausch ausgeschlafen hatte, und den Gefangenen nicht zurückkommen sah, in der äußersten Unruhe. Endlich nahte die Stunde der Hinrichtung. Die Wagen wurden herbeigebracht. Man fand nur funfzehn Missethäter; man forderte den sechzehnten vom Kerkermeister, der nun seine traurige Geschichte erzählte. Allein man spottete des Zutrauens, das er in den Gefangenen gesetzt hatte, und da die Sache von Wichtigkeit war, so mußte er statt des Verbrechers den Wagen besteigen.

Jetzt ging es auf Tyburn zu, den Ort, wo die Missethäter hingerichtet wurden. Orrebow hatte sich unterdessen bei seiner Frau vergessen und lag im tiefen Schlafe. Endlich erwachte er, zog sich, da er erfuhr, daß es schon spät sey, eiligst an und lief nach dem Gefängnisse. Hier war man schon aufgebrochen. Er nahm nun den Weg nach Tyburn, hohlte endlich den Wagen ein, näherte sich ganz außer Athem dem, worauf der Kerkermeister saß, und rief ihm zu: „Steig herab, du hast mir lange genug meinen Platz verwahrt, jetzt will ich ihn selbst wieder einnehmen. Wenn man mit der Ausführung nicht so geeilt hätte, so hätteſt du dich nicht bis hierher bemühen dürfen, und ich hätte nicht nöthig gehabt, mich so müde zu laufen.“ Nun stieg er auf den Wagen, setzte sich, schöpfte wieder Athem, dankte dem Kerkermeister nochmals, und

führte

führte bittere Klagen darüber, daß man ihn für fähig gehalten hätte, wortbrüchig zu werden.

Von welcher Art auch sein Verbrechen seyn mochte; ein so hoher Grad von Anhänglichkeit an sein gegebenes Wort hätte ihm wohl Begnadigung erwerben sollen. Ob sie ihm zu Theil wurde, ist nicht bekannt.

21. Die duellirenden Schauspieler.

Der Schauspieler Dessessarts, ein Freund und Kunstgenosse Dugazon's, war von ungeheurer Korpulenz. Dugazon, der den so hoch- und wohlbeleibten bei jeder Gelegenheit wegen dieses Naturfehlers verspottete, ging einst in seiner muthwilligen Laune so weit, daß er sagte: er werde nächstens dem Minister N. N. seine Aufwartung machen, um für Freund Dessessarts um die Anwartschaft auf die Stelle eines Elephanten in der Menagerie nachzusuchen. Dessessarts, der überhaupt nicht viel vertrug, nahm diesen Spaß so übel auf, daß eine Herausforderung auf den Degen die Folge davon war. Schon standen die Kämpfer im Hölzchen von Boulogne einander gegenüber, als Dugazon, indem er ein Stück Kreide aus der Tasche hervorzog, auf einmal ausrief: „Nur noch einen Augenblick Geduld! Ich habe zu viel Vortheil vor dir voraus, Bruder, die Partie muß erst gleich gemacht werden.“ Somit zog er eine große, dicke Grenzlinie auf den ungeheuren Bauch seines Gegners, worauf er freundlich zu ihm sagte: „Siehst Du nun, Lieber, daß er um die Hälfte zu breit ist? Wenn ich also diesseits über den Strich hinaustreffe, so soll es nicht gelten.“

Versöhnt und Arm in Arm verließen sie jetzt den Kampfplatz, um, statt sich im Holze als Feinde zu erstechen,

erstechen, im nächsten Weinhause ein paar Bouteillen Wein als Freunde auszustechen.

22. Der raisonnirende Schauspieler.

Quin, der berühmte Schauspieler, disputirte einst mit jemanden über die Hinrichtung König Karls des Ersten von England, die er sehr eifrig vertheidigte, und als man ihn fragte, nach welchen Gesetzen des Landes er denn hingerichtet worden sey, versetzte er: „Nach allen, die er in demselben übrig gelassen hatte." — Da er einige Tage vor seinem Tode, in der äußersten Entkräftung, auf den Paradeplatz zu Bath hinausgekrochen war, um sich da zu sonnen, trat ein junger Mensch zu ihm, nnd sagte sehr schnippisch und naseweis: „Was würden Sie wohl darum geben, Herr Quin, daß Sie jetzt so jung wären, als ich?" — „Junger Herr, antwortete er, ich glaube beinahe, ich würde mir dann gefallen lassen, ein eben so großer Narr zu seyn, als Sie sind."

23. Impromptu.

Der Hofrath Kästner in Göttingen kam weiland zu Herrn N. Man führte ihn in ein Zimmer ein, wo er aber lange warten mußte. Zwei Bildnisse hingen da, den Hausherrn als Kind und als Mann darstellend. Kästner, ärgerlich über den langen Verzug, den der stolze und beschränkte Hausherr absichtlich zu machen schien, schrieb mit der Bleifeder unter das erste Bildniß:

So sah der kleine Mann in seiner Jugend aus!

Und unter das andere:

Und seht, im Alter ward ein solcher großer draus!

24. Der Fürst und sein Volk.

Der Erbprinz von Nassau-Saarbrück wurde im Jahre 1755 gefährlich krank. Seine Wiedergenesung machte bei allen seinen Unterthanen eine freudige Sensation, und am vierten Juni dieses Jahres wurde von der Bürgerschaft in Saarbrück ein Fest veranstaltet. Der Fürst erließ hierauf folgendes, von ihm selbst verfertigte Dekret, vielleicht das einzige in seiner Art.

Decretum auf das Ehrenfest, so wegen meines Sohns Genesen
Von beider Städte*) Bürgerschaft am vierten angestellt gewesen.

Die Trauer, Freude, Lieb' und Pflicht
Der Unterthanen beider Städte
War viel zu edel eingericht,
Daß es mich nicht gerühret hätte.

Drum nehmt für Eure Redlichkeit
Dies Zeichen der Zufriedenheit:!
Zwei Jahre seyd Ihr Zehntenfrei.
Von allen Stifts- und Herrschaft-Früchten.

Glaubt, daß es mein Vergnügen sey,
Euch eine Freude anzurichten,
Mein Eifer wird beständig seh'n,
Auf aller Bürger Wohlergeh'n.

Saarbrücken, den 7. Juni 1755.

Wilhelm, Fürst.

25.

---

*) Saarbrück und St. Johann, welche durch eine Brücke verbunden sind.

25. Der Rückzug.

Bei einer Revue, die König Friedrich der Zweite bei Magdeburg über mehrere Regimenter hielt, wurden, wie gewöhnlich, mehrere militairische Bewegungen geübt; unter andern zog sich das ganze Korps in einer Linie zurück (retirirte). Ein Offizier von Rang in der Umgebung des Monarchen, der wahrscheinlich kein Freund des Generals von Knobelsdorf war, machte den König darauf aufmerksam, daß das Regiment dieses Generals seinen Rückzug nicht aufs Beste mache. „Das hat das Regiment so in seiner Art, sagte der König, es hat nie retiriren können."

26. Die Zöglinge.

Der Kapellmeister Quanz war bekanntlich König Friedrichs des Zweiten Lehrer auf der Flöte, und von ihm als Komponist sehr hoch geachtet. Einst stellte Quanz dem Könige einen andern seiner Schüler auf der Flöte vor, der vortrefflich spielte. Der König erkannte es, lobte den jungen Künstler, doch etwas kalt, und wendete sich dann an den Meister lebhafter: „Er hat mich vernachläßigt! Der junge Mensch beweist es, und der hat sich gewiß nicht so viel Mühe gegeben, wie ich". — „Ich habe allerdings bei ihm noch ein wirksames Hülfsmittel angewendet" ... „So, und welches?" — „Quanz stockte, und da der König in ihn drang, machte er eine Bewegung, wie mit dem Korporalsstock. „Aha, sagte Friedrich, das ist was anders! Wir wollen bei unserer Methode bleiben!"

27. Würdigung des Verdienstes.

Ramlers und Grauns Meisterstück, der Tod Jesu, wurde zum erstenmal im Jahr 1750 in der Schloß- und Domkirche in Berlin, und zwar in Gegenwart des ganzen Hofes, von der königlichen Schloßkapelle aufgeführt. Nach der Aufführung ließ Friedrich der Zweite seinen Kapellmeister Graun zu sich kommen, und sagte ihm: „Hör' er, Graun, seine Musik auf den Tod Jesu ist ganz vortrefflich: ich danke ihm dafür. Ramler hat sich sehr stark ausgedrückt. Ich hätte nicht gedacht, daß sich im Deutschen so viel Erhabenes und Schönes über einen so geheimnißvollen Gegenstand sagen ließe. Dichter und Komponist sind wahrhaftig begeistert gewesen; aber so ist's recht, so muß es seyn: ohne Begeisterung schlafen Dichtkunst und Tonkunst. Sein Adagio: Ihr weichgeschaffnen Seelen ꝛc. kann ich ihm gar nicht bezahlen." — „O, erwiederte Graun, Ew. Majestät Beifall belohnt mich mehr, als alles Gold." — „So? war die Antwort des Königs, denkt er das wirklich, daß ich auch etwas davon verstehe? Was sagen denn die Berliner zu seiner Passionsmusik?" — „Würden sie ein Werk verachten, versetzte Graun, das sich des Beifalls Ew. Majestät erfreuen darf?" — „Wenn es sie auch nur frömmer machte, antwortete der König; unfehlbar aber ist die heilige Passion meinen Berlinern eine heilige Oper; ich kenne das schon. Hier, lieber Graun, blos für sein schönes Adagio: Ihr weichgeschaffnen Seelen ꝛc. diese zwei Rollen Friedrichsd'or: ich werde ihm künftig noch besser danken."

28. Bitte und Erhörung.

Der Rektor L. zu Soest schrieb an den König Friedrich den Zweiten von Preußen nachstehende Bittschrift:

Sire! Der Tod hat gestern eine Revolution in Soest gemacht, die manche allerunterthänigste Supplik, so wie meine, nach sich ziehen wird. Er hat den alten Pastor Piper weggeholt, und somit an der katholischen Parochialkirche und Kapitul eine Vicarie und Pastorat erledigt. Piper's Nachfolger wird seine Geistesgaben durch etliche Hundert Thaler legitimiren. Ew. königl. Majestät pflegen dergleichen Collations-Gefälle zu verschenken; das hiesige Gymnasium wollte gern dem Staate gute Bürger ziehen, muß aber, weil es an Gelde fehlt, Erziehungs-Materialien sich von Natur und Kunst zu kaufen, statt Bürger-Klugheit meist Grammatik lehren. So ein paar hundert Thaler Collationsgefälle der armen Schule zu einem Instrumenten-Kabinet, um bessere Bürger als Lateiner zu erziehen, Sire! das ist meine Bitte, die bis zum Throne der Majestät hinauf zu klimmen sich erkühnet. Nicht blos auf Gattungen und Arten, auf Stände und Bürgerklassen sieht des Landesvaters gütiges Auge; oft blickt es auch voll Huld auf's kleine Individuum im Winkel, begnadiget oder verzeihet es wenigstens. Schwerlich werden, wenn ich so hoffen darf, mehr als neunzig seyn, in deren Adern der Wunsch stärker pulset: Gott schütze den grauen guten König und sein ruhiges Volk, als

Ew. Majestät
devoter Diener
Christian Balthaser L.
Rektor des Gymnasiums.

Soest,
den 4. Nov. 1780.

Die

Die Bitte wurde dem Supplikanten gewährt, und er reichte nun folgendes Danksagungsschreiben bei dem Könige ein:

Sire! So sieht des besten Königs Vaterblick auf die einzelne kleine Schule und auf den sonst vergessenen Mann der Schule begnadigend herab vom hohen Throne. Aus meinem Gedanken-Systeme jede Idee zu vertilgen, die nicht saturirt wäre vom heißen Danke und Liebe für meinen gnädigsten König, Herrn und Vater; dieß sey mein Lebelang mein Studium, sey meiner Kinder, meiner Schüler Catechismus. Theurer, als es mir je war, ist jetzt mein Bischen Leben mir, seitdem mir am zehnten dieses Monats des Königs eigene Hand gesagt: Ich bin dein gnädiger König. In meinem regen Horizonte die königliche Wohlthat zur möglichsten Potenz zu bringen, sey meines Daseyns Freude, mein Dank, und einst im Todesblick mein Letztes, wenn ich versterbe, als

Ew. Majestät

Soest, den 18. Nov. 1780.

devoter Knecht
Chr. Balth. L.

39. Die Cantate in der Dorfkirche.

Einem Dorfkantor fiel ein, wie er das nahe Kirmesfest, und dabei auch seine Wenigkeit durch Aufführung einer neuen großen Kirchenmusik vor seiner Gemeinde einmal recht verherrlichen könnte. Telemann, der bekannte fruchtbare Kirchenkomponist in dem benachbarten Gotha, sollte sie ihm komponiren, seine Konfratres aus der Nähe mit ihren Gehülfen sollten die Ausführung erleichtern. Hoffnungsvoll wanderte er zu Telemann, und trug ihm sein Anliegen dringend vor. Telemann kannte den

Kantor

Kantor und die ganze Konfraternität als armselige Schächer, und machte Ausflüchte; aber umsonst: der Kantor wurde immer ungestümer, und war nicht abzuweisen. Telemann, den diese Zudringlichkeit halb verdroß und halb belustigte, fragte endlich nach dem Texte zu dieser Kantate. Den, meinte der Kantor, möchte Telemann nur selbst wählen, einen Bibelspruch, oder was er sonst passendes fände. Telemann sagte nun zu, hieß den hocherfreuten Kantor die Probe bestellen, und versprach, sich selbst dazu mit einigen Bekannten einzufinden. Am Morgen des Festes stellte sich Telemann richtig zur Probe ein; die Stimmen wurden aufgelegt; zum Text hatte Telemann den Spruch gewählt: „Wir können nichts wider den Herrn reden" und ihn als Fuge gesetzt. „Nun, flüsterte Telemann seinen Bekannten zu, sollen diese Kautze ihre Sünde beichten." Die Fuge fing an, und aus allen Kehlen erscholl es um die Wette in Mißtönen, wie Jammergeschrei: „Wir — wir — wir können nichts, — nichts — wider, nichts, — wir können nichts — wir können nichts" — bis die ganze Konfraternität, welche lange, ohne Schlimmes zu ahnden, herzhaft losgeschrieen hatte, durch Telemanns und seiner Gefährten unmäßiges Gelächter aus dem Traume geweckt, nun verblüfft, und der arme Kantor ganz zermalmt, dastanden. „Das macht sich freilich nicht gut, ihr Herren, sagte Telemann, und zog jedoch, um den zerknirschten Kantor zu trösten, ein anderes kleines Musikstück hervor, welches er dann mit seinen Bekannten in der Kirche aufführte.

30. Theaterkritik.

Ein englischer Schiffskapitain, von Geburt ein Irländer, der sich in seinem ganzen Leben wenig

um gesellschaftliche Gebräuche der großen Welt bekümmert, und noch niemals ein Schauspiel gesehen hatte, besuchte in London zum erstenmale die Oper. Am andern Tage fragte ihn ein Bekannter: ob er mit dem Spiele und Vortrage der Sängerinnen zufrieden gewesen sey? — „Nun, so, so, erwiederte der Irländer. Die meisten machten es noch ganz leidlich; aber eine, die Mistriß Billington heißt, hat mir ganz und gar nicht gefallen.“ — „Nicht möglich! rief Jener befremdet: was haben Sie an unsrer ersten, trefflichen Sängerin zu tadeln?“ — „Auf mein Wort, Freund, war die Antwort, alle Leute waren mit ihr unzufrieden. Fragen Sie Jeden, der gestern da gewesen ist. So oft die gute Frau gesungen hatte, ist sie ausgeklatscht worden, und ein paar Arien hat sie so schlecht gesungen, daß man ihr, nachdem sie damit fertig war, zurief: wieder von vorn anzufangen.“

31. Wer ist ein Philosoph?

Als der berühmte d'Alembert zum jungen, drei oder vierundzwanzigjährigen Manne herangewachsen war, verdingte er sich bei seiner ehemaligen Amme, der Frau eines mittelmäßigen Pariser Handwerksmannes, in Kost und Wohnung. Sie sah bald, mit welchem Eifer er den Wissenschaften oblag; aber sie spürte auch, daß er sich nun verzweifelt wenig aus den Besuchen einiger vornehmen Männer mache, die doch, ihrer Meinung nach, sein Glück zu gründen vermöchten. „Ach, seufzte sie einst mitleidig aus tiefer Brust, als sie das Essen in sein Zimmer brachte, und ihn wieder, wie gewöhnlich, über den Büchern fand, aus Ihnen, lieber Herr, wird, wie ich merke, wahrlich nichts als ein Philo-

sop

soph werden." — „Und was ist denn ein Philosoph?" fragte d'Alembert lächelnd. — „Ein Narr, der sich sein ganzes Leben durch quält, damit man nach dem Tode noch von ihm spreche."

32. Würdigung des Lobes.

Schon als sechsjähriger Knabe äußerte Mozart einen Karakterzug, der ihm stets eigen geblieben ist; nemlich die Verachtung alles Lobes der Großen, und eine gewisse Abneigung, vor ihnen, wenn sie nicht Kenner zugleich waren, zu spielen. Mußte er es dennoch, so spielte er nichts als Tändeleien, Tanzstücke und dergleichen unbedeutende Sachen. Aber wenn Kenner zugegen waren, so war er ganz Feuer und Aufmerksamkeit.

Diese Eigenheit behielt er bis zu seinem Tode, und gab bei seinem dreimaligen Aufenthalte in Prag mehrere Proben davon. Unter andern bewies er es, als er vor dem Kaiser Franz dem Ersten spielen sollte. Als er sich zum Klavier setzte, um ein Koncert zu spielen, und der Kaiser bei ihm stand, sagte Mozart: „Ist Herr Wagenseil nicht hier? der versteht es." Wagenseil kam, und der kleine Virtuose sagte: „Ich spiele ein Koncert von Ihnen, Sie müssen mir umwenden."

Bald, nachdem Mozart seinen Aufenthalt in Wien genommen hatte, faßte Kaiser Joseph der Zweite den Gedanken, der eines deutschen Kaisers so würdig war, den Geschmack an italienischen Opern durch die Unterstützung deutscher Singspiele und Sänger zu verdrängen, und für das Vaterländische mehr zu stimmen. Er versammelte daher die besten Sänger und Sängerinnen, und ließ von Mozart eine deutsche Oper setzen. Für diese Vir-

 tuosen

tuosen schrieb er das allgemein bekannte und beliebte Singspiel: die Entführung aus dem Serail, in dem Jahre 1782.

Diese Oper machte allgemeines Aufsehen, und die schlauen Italiener sahen bald ein, daß ein solcher Kopf für ihr welsches Geklingel gefährlich werden dürfte. Der Neid erwachte nun mit der ganzen Schärfe des italienischen Giftes. Der Monarch, der im Grunde von der neuen, tiefeintringenden Musik entzückt war, sagte doch zu Mozart: „Zu schön für unsere Ohren, und gewaltig viel Noten, lieber Mozart!" — „Gerade so viel, als nöthig ist," versetzte dieser mit jenem edeln Stolze, und der Freimüthigkeit, die großen Geistern so gut ansteht. Er sah es ein, daß dieses nicht eigenes Urtheil, sondern nachgesagt war.

33. Richterliche Weisheit.

Lord Mansfield, Oberrichter bei dem Tribunal der königlichen Bank in London, zeichnete sich eben so sehr durch seine großen Einsichten und durch seinen Scharfsinn, als durch seine unbestechliche Rechtschaffenheit aus. Einst ward ein katholischer Priester bei dem Gerichtshofe angeklagt, eine Messe gelesen zu haben, was nach den brittischen Gesetzen ein schweres Verbrechen ist.

Lord Mansfield fragte den Denunzianten und zugleich ersten Zeugen:

„Ihr seyd also ganz gewiß, daß dieser Mensch ein papistischer Priester ist, und daß er eine Messe gelesen hat?"

„Ja," erwiederte der Zeuge.

„Ihr wißt also, versetzte der Richter, was eine Messe ist?"

Der

Der Zeuge stockte und schwieg endlich. Nun wendete sich Lord Mansfield zu den Geschwornen, mit den Worten: „um das Schuldig über diesen Menschen zu sprechen, müßt ihr vollkommen gewiß seyn, daß er eine Messe gelesen hat, und daß es eine war, die er las, als die Zeugen ihn gottesdienstliche Handlungen verrichten sahen, die sie für eine Messe hielten. Prüft nun, ob ihr hierüber vollständige Gewißheit besitzet!"

Die Geschwornen befragten die Zeugen und sich selbst, welches denn die wesentlichen Zeremonien einer Messe seyen; sie erhielten keine befriedigende Antwort, und erklärten also, daß das Corpus delicti nicht hergestellt sey, und sprachen über den Angeklagten das Nicht schuldig aus. So entkräftete die Weisheit des edlen Richters ein unweises und und unmenschliches Gesetz.

Einst machte er, nach brittischer Sitte, seine Gerichtsreise in den Grafschaften. Man lud ein altes Weib vor; sie ward der Hexerei beschuldigt. Die Einwohner des Ortes waren sehr gegen sie erbittert. Zeugen bekräftigten, sie hätten sie auf dem Kopfe in der Luft gehen sehen. Lord Mansfield hörte die Anklage und die Zeugen ruhig an; er sah die Volksstimmung, die man nicht aufregen durfte, und sagte zu der Versammlung:

„Ich zweifle gar nicht, daß diese Frau mit dem Kopfe zu unterst und den Füßen in der Höhe durch die Luft gefahren ist, denn die Zeugen haben es ja gesehen. Aber sie hat die Ehre, eine Brittin zu seyn, wie ich und ihr; sie kann also nur nach den Gesetzen des Landes gerichtet, nur dann bestraft werden, wenn sie diese verletzt hat. Nun kenne ich kein brittisches Gesetz, welches verbietet, in der Luft zu fahren, oder auf dem Kopfe zu gehen. Jeder

von

uns kann das nehmliche ganz ungestraft thun. Also sehe ich keinen Grund, die Angeklagte zu verurtheilen, und sie kann also ruhig nach Hause gehen."

Dieser weise, dem brittischen National-Charakter so rein zusagende Ausspruch erfüllte seinen Zweck vollkommen; er beruhigte alle Gemüther, und die Alte verließ ungehindert den Saal.

34. Der poetische Schulmeister.

Ein Schullehrer auf dem Lande bei Gießen, hatte auf die Vermählung seines Fürsten ein Glückwunschgedicht verfertigt, mit der Aufschrift: „Ein von Gott selbst gemachtes Hochzeitgedicht" — und überreichte es dem damaligen Superintendenten und Professor Brunner, der auch zugleich Professor der Poesie war, zur Censur. Brunner setzte, nach Erblickung dieser Aufschrift, sogleich folgende Verse auf das Blatt:

So hoch hat's noch kein Mensch getrieben.
Mir stehet Witz und Feder still,
Daß man, was Gott selbst hat geschrieben,
Dem Censor übergeben will.
Fürcht't denn der Setzer keine Strafen,
Da er das Blatt hat umgewandt?
Ei, kommt's von Gott, so gebt's dem Grafen:
So hat er's aus der ersten Hand.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel, / Migne, Jacques Paul / Montfaucon, Bernard de

Denkwürdigkeiten aus der Menschen-, Völker- und Sittengeschichte alter und neuer Zeit zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für alle Stände

Bd.: 10 = 4

Ulm (1828)

H.misc. 18 q-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10737500-8